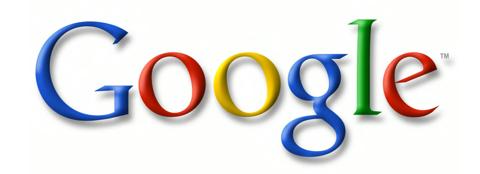
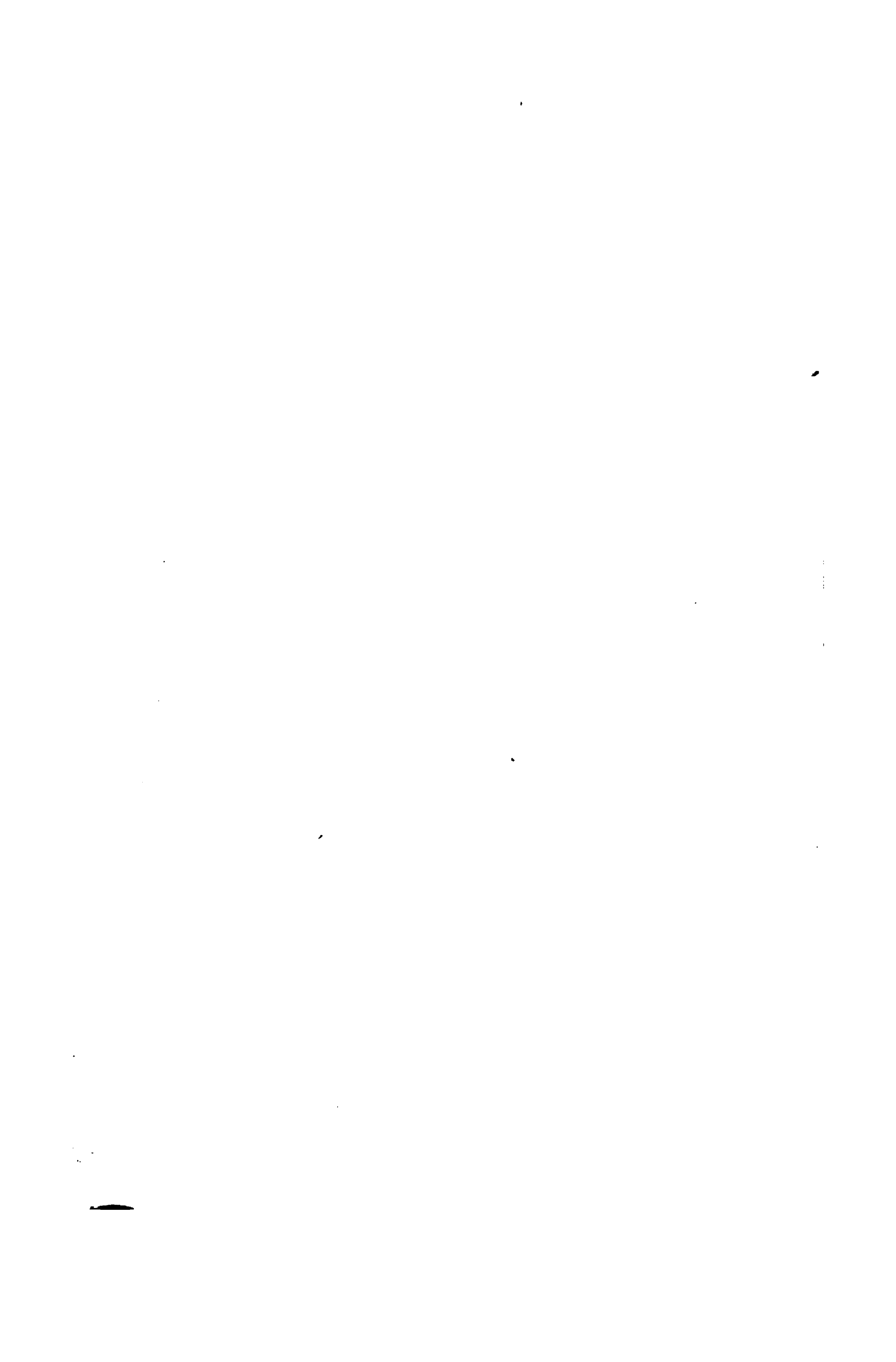





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution





Aus der Oberpfalz.

Sitten und Sagen.

Von

Fr. Schönwerth,
k. b. Ministerialrath und Generalsekretär.

Zweyter Theil.

Augsburg,
Matth. Rieger'sche Buchhandlung.
1858.

Inhalt.

	Seite.
Siebentes Buch. Einleitung.	1 — 48

Erste Abtheilung. Die vier Elemente.

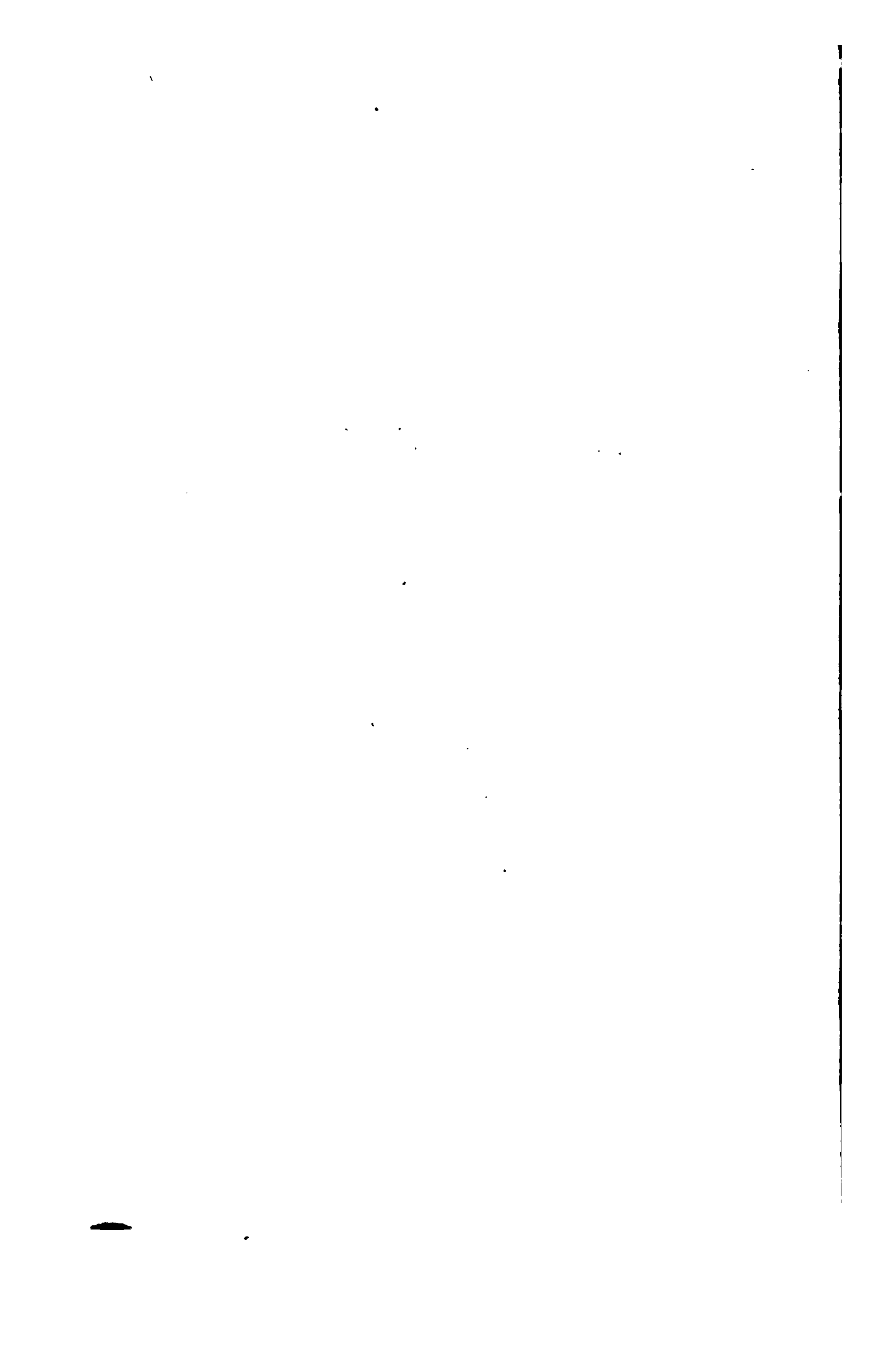
Achtes Buch. Licht und Feuer. . .	49 — 101
Neuntes Buch. Luft.	103 — 166
Zehntes Buch. Wasser.	167 — 232
Eilftes Buch. Erde.	233 — 460



Siebentes Buch.

Einleitung.

§. 1. Gegenstand.
§. 2. Eintheilung.
§. 3. Die vier Elemente.
§. 4. Die vier letzten Dinge.
§. 5. Die Götter.
§. 6. Fortsetzung.
§. 7. Fortsetzung.
§. 8. Mittelwesen.
§. 9. Riesen und Zwerge der Erde.
§. 10. Fortsetzung.
§. 11. Fortsetzung.
§. 12. Der Wald.
§. 13. Die Ueberlieferung des Volkes.
§. 14. Oberpfälzische Ureigenheit.



Siebentes Buch.

Einleitung.

§. 1.

Im ersten Theile der Sitten und Sagen aus der Oberpfalz habe ich einen größern Abschnitt des Stilllebens im Volke dem Leser vor Augen geführt. Folgerecht sollte ich nun die Fortsetzung liefern, denn des Stoffes läge genug vor, sowohl in der Nachlese, welche seitdem zu Ersterem gehalten wurde, als auch in den Aufzeichnungen über das Haus und seine Theile, Einrichtung und Geräthschaften, Speisen und Kleidung, des Tages Arbeit und deren Besonderheiten, dann über Kinderspiele und Kinderlieder.

Doch habe ich es für dringender erachtet, die andere Hälfte des Titels zu ergänzen und nun zur Sage und Mythe überzugehen.

Ich habe mir darin die Aufgabe gestellt, die Anschauungen des Volkes darzulegen, welche sich aus seinem heidnischen Glauben noch erhalten haben,

somit dasjenige aufzunehmen, was seine alten Götter und halbgöttlichen Wesen, seine Geister und geister=ähnlichen Erscheinungen berührt, überhaupt das, woraus sich die höhern Wesen, an die der Heide einst glaubte, erkennen lassen. Während also der erste Theil alte Sitte und altes Recht enthält, soll der zweyte die Mythologie als Gegenstand umfassen. Doch kann derselbe nicht erschöpft werden: Vieles muß der Symbolik der Zeit, Manches auch jener der organischen Natur überlassen bleiben.

Was Inhalt und Form des Darzustellenden betrifft, so halte ich auch hier an dem bereits ausgesprochenen Grundsatze fest, nichts aufzunehmen, als was aus dem Munde des Volkes kam, und das Gewonnene treu und einfach wiederzugeben, wo möglich als ein nach Außen abgeschlossenes Ganzes.

Es mag dabey sich öfter treffen, daß, was ich vorführe, bereits anderwärts veröffentlicht, oder daß, was bereits bey andern deutschen Stämmen gründlich erhoben ist, auch hier und ohne wesentlich neue Zuthat erscheint. Da ich mir aber zum Vorwurfe gesetzt, den Oberpfälzern ein getreues und umfassendes Bild des eigenen Seyns und Denkens vorzuführen, nicht aber, was bisher als allen Deutschen Stämmen Gemeinsames erkannt wird, zu ergänzen, so konnte ich diesem Bedenken nicht Rechnung tragen.

Ich lebe dabey der Hoffnung, daß es mir gelingen wird, bey meinen Landsleuten den Sinn für die heimatlichen Altertümer durch die Veröffentlichung meiner For=

schungen zu wecken, zu beleben, sie zu eigenem selbständigen Forschen anzuregen und auf diese Weise für die theure Heimat zu wirken, daß sie heraustrete aus ihrer Verborgenheit und sich ebenbürtig hinstelle neben die auf diesem Gebiete schon vertretenen Gaue Deutscher Erde. Die Arbeit ist, wenn auch mühevoll, doch in ihrem Ertrage lohnend, und wird nicht bloß von der Gegenwart, welche der Heimat sich wieder zuwendet, sondern mehr noch von der Zukunft, den Nachkommen, ihre dankbare Würdigung finden. Wie wir Jenen dankbar seyn müßten, welche vor Jahrhunderten uns aufgezeichnet hätten, was das Volk sich erzählte von alten Tagen, wie es lebte und dachte, wird die Nachwelt auch Denjenigen den gebührenden Dank nicht versagen, welche in der Gegenwart für sie sammeln, die Goldkörner der Mythe und Sage zu Tage fördern, die ersterbende Mundart vor der Vergessenheit retten, das häusliche Leben, die Gewohnheiten, Freud und Leid des Volkes in ein Gemälde aufnehmen und so zum Zeugen ihrer Mitwelt, zum Urkundensammler für die Gegenwart werden. Oder sollte das nicht den Namen der Urkunde verdienen, was auf diese Weise gewonnen und für das Gedächtniß aufgezeichnet wird?

In der That, reicher Fund wird Demjenigen, welcher auf oberpfälzischem Boden solche Zeugnisse aufsucht. Es bedarf hiezu keines gelehrten Apparates, keiner großen Reisen und Wanderungen, nicht großartiger Pläne. Jeder hat die Schachte in nächster Nähe, wenn er sehen, suchen will. Ich verweise hier nur auf das, was ich aus der

Gegend von Waldthurn, Bleystein und Vohenstrauß bey zweymaliger Anwesenheit dort aufzubringen vermochte.

Je enger der Kreis, den sich der Forscher zieht, desto ergiebiger und edler die Ausbeute. Alles Andere gilt als Raubbau.

Und nicht mehr zu säumen ist damit. Die Gegenwart ist zu sehr auf das Praktische, auf Gewinn gerichtet, als daß der junge Nachwuchs die Ueberlieferungen am häuslichen Herde seinem Gedächtnisse bewahren möchte. Die Jugend wird in der Schule gedrillt nach demselben Maßstabe für Land und Stadt, und um alle Poesie gebracht; ja der Lehrer steht nicht an, die Kleinen aufzuklären, wie die Bescherung des Christkindes am Weihnachtsabende doch nur eitel Trug und Lüge sey. Und die Kinder klagen dann weinend den Aeltern ihr Leid, daß man sie um diesen schönen Traum gebracht und durch solchen Raub in die Prosa des Lebens allzufrühe eingeführt habe. Welchen Ersatz könnte die Schule auch einem Kinde bieten, dem man so unbefugter Weise seinen frommen Glauben genommen hat! Es ist eine traurige Erfahrung an gar vielen Orten, wie die Jugend, kaum der Schule entwachsen, Alles wegwirft, was sie darin gelernt hat, daß die Feyertagschüler schon vergessen haben, was sie in der Kinderschule gekonnt.

Man möge also doch nicht glauben, mit diesen Schulen für das Leben zu bilden, mit diesen Lehrbüchern, die, oft in verrenktem Deutsch abgefaßt, selbst Erwachsenen schwer verständlich sind. Und hätte nicht die Mutter dem Kinde den Glauben an Gott und

seine Gebote in das Herz gepflanzt, und würde nicht die Kirche alle ihre Kräfte aufbieten, zu erhalten, was gefährdet ist, so gäbe es wohl keine Gewalt, welche die Verirrten zurückbrächte auf den Weg, den die Treue der Voraltern gegen geistliche und weltliche Obrigkeit gebahnt hat. Wie die Burgen zusammenstürzen der edelsten Geschlechter, die in der Geschichte glänzen, und ihren letzten Weheschrey dem trauernden Besucher entgegensenden, ob denn Niemand sey, der sich erbarme, wie ihre Trümmer selbst im Tode nicht Ruhe finden vor dem Egoismus der heutigen Welt, welcher Alles praktisch verwerthen will, so ergeht es auch den Resten der Erinnerung im Volke an sein früheres Wissen und Thun. Aus der Jugend werden sie ausgetrieben durch die Schulgelehrsamkeit, und dem Manne sind sie eitel Märlein und nichtsnutzig Zeug, so daß er nicht begreifen will, wie sich Jemand mit solchen Träumereyen quälen mag. Freylich, es gibt heut zu Tage nur Eine reelle Wissenschaft, das Einmal-Eins.

§. 2.

Dem gläubigen Christen ist die Natur so belebt, wie dem Heiden, nur in anderer Weise. Jenem geht der Hauch des Einen liebenden Gottes belebend durch alle Welt, dieser hat den wahren Gott, theilweise auch den Akt der Schöpfung verloren, hält aber noch fest, daß, was da ist, sich nicht aus sich selbst erhält, daß die gesammte Natur dem Gebote höherer Kräfte gehorche

und eben dadurch bestehe. So wie dem Heiden die Welt aus den vier Elementen Licht, Luft, Wasser, Erde zusammengesetzt ist, stellt er ihnen höhere Wesen, Gottheiten, unter, welche durch sie und an ihnen wirken; dann schreitet er um eine Stufe vor und macht die Elemente als die Getragenen selbst zu Trägern, zu Göttern, indem er diesen jene Eigenschaften einverleibt, welche die Elemente vom Schöpfer des Alls erhielten. Zuletzt genügt auch dieses nicht; denn jedes Element zertheilt sich wieder in verschiedenen Aeusserungen seines Wesens. Auch diese Ausdrücke desselben Wesens hält der Heide, dem die Einheit abhanden gekommen, auseinander, und knüpft an sie Mittelwesen, höher als er, tiefer als die Götter, gleichsam das dienende Gefolge der letztern.

Diese höhern Wesen stufen sich zu einander je nach ihrer größern oder geringern Theilhaftigkeit an der Göttlichkeit wieder ab in verschiedenen Graden, und werden zu oberst Götter niedern Ranges, in der untersten Reihe zu den fast menschlichen Riesen und Zwergen.

Gleichzeitig gelangt der Heide zum gegensätzlichen Dualismus, weil in der Welt das Gute neben dem Bösen wirkt, ein und dasselbe Element unter verschiedener Richtung sich freundlich und feindlich äussert. Daher die Scheidung der göttlichen Wesen in gute und böse, je nachdem sie gleich den Elementen wohlthätig oder zerstörend wirken: jenen dankt er, diesen sühnt er. Eine solche Scheidung finden wir in dem Kampfe der einzelnen Götter gegeneinander, sowie auch die Elemente

sich gegenseitig bekämpfen. Besonders tritt sie im Verhältnisse der Asen zu den Vanen, dann in jenem des Locki zu den übrigen Göttern, in der Feindseligkeit der Riesen gegen die Himmlischen, am stärksten aber in der Götternacht hervor, da wo der Dualismus zusammenbricht.

Der Dualismus tritt aber noch in anderer Richtung auf, im Gegensatze einer männlichen und weiblichen Hälfte der Götter, aus welcher Verbindung dann auch ein Drittes hervorgehen kann, wie bey Wind, Windin und ihrem Kinde.

Noch ein Umstand kommt hier zu berücksichtigen, das Grössenverhältniß. Die Götter sind zwar an ein bestimmtes Maß nicht gebunden; sie können beliebige Grösse sich aneignen. Dagegen erscheinen die Reihen der Mittelwesen theils in einer Grösse, welche das menschliche Maß überschreitet oder hinter ihm zurückbleibt, theils aber demselben auch gleichkommt.

Ausgeprägte Schönheit kommt den Wasserfrauen und Burgjungfrauen zu, seltener den Weibern der Riesen und Zwerge.

Im Allgemeinen geht aber ein Zug von Häßlichkeit durch alle mythischen Wesen; sie mußten ja den ersten Christen häßlich, verhaßt gemacht werden, um diese von den falschen Göttern abzuziehen.

Auf diesem Wege ist nun der Heide, um seine Götter zu bilden, von dem wahren Gotte ausgegangen, hat dessen Eigenschaften und Offenbarungen an die einzelnen Gebiete der Natur als waltende Gottheiten vertheilt,

und ist so, immer weiter herabsteigend, da angelangt, wo ihm diese seine Götter ganz zu menschlichen Wesen wurden. Umgekehrt ist er aber auch aufsteigend hiebey zu Werke gegangen, indem er Menschen, als Helden oder Gesetzgeber um das Volk verdient, zu Göttern erhob.

Vermenschlichung der Götter und Vergöttlichung der Menschen ist Ausgeburt des Heidentumes. Der Heide sucht nach dem wahren Gotte, von dem er einst gewußt, und kann ihn nicht finden. — Das Heidentum ist sich aber auch bewußt, daß es nicht auf die Dauer bestehen wird. Seine Götter tragen den Stempel der Zeitlichkeit an sich, und damit der Vergänglichkeit. Was in der Zeit geboren ist, wird von der Zeit verzehrt, was in ihr seinen Anfang genommen, erhält auch in ihr sein Ende. Daher der Zug der Wehmut, der hindurch zieht, über einen großen Verlust, den es erlitten, daher die Furcht vor dem Ende, da Alles, was ist, aufhören wird, aber auch das Sehnen nach Einem, dem unbekannten Gotte, der kommen soll, um die Erlösung aus dem Zwiespalte zu bringen, nach Jenem, der da Licht schaffen wird und Freyheit Allen, so in den Finsternissen sitzen und im Schatten des Todes.

Die Welt wird vergehen und mit ihr ihre Götter: dann, wenn die Treue keine Stätte mehr findet bey den Menschen, bricht die Götternacht an, und Alles, was lebt, steigt hinunter in das Dunkel des Todes, des Nichtmehrseyns. Aber dann wird auch die Welt wieder auferstehen aus dem Untergange, und mit ihr die aus-

erwählten Götter und Menschen, und Unschuld und Seligkeit wird fortan herrschen im Himmel wie auf Erden. Dieses ist Inbegriff germanisch-heidnischer Anschauung, wie er uns in einem der großartigsten Wahrsprüche einer Vala, in der Völuspâ, hinterlassen ist, einem prophetischen Hochgesange, welcher auf heidnischem Gebiete das ist, was die Offenbarung Johannis auf dem christlichen. Kein Volk des Heidentumes hat diesem etwas Aehnliches an Erhabenheit und Grösse zur Seite zu setzen.

In dem Bestehen und Vergehen der Welt und ihrer Götter ist nun der Grund zur Abtheilung des vorliegenden Bandes in zwey grössere Abschnitte gegeben. Der erstere davon enthält die mythischen Gestalten und was daran hängt, nach der Ordnung der vier Elemente Licht, Luft, Wasser, Erde, welche die ganze Natur umfassen, und dem Volke jetzt noch als die vier Grundfesten der Welt gelten. Was die Gelehrsamkeit auch zu Tage fördern mag, das Volk schreitet durch ihre Anschauungen hindurch und bleibt, auf der Heiligkeit der Vierzahl fußend, dem althergebrachten Satze der Vierheit der Elemente getreu. Der zweyte Abschnitt, der von dem Aufhören des Seyns handelt, vermag gleichfalls eine Vierheit aufzustellen, indem er den Tod des Individuums und des Ganzen, ausserdem noch die seligen und unseligen Gefilde bespricht.

§. 3.

Auf die dunkle feste Erde legen sich zwey flüssige Elemente, Luft und Wasser, und bilden mit ihr eine Dreyheit, welche zur freyen Entwicklung des Lebens des vierten Elements, des Lichts, bedarf.

Licht erscheint sonach mit Recht als das höchste der Elemente, und hat als solches schon bey den heidnischen Urvölkern göttlicher Verehrung genossen. Dem Germanen verkörpert sich das Licht in den beyden grossen Gestirnen, welche die Zeit abtheilen, in Sonne und Mond, und wird somit in eine weibliche und in eine männliche Hälfte der Lichtgottheit gespalten. Mit Luft und Erde tritt es in nähere mythische Beziehung durch den Regenbogen, mehr noch mit dem Wasser, welches die Bilder von Sonne und Mond in sich aufnimmt und wiedergibt.

Mit dem Lichte ist naturgemäß das Feuer verbunden: auch dieses tritt dem Germanen in einer Zweytheilung auf, als himmlisches und unterirdisches Feuer.

Dieser Dualismus bey Licht und Feuer erscheint als kein ursprünglicher; es mußte erst die Harmonie gestört werden, um Zwiespalt zu erzeugen, vielleicht durch überwiegenden Einfluß fremdartiger Religionssysteme.

Die Luft zeigt sich als Tummelplatz mythischer Wesen, vor Allem des Wodan und seines Gefolges im wütenden Heere, dann riesiger Naturen, wie im Winde und seiner Familie, zuletzt und am häufigsten der Geister in Elbengestalt. — Die Ereignisse, welche innerhalb

des Dunstkreises vorfallen, finden im Volke oft die interessanteste mythische Einkleidung.

Das Wasser möchte ich vorzugsweise das mythische Element nennen, so reich ist es in tiefgehender Mythe und Sage vertreten. Ein eigener Zauber liegt über dieses Element ausgegossen, und mit besonderer Vorliebe und Ausschmückung verweilt der Mund der Erzählerin bey den Sagen von den in Schönheit strahlenden Wasserfrauen, welchen in der Liebe zu den Söhnen der Erde höchstes Glück und Unglück zu Theil wird. Aus dem Wasser kommen die Kinder und in dieses Element kehren die nicht gereinigten Seelen Verstorbener zur Läuterung in Gestalt kleiner Fischchen zurück.

Endlich die Erde bietet auf und unter der Oberfläche eine Mehrzahl mythischer Wesen zur Besprechung, vorzugsweise auf und in den Bergen die Riesen und Zwerge, im Walde die Waldgeister mit den unglücklichen Holzfräulein, in den alten Burgruinen auf mythischem Hintergrunde die Burgjungfrauen, welche der Erlösung harren und dafür reiche Schätze bieten.

Daneben entwickelt sich eine eigene Welt unter der Erdrinde. Es sind alte weite Wohnsitze früherer Bewohner in ihr begraben, Städte und Burgen und Kirchen, und die Glocken senden noch ihre Klage daraus empor zu den Menschen. Straßen und Gänge durchziehen den Boden unter der grünen Decke, damit es den Anschein gewinne, als habe die Gegenwart über den Trümmern einer vergangenen Kultur sich aufgebaut, und auf daß Leben hineinkomme in diese unterirdische

Welt, haust unten das Volk der Zwerge in gleicher Weise, wie oben das der Menschen. — Hier streift die Mythe an die Geschichte.

§. 4.

Den vier Elementen, welche das Daseyn der sichtbaren Welt und ihrer einzelnen Theile begründen, stehen die vier letzten Dinge gegenüber, in welchen sowohl das Individuum, als die ganze äussere Erscheinung der Welt ihr Ende finden.

Dieser Gedanke an das einstige Aufhören der Dinge in der Welt, an den Weltuntergang, geht durch alle Völker und hat seine nächste Begründung im Tode des Individuums. Ist ja das, was wir Welt nennen, die Erde mit Allem, was auf und über ihr leibt und lebt, selbst nur ein Individuum im Gegensatze zu den unzählbaren Weltkörpern im unendlichen Raume. Was aber so untergeht, soll in Wiedergeburt verjüngt und verschönert wieder erstehen, wie wir schon hier auf Erden aus dem Tode neues Leben erwachsen sehen.

Vor allem stellt hiebey der Mensch die Frage an sich selber, was aus ihm werden soll, wenn er den letzten Schritt gethan haben wird im Leben, um aus dem Diesseits in das unbekannte Land des Jenseits zu gelangen, und sein sittliches Gefühl, sein Gewissen, sein Rechtsbewußtseyn stellt ihm zwey Bilder vor Augen, das eine herrlich und freudevoll, im Umgang mit den Seligen, das andere häßlich und voll Schmerz und Grauen

im Gegensatze zu den himmlischen Freuden, jenes als Lohn, dieses als Strafe für das gut oder übel verbrachte Leben von den Göttern zugetheilt. Himmel oder Hölle sind die beyden Räume, in welche die Menschen einzugehen haben, sowie die Schwelle des Todes überschritten ist.

Es ist begreiflich, daß, was das Heidentum über diese Dinge gelehrt hat, bei dem hohen Ernste derselben und der Ungewißheit des Schicksals weit tiefer im Volke eingedrungen seyn muß, als sonstige Anschauungen, daß somit auf diesem Boden das Ergebniß der Forschung ein reicheres seyn wird. — Insbesondere muß bei dem Volke der Oberpfalz noch viel in der Erinnerung haften geblieben seyn, nachdem der Boden mühevoller Arbeit nur mit karger Frucht vergilt, das Leben höchst einfach und nüchtern dahinfließt, und von der Aussenwelt bis jetzt nicht berührt wurde, endlich das melancholische Hügelland mit seinen Wäldern, seinen krystallenen Wassern und seiner metallreichen Unterlage ernstere Anschauung der Dinge in der Welt, gleichwie in Westphalen und auf den schottischen Bergen mit sich führt.

Was ich darüber zu Tage gebracht, ist nicht überall gleich verbreitet, gerade über solche Gegenstände läßt sich der heimliche Gedanke nicht leicht erforschen, ist auch oft selbst nicht so zum Bewußtseyn gekommen, daß er in Worte sich kleiden ließe. Gerade aber auf diesem Boden hatte das Christentum weniger Kampf zu bestehen, weil es entweder mit der allgemeinen sittlichen

Grundlage, welche hier das Heidentum auslegte, sich befreunden konnte oder auch selbst maßgebende Bestimmungen über das Einzelne des Jenseits nicht aufstellte.

Um so freyer verblieb sonach die heidnische Anschauung innerhalb des Christentumes, wenn sie gleich um eine Stufe tiefer herabsteigen und die Walhalla mit ihren Göttern und Seligen zur Hölle mit ihren Teufeln und Verdammten gestalten mußte. —

Aus dem Vorgetragenen folgt, daß hier vorerst der Tod als mythische Persönlichkeit zur Besprechung gelangen müsse, sodann die beyden Räume, welche die Seelen der Verstorbenen aufnehmen, Himmel und Hölle, letztere mit ihrer Bevölkerung, Teufel und Verdammte, zuletzt das Ende der Dinge.

§. 5.

Unbewußt hat das Volk in seinen Ueberlieferungen die Erinnerung an manche seiner frühern heidnischen Gottheiten bewahrt. Sind auch die Namen zumeist vergessen, leuchtet doch das Wesen derselben klar hindurch, besonders bey jenen Gottheiten, welche zugleich Träger der Elemente selber sind und somit als Hauptgötter gegolten haben. Es ist dabey selbstverständlich, daß hier, wo es sich vorerst nur um die Elemente handelt, nicht Alles zur Sprache kommen kann, was die Götterlehre betrifft: später, in der Symbolik der Zeit und Natur, werden dieselben Götter unter andern Beziehungen, ausserdem noch andere göttliche Wesen auftreten, für

welche im vorliegenden Theile kein Anlaß zur Besprechung gefunden wurde.

Ist das Licht Erstes der Elemente, so gebührt es sich, die Reihe der Gottheiten, welche aus den Ueberlieferungen sich deuten lassen, mit den beyden Lichtträgern Sonne und Mond zu eröffnen. Ihre göttliche Verehrung ist unzweifelhaft, der Schluß auf den hohen Grad und die Ausbreitung der Verehrung gerechtfertiget durch die Menge Aberglaubens, welche sich jetzt noch an beyde Lichtkörper knüpft, dann die reiche Sage, welche von ihnen im Volksmunde geht. Hier treffen wir mehrfach ganz Eigentümliches, vor allem die tödtliche Feindschaft, womit, wie in der grönländischen Sage, der Mond die Sonne verfolgt, die Symbolisirung von Sonnenfinsterniß und Mondeswechsel, die erotischen Beziehungen des Mondes, dessen Bezüge zur Geisterwelt. Nicht weniger ist hervorzuheben, daß, während sonst das Geisterreich vor der Sonne sich zurückzieht, hier die Geister gleichwohl die Sonne nicht scheuen, selbst um Mittag sich zeigen. Ich habe für die Oberpfälzer gothische Abkunft in Anspruch genommen, ausserdem bemerkt, wie dort neben Thor auch Freyja als Stammesgottheit gelte, und Gelehrte haben darauf hingewiesen, daß Gothen und Sueven die Vanengötter eigen gewesen. Wir wissen ferner, daß, als in der grauen Vorzeit die beyden Religionssysteme der Asen und Vanen in Kampf mit einander geriethen, der Zwist im Friedensschlusse damit seine Erledigung fand, daß von jedem Theile Glieder der Gegenparthey herübergenommen wurden und so

die göttlichen Geschwister Freyr und Freyja von den Vanen zu den Asen übertraten, was einer Verschmelzung der beyden Religionssysteme gleich kommt. Ich halte dafür, daß Beyde den Vanen Lichtgötter und zwar Sol und Luna gewesen seyen, und nur in Würdigung ihrer Erhabenheit bey der Uebersiedlung gleich den Asengöttern Wochentage und zwar die letzten beyden, als Tage der Verehrung erhielten, dabey aber nicht mehr eigentliche Lichtgötter bleiben konnten, sondern ein anderes verwandtes Gebiet, Liebe und Zeugung, Ehe und Fruchtbarkeit überkamen. Altnordisch ist freyjudagr und laugardagr — Freytag und Samstag, laugardagr heißt Badetag, noch jetzt der Samstag in der Oberpfalz der Waschtag. Mit dem Eintritte des Feyerabends wird das Haus gefegt, das Geräthe gereinigt, vor dem Schlafengehen die Werktagswäsche gewaschen.

Ich gehe noch weiter. Nach der Sage in der Oberpfalz stehen Sonne und Mond in Gattenverhältniß zu einander — Sôl sinni Mâna — dieses löste sich aber und der Mond nahm von der Erde eine Jungfrau, die Sonne deren Geliebten zu sich empor. Es wird mir erlaubt seyn, die Aufgenommenen als Freyja und Freyr zu deuten.

Nimmt man ferner den Mittwoch als Wodanstag für den Haupttag der Woche, wie er denn auch der grosse Tag, Mikka oder Micha, gothisch: mikils? heißt und die Woche scheidet, so entspricht dem Mondtage und Sonntage zur Rechten — Freytag und Samstag, Tag der Freyja und des Freyr, zur Linken, so stehen

sich Asen= und Vanengötter, den beyden Lichtgöttern der Asen die der Vanen, jedem männlichen Lichtgotte eine weibliche Hälfte gegenüber.

Daß Freyr einer ausgedehnten Verehrung in einem Theile der Oberpfalz, am untern Böhmerwalde, genoß, davon möchten die vielen geisterhaften Rinder Zeugniß geben, welche dort an heiligen der Verehrung des Gottes geweihten Wäldern, auf Waldwiesen weiden.

Es wäre damit auch hier jene Trias von Odin, Thor und Freyr nachgewiesen, wie selbe bey den Germanen in Skandinavien verbürgt ist.

Ein weiterer beachtenswerther Zug ist, daß der Hoymann, in welchem ich den Priester des Gottes, den Wächter des heiligen Haines erkenne, mit einem breitkrempigen Hute geschildert wird. Wir wissen, daß der Hut Auszeichnung der Priester bey den Gothen war.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Am Samstage soll die Sonne scheinen, wenigstens einmal und zwar um die Mittagsstunde, wenigstens drey Minuten lang. Das gilt für Freyr als Sonnengott. Noch mehr: der Samstag ist der Tag des „alten Herrgottes.“ Das deutet darauf, daß der Tag bey den Vorältern der Oberpfälzer einem Gotte, keiner Göttin geweiht war. Es ist überhaupt ein sonderbarer Satz, daß die beyden darauf folgenden Tage, Sonntag und Mondtag, dem „jungen Herrgott“ gehören, jener als Tag der Auferstehung des Herrn, dieser als dem heiligen Geiste geweiht. Wäre es nicht zu kühn, würde ich daraus schliessen, daß dem oberpfälzischen Volke die Vanengötter

als die ältern, die Asen als die jüngeren gegolten haben. Hiedurch fände meine obige Behauptung neue Begründung.

§. 6.

In das Feuer theilen sich zwey Gottheiten, je nachdem es von seiner wohlthätigen oder zerstörenden Wirkung aufgefaßt wird. Der Donnergott scheint für sein weites Reich ersteres allein in Besitz zu nehmen; sein Blitz, das Feuer vom Himmel, ist ja der Bewältiger störriger feindlicher Gewalten. Für das zerstörende irdische Feuer gilt der eigentliche Feuergott Locki, dessen Geschlecht einst den Untergang der Götter und ihrer Welt herbeyführen wird. Im Feuer drückt sich mithin recht eigentlich der feindliche Gegensatz heidnischer Weltanschauung aus, und ich möchte sagen, Donar gelte als Feuergott nur insoferne, als er den Zerstörer Locki, den Gott des irdischen Feuers, welches in den letzten Tagen die Erde und was an ihr ist, vernichten soll, zur Zeit noch zu bändigen vermag. Darum steht auch das gebundene Feuer in so enger Verbindung mit der Sonne, daß, wenn dieser Verfinsterung droht, zum Bändiger des Riesengeschlechtes, zum Donar, vielmehr zu seinem Symbol, dem das Feuer umschliessenden Ofen gebetet wird. Er soll das irdische Feuer in Fesseln legen, Locki und sein Geschlecht, daß es nicht hinausschlage über die Erde und die ganze Welt verschlinge.

Dem Donar stehen als einem der höchsten Götter

Priester und Priesterinen zur Seite. Diese haben die Aufgabe, das verzehrende Feuer zu beschwören, sein Wüthen zu brechen, gegen den Feind ihres Gottes zu kämpfen.

Um hiefür dessen Beystand zu gewinnen, werfen sie Opfer in den wüsten Brand, seyen es geweihte Brode oder dem Gotte geheiligte Thiere, oder sie zeichnen heilige Runen und sprechen kräftige Bannworte, weßhalb sie den Zorn des feindseligen Locki auf sich laden und seiner Rache durch schleunige Flucht entweichen müssen.

Um die drohenden Gelüste des Verderbers fern zu halten, bewahren die Heiden geweihte Brodscheiben im Hause, lassen dem Donar heilige Thiere darin nisten von röthlicher, auf den Gott zeichnender Farbe, wie Störche, Feuerschwalben, Rothschwänze, pflanzen ihm geweihte Gewächse, wie Hauswurz, Donnerbart, auf das Dach. Damit treten sie in den Schutz des gewaltigen Gottes, und Locki vermag wenigstens jetzt noch nichts gegen ihn.

Alles dieses hat sich bis auf die Gegenwart augenscheinlich erhalten; selbst jetzt übt noch der Priester den Feuerbann durch Opferbrode, und umreitet der Förster, Schattenbild des den heiligen Hain hütenden Priesters, den Feuersegen betend, seinen brennenden Wald. Noch jetzt schützt sich das Volk, wie ehedem die Heiden, gegen Feuersbrunst.

Doch ist auch hier das Priestertum der heidnischen Germanen im Ganzen schlecht weggekommen. Sie,

welche früher das Feuer besiegten durch die Macht ihres Gottes, gelten nun gerade als diejenigen, welche Feuer und Unwetter hervorrufen; sie sind zu Wettermachern und Wetterhexen geworden und stehen im Bunde mit dem Teufel.

Wenn das verzehrende losgebundene Feuer dem Locki anheimfällt, bleibt dem Donar das wohlthätige Feuer des Blitzes, welcher Alles, was er trifft, seinem Sender, dem Donar, heiliget, selbst die Trichter, welche er in den lockern Kalkboden schlägt, die heiligen Raun-Löcher. An zweyter Stelle gebührt ihm das gebundene, zum Segen gezwungene Feuer auf Herd und in Ofen.

Daher ward letzterer als Personifikation des Donnerers göttlich verehrt, angebetet; um den Ofen, den Behälter des Feuers, wird getanzt, an ihn flehende Bitte gerichtet, in ihn das fieberkranke Kind zur Heilung gesteckt.

Dem leeren Ofen wird geopfert mit Speiseresten und seinem Feuer mit Salz und Speichel Zwang angelegt, so es unruhig wird. An die häusliche Feuerstätte richtet das heiratslustige Mädchen sein Gebet um einen Mann, wofür sie das Feuer gleich einer Priesterin zu unterhalten sich verpflichtet: dort befragt sie den Wahrspruch des Gottes über ihr Schicksal. Schon im ersten Theile haben wir den rothhaarigen Donar als den Gott des Hausstandes erkannt, der unter dem Symbol des Ofens oder des Feuerbehälters angebetet worden.

Der Donner als Begleiter des Blitzes führt uns wieder zum Donnergotte. Dieser erregt das Donnern

durch Fahren im Himmel; unsere Sage läßt ihn ausdrücklich als den wagenfahrenden Gott erscheinen und seine Rosse schlagen den Blitz aus dem Gesteine; daher auch das Aufhängen gefundener Hufeisen an den Rousbaum des Hauses als Mittel wider Gewitter, Blitz und Feuer. Zwar meldet das Volk Aehnliches auch von St. Peter; aber dieser steht für Johannes den Täufer, den christlichen Stellvertreter Thors, seines rothen Bartes halber; an manchen Orten gilt statt Sunwendfeuer und Johannisbaum das Petersfeuer und der Petersbaum. Peter und Paul fällt noch in die Oktave von Johannes dem Täufer. St. Peter, ja unser Herrgott selbst, fährt Unsre Liebe Frau im Wagen auf dem Himmelsgewölbe spazieren; ich beziehe sie auf Freyja, welche gleichfalls im Wagen fährt; beyde erscheinen geradezu als Herr und Frau; selbst Wodan tritt weit vor ihnen in den Hintergrund zurück. In der merkwürdigen Sage vom Zwergengeschmeide wird Wodan sogar in die Person des Donnerers hinübergenommen. Kein Fluch ist dem Oberpfälzer noch jetzt so geläufig wie: Dunar unz Weda, — verstärkt noch in Duna-Weda-Strahl, verkürzt in: Ui Strahl! Wo andere den Teufel nennen, ruft der Oberpfälzer sein: Duna, in jeder Art Gemütsstimmung.

Hier muß ich noch einen seltenen Ausruf der Verwunderung, des Gefallens verzeichnen, den ich bisher nur um Neuenhammer getroffen: God-daun̄! Es könnte das alte Duna-Donner und somit rechtes Seitenstück zu Kotz Blix seyn.

§. 7.

Was die Luftgottheiten anbelangt, so stehen Wodan und seine Gemahlin Frigga an der Spitze. Wodan ist der eigentliche Himmelsgott, der höchste Gott, Allvater, und steht darum auf der Pyramide, welche die sieben Wochentage bilden, zu oberst. Zunächst kommen dann auf beyden Seiten Ir und Thor, als Schwertgott und Donnergott, seine Inkarnationen. Sonne und Mond, ursprünglich seine Augen, sind doppelt vertreten, von Asen und Vanen Seite, zur Rechten als die leuchtenden Himmelskörper selbst, die Zeitmesser, zur Linken als die wärmenden befruchtenden Kräfte, welche vom Lichte ausgehen, Freyja und Freyr.

Vielfach geht die Ueberlieferung auf Wodan zurück. Seine Verehrung fand in dem Dunkel heiliger Wälder statt, und deren ist eine große Zahl. Den Hoya reihen sich die heiligen und Bann-Hölzer aller Orten an.

Wo an solchen Wäldern geisterhafte Rosse ziehen, vermute ich Wodansdienst in alter Zeit. Aus solchen Wäldern zieht er Nachts im wütenden Heere: von den heiligen Orten, wo er verehrt wurde, kann er, kann die Erinnerung des Volkes sich nicht trennen; in so ferne diese in heiligen Wäldern sich befanden, ist er der eigentliche Waldgott, der noch jetzt mit seinen Priestern, den Hoymännern, und seinem Gefolge, den Holzhetzern oder Waldjägern, des alten Heiligtumes hütet.

Am hervorstechendsten äussert er sich aber in den Anschauungen, welche das Volk vom Teufel hegt. Wodan ist darin der Teufel schlechtweg.

In zweyter Stelle erscheinen Wodan und Frigga als Windgötter, in der Windsbraut suche ich letztere.

Aber schon treten hier die Riesen als Mächte auf, welche dem Gotte sein Gebiet streitig machen wollen; die Sage kennt auch die Riesen des Windes.

Der Tag des Wodan, Mittwoch, ist zwar der Haupttag; denn dieser Tag gehört dem obersten der Götter. Aber der Tag des Donnerers ist der glücklichste, dem Volke der liebste. Unternehmungen, an ihm begonnen, führen zu gutem Ausgange.

Als Sohn des Wodan erbte Thor einen Theil des Himmels: alle Erscheinungen, die an diesem vorgehen, alle atmosphärischen Ereignisse, welche auf die Erde und deren Fruchtbarkeit so grossen Einfluß äussern, fallen ihm zu.

Daneben steht seine Gemahlin Sif als Regengöttin, welche ich Eines mit Freyja erachte; wenn es Freytags regnet, wird es sicher am nächsten Sonntage regnen: so beherrscht sie die Woche. Von noch grösserer Bedeutsamkeit sind gewisse andere Tage im Jahre: regnet es an diesen, folgt Regen während der germanischen Frist von sechs Wochen.

Habe ich oben dem Donar das himmlische Feuer zugesprochen, verbleibt für Freyja das himmlische Wasser. Für den Wassergürtel, der sich um die Erde legt, die Seen und Flüsse, vermochte ich zur Zeit keine höhere Gottheit aufzuweisen; über das irdische Wasser herrschen riesige Naturen, den Menschen feindlich wie den Göttern, durch einen Zug der Grausamkeit hervorragend: es sind

meist blutige Wesen, welche das Wasserelement zu vertreten haben, und mehr noch fürchtet das Volk die Tücke des Wassers als die Wuth des Feuers.

Zuletzt tritt in den Ueberlieferungen noch die Erdengöttin auf, die Hel, welche in Mitte der Erde, in der Hölle als Höllenfürstin haust, und gleich Locki, mit dem sie desselben Geschlechts, Menschen und Göttern feindlich gesinnt, Nichts herausgibt von dem, was einmal den Weg zu ihr betreten.

Zu Vorstehendem ergibt sich als Schluß, daß ursprünglich den vier Elementen tellurische Mächte als Götter vorstanden, riesigen Geschlechts, und daß sie später mit dem Nachrücken neuer Stämme aus der alten Lichtheimat in Asien von einem neuen Göttersysteme, dem der Licht-Asen und schönen Vanen, bekämpft, zurückgedrängt, zu Feinden des Götter- und Menschengeschlechtes herabgewürdigt wurden.

In gleicher Weise hinwider erging es der Asen-Religion: vom Christentume besiegt stiegen ihre Götter als Feinde des wahren Gottes zu Teufeln herunter.

§. 8.

Zwischen den Göttern und Menschen stehen mythische Mittelwesen mit höherer Begabung als diese, jenen mehr oder minder unterwürfig.

Jedes der vier Elemente zeigt drey Reihen von solchen mythischen Wesen, je nachdem ihre Erscheinung der menschlichen Gestalt und Grösse sich anfügt oder

darüber hinausgeht oder hinter ihr zurückbleibt, so daß wir zwölf gesonderte Klassen zu unterscheiden haben.

Was das Element des Lichtes und Feuers anbelangt, so läßt sich dieser Satz zwar nur mit gewisser Beschränkung geltend machen: Licht und Feuer ist nur die Hülle der Wesen, welche wir hier treffen; ihr Zusammenhalten rückt die menschlich gestalteten Landsknechte und die zwerghaften Irrlichter den Elben näher, und die feurigen Männer werden oft zu riesigen Gestalten. Desto strenger läßt sich die Dreytheilung bey den untern drey Elementen nachweisen.

Die erste, menschenähnliche Reihe ist die edelste: zu ihr zählen in der Luft die Holzhetzer, das Gefolge des Luftgottes Wodan im wütenden Heere, in dem Wasser der einsame Wassermann und die elbischen Wasserfrauen, die Dienerinen der Erdengöttin Hel. Der Hoymann des Waldes stellt mehr den Priester dar, welcher des Heiligtumes im heiligen Walde hütet, sowie wir früher im Bilmesschneider den des Thor, in Drud und Hexe die Priesterin der Freyja gesucht haben. Tritt der Hoymann in übermenschlicher Gestalt auf, so ist es der Gott selber, Wodan oder Freyr, welche im heiligen Walde ihre Opferstätte hatten.

Die zweyte Reihe bilden die Riesen; an solchen bietet das Luftelement den Windriesen, das Wasserelement den Wasserriesen, öfter in Gestalt eines großen Fisches, die Erde die Bergriesen.

Die letzte Reihe ist die der Zwerge. Diese finden sich im Luftelemente als die von den Holzhetzern verfolgten

Holzfräulein, welche in letzter Ferne als Waldelbinen erscheinen; das Wasser begreift die seltenen Wasserzwerge, und hier ist merkwürdig, daß aus diesen die Erdzwerge hervorgehen, somit dem Wasser frühere Schöpferkraft zugeschrieben wird als der Erde, wie denn auch die Menschen aus dem Wasser hervorgehen: die Erdzwerge selber vertheilen sich dann wieder als Berg-, Wald-, Wiesen- und Burgzwerge. Es ist ein eigner Zug der Zwerge in allen Elementen, daß sie die Nähe der Menschen suchen, ja den innigsten Verkehr mit ihnen eingehen; sie helfen den Menschen oder suchen Hilfe bey ihnen, Dienst um Gegendienst. Dagegen meidet der Riese das Zusammenseyn mit den Menschen und wandert lieber aus, als daß er unter ihnen verbliebe.

Bezüglich der Riesen und Zwerge des Erdelementes ergibt sich schließlich ausser der mythischen noch eine andere näher liegende Bedeutung, welche einer mehr eingehenden Besprechung bedarf.

§. 9.

Riesen und Zwerge des Erdelements sind in der oberpfälzischen Sage reichlich vertreten und weisen neue Beziehungen auf. Beyde gelten theils als mythische Wesen, personificirte Naturkräfte, theils als Urbewohner des Landes. So stehen sie nicht in der Klasse der Geisterwesen, weil sie zu viel des Menschlichen an sich tragen, rechnen aber auch nicht ganz zu den Menschen,

weil sie mit höhern, übermenschlichen Gaben des Leibes oder Geistes bedacht sind, beyderseits auch den Raum in weit höherm Maße beherrschen.

Zwischen beyden steht der Mensch, d. h. der Germane als Mittelglied, gleich dem Riesen, auf der Erde, aber in den Thälern und Ebenen, während jener hoch auf den Bergen seinen Sitz aufschlägt.

Gering an Zahl steht den Riesen gewaltige Kraft zur Seite, welche oft feindlich, zerstörend wirkt. Ihre Thätigkeit zeigt sich aussen an der Erde, an den Bergen; es sind die gewaltigen Kräfte der Elemente, welche von aussen her auf die Oberfläche der Erde einwirken. Die Zwerge hingegen, klein und schwach, ersetzen diesen Mangel durch die grosse Zahl, in der sie sich verbreiten, und wirken geheimnißvoll im dunkeln Innern der Erde; es sind die geheimen Kräfte, welche innerhalb der Erde thätig sind, wie sie z. B. Erze erzeugen. Daher wollen sie ungesehen bleiben.

Die Riesen sind verschwunden aus den germanischen Ländern, die Zwerge geblieben. Von diesen geht daher ein reicher Strom der Sage. Beyden ist gemein, daß sie Heiden sind; daher fliehen sie den Ton geweihter Glocken.

§. 10.

Schon zur Zeit, da die Germanen in Deutschland einzogen, mußte ihnen eine doppelte Auffassung dessen, was unter Riese zu verstehen, geläufig geworden seyn.

Ursprünglich waren es die zurückgedrängten Götter des ältern Glaubens, die tellurischen Mächte, welche die Erde bilden halfen.

Wie die Edda weiß heute noch das Volk von diesen Riesen, welche schon vor den Menschen waren, die Oberfläche der Erde in Berg und Thal trennten, mit Sonne, Mond und Sternen in bewältigende Beziehung traten; es kennt der Riesen Treue, die Schönheit ihrer Weiber; sie gelten ihm als wilde, gewaltige, übermächtige Wesen. Die Asengötter warfen sie zurück hinter Midgards Wälle nach Jötunheimr, Riesenheim, wo sie als Volk hausen und des Tages harren, da sie Rache üben können an ihren Bezwingern.

Es lag nahe, daß die Germanen, als sie mit fremden Völkern auf ihrer Wanderung und zeitweisen Niederlassung in Berührung geriethen, das Verhältniß der Asen zu den Riesen auf ihre Stellung zu diesen Völkern, welche sie besiegten und zum Weichen nöthigten, übertrugen. Als solche Völker treten uns die Tschuden gegenüber, jener grosse Völkerstamm, welcher den ganzen Norden von Asien und Europa, ja selbst von Amerika besetzt hielt und in Europa zuerst vor den südlich nachrückenden Kelten, noch mehr aber vor den spätern Germanen, die sich gleich einem Keile zwischen beyde drängten, zurückwich. Sie sind die eigentlichen Riesen, mit denen die Germanen zu thun hatten, welche ihnen Raum machten; ihnen möchte ich die Riesenknochen der Gräber zuschreiben, welche in Sibirien, Skandinavien, Germanien von Zeit zu Zeit aufgefunden werden.

Als vor etwa 30 bis 40 Jahren der alte Freidhof zu Fronau in einen Garten umgewandelt wurde, traf man auf ungeheure Menschenknochen, welche man als Riesenbeine in einem eigenen Beinhause unterbrachte: insbesondere zogen die Schädel durch ihre Grösse, welche die des heutigen Schlages um das Doppelte überwog, die Aufmerksamkeit auf sich. Nun sind sie zur Erde bestattet. Das Volk schrieb sie der Heidenzeit zu, sowie auch die dortige Kirche aus der Heidenzeit stammen soll.

An dem Hollenberge bey Velburg fand man in einem Grabe, aus steinernen Platten gebildet, vor etlichen Jahrzehenden das vollständige Gerippe eines Weibes mit ihrem Kinde. Die Knochen wurden zum Theil verschleppt, zum Theil gesammelt, und weil Heiden angehörig, unter der Dachtraufe der nahen Kirche St. Wolfgang vergraben. Ich ließ dort nachsuchen und erhielt noch einen ganzen Schenkelknochen, aus dessen Mase ein Arzt die Grösse der Lebenden auf 7 bis 7½ Fuß berechnete.

Nicht ferne davon, im Holl-Loche zu Lutzmannstein, am Razenberge, fand ein Jäger ein Riesengerippe, den Kopf nach Norden gerichtet, auf dem Rücken liegen, ohne irgend ein Anzeichen von einem förmlichen Grabe, nahe daran einen Feuerherd aus Backsteinen.

Die Knochen waren gebleicht, die Armknochen gegen zwey Fuß lang, der grosse Schädel sehr gewölbt, von gleichem Durchmesser über's Kreuz, die Zähne, noch weiß, standen nicht ganz senkrecht. Der Mann hatte den Todenkopf auf der Freidhofmauer aufgestellt, mußte ihn

aber hinwegthun. Man fand dort auch noch andere solcher Riesengerippe, die der Gerichtsarzt in der That als Menschengebeine erkannte, auf dem Boden frey da liegen, und schätzte die Grösse auf acht bis neun Schuh. Darunter lagen auch die Gerippe von Kindern, sämmtlich gebleicht.

In den Zwanziger Jahren wurden auf dem alten Freidhofe zu Waldkirch bey Bohenstrauß ungeheure Knochen ausgegraben, ebenso an der Kirche im nahen Floß; sie sind wieder verscharrt worden.

Ich gebe dieses nur als Andeutungen, um aufmerksam zu machen. Es wird in dieser Beziehung mit einer Gleichgiltigkeit verfahren, selbst von Seite solcher, denen daran liegen sollte, welche sich nicht entschuldigen läßt. Freylich sind solche Ueberbleibsel keine pergamentenen Urkunden, und Stoff zu wichtigen Regesten darüber, wie der Paul dem Peter im 16. oder 17. Jahrhunderte ein Eck seines Ackers verpfändet, geben sie auch nicht.

Diese Riesen sind vor den Germanen zurückgewichen, und es ist, als wenn sie an allem Widerstande verzweifelt hätten. Selten meldet die Sage von ihnen, noch seltener von ihren Kämpfen mit den Germanen. Sie wollten nicht in Verkehr treten mit den neuen Ankömmlingen und sich lieber nach dem höhern Norden wenden. Dieses Zurückweichen war um so leichter, als sie zumeist aus Hirten- und Fischervölkern bestanden. Der Ackerbau war ihnen unbekannt, oder zum wenigsten nicht von ihnen betrieben, denn das Riesenfräulein wundert sich über den ackernden Bauer im Thale.

So haben sie keine Stätte mehr in den Wohnsitzen der Germanen, ein wichtiger Zug, der sie von den Zwergen bedeutend unterscheidet; letztere verweilten noch immer unter den Germanen, und zogen sich erst, als sie nicht mehr geduldet wurden, in die Berge zurück.

Zuletzt stießen die Germanen auf die Römer, die Herren der Welt, welche bereits auf die Kelten in Germanien ihr Joch gelegt hatten. Auch sie zogen hinweg vor der Gewalt der siegenden Germanen, nach Süden zurück, woher sie gekommen. Auch sie sind nun verschwunden gleich den Tschuden aus den Grenzen germanischer Wohnsitze und gleich diesen in der Ueberlieferung des Volkes zu Riesen geworden. Wie sollte auch eine so gewaltige Zeit, wie der Kampf mit den Weltherrn, so ganz in der Erinnerung sich verwischt haben! Ihr einstiges Daseyn beurkunden die Unterbaue jener Burgen, als deren Erbauer das Volk die Riesen bezeichnet. Die Germanen haben die römischen Kastelle gebrochen, aber auf ihren Trümmern sich angebaut. Liegen diese Burgen noch dazu an ehemaligen Römerstrassen, mag ein Zweifel hieran um so weniger bestehen. Auffallend ist dabey, daß solche Burgen sehr oft in der Dreyzahl, im Dreyecke neben einander liegen, wie Helfenberg, Velburg, Adlburg; Amberg, Sulzbach, Rosenberg; Alt-Schneeberg, Frauenstein, Reichenstein; Fahrenberg, Leuchtenberg, Flossenbürg u. s. w. Nur schwer möchte man sich überzeugen lassen, daß ein Volk die eigenen Bauten verleugnet, um sie Fremdlingen beyzumessen, die nicht mehr zu finden.

Also nicht Kelten, nicht Slaven wurden den Germanen zu Riesen: jene nicht, denn sie waren ja Knechte der Römer, dem Kampfe der Männer entwöhnt: diese nicht, weil die Zeit ihrer Berührung mit den Germanen schon zu sehr der Geschichte angehört.

§. 11.

Neben den Riesen bauten sich die Zwerge an: denn wo nach der Sage Riesen hausten, weiß sie auch vom Volk der Zwerge zu erzählen. Es sind die Kelten, welche, weil den Römern bereits unterthänig, in den Germanen nicht ihre Feinde erkannten und daher friedlich mit ihnen als den neuen Herrn verkehrten; die Slaven, mit denen die Germanen um etliche Jahrhunderte später zu thun bekamen, machten die Erinnerung an die keltischen Ureinwohner des Landes immer mehr zurücktreten in das Dunkel der Sage, bis sie gleich den keltischen Pikten in Britanien in Zwerge übergingen. Nicht wie die Riesen vergaßen sie des Erbes, der Heimat, sondern blieben neben den Siegern, und selbst als sie von diesen zu schweren Druck erlitten, wanderten sie nicht aus, sondern zogen in die Berge ein, wo sie noch hausen, und gleich den Riesen in Jötunheimr des Tages warten, wo sie das Joch ihrer Bedrücker abschütteln werden.

Was uns die Geschichte an den römischen Kelten rühmt, meldet die Sage von diesen Zwergen. Die Kelten waren in den Künsten des Friedens wohl

erfahren, arbeiteten in Schmuck und feinen Webestoffen, schmiedeten Waffen, trieben Bergbau, besassen die Kenntniß der geheimen Kräfte der Natur, liebten den Frieden, lauter Züge, welche wir auch bey den Zwergen antreffen.

Die Sage behandelt die Zwerge auch in der That als Volk. Wenn klein von Gestalt, sind sie doch im Wesentlichen wohlgebildet: selten erscheinen sie mit grossem Kopfe, noch seltener mit einem Kropfe und tiefer rölpsender Stimme: nur einmal vernahm ich von Verkrüppelung der Füsse, denen eine Zehe fehlt, von Beschwerlichkeit des Gehens. Daß die Augen roth, kommt vom Aufenthalt im dunklen Schoß der Erde. Als Nahrung dient Mehl und Milch: Fleisch verabscheuen sie, ein wichtiger Zug. Aermlich ist die Kleidung und abgetragen, graues Linnen, im Norden bey den Feuerarbeitern rothes. Mäntelchen oder Kutte, und spitze Hüte oder Hauben sind allen gemeinsam. Ihre Wohnungen sind im Süden backofenförmige Kammern, im Norden Gemächer in Bergen. Sie reden eine eigene Sprache, beten, ohne Christen zu seyn, singen, tanzen, verstehen Musik. Ihr Charakter ist harmlos, friedfertig, dankbar; wenn gereizt, neckisch und boshaft. Salz, Regen, fliessendes Wasser ist ihnen zuwider.

Der Glaube an das Daseyn dieser räthselhaften Wesen ist heut zu Tage noch so stark, daß meine Berichterstatter mit Eiden betheuerten, wie sie oder ihre Aeltern lebhaften Verkehr damit gepflogen hätten.

Spuren von sich haben die Zwerge allenthalben

hinterlassen, in den noch unerklärten Gängen und Kammern, den Zwergen-Nestern, welche sie durch die ganze Oberpfalz, in Berg und Thal, in weiten Strecken angelegt. Sie lieben das Dunkel im Gegensatze zu den Riesen: während diese gewaltige Massen auf einander thürmen, die Berge bewältigen, begnügen sich die kleinen Leutchen, fein gehauene Gänge und Kammern in das losere Gestein zu brechen, und das, was ihren geheimen Bauten an Großartigkeit abgeht, durch die meilenweite Fortsetzung der unterirdischen Verbindungswege zu gewinnen.

Es wimmelt von Zwergen-Sagen, die an bestimmten Orten haften, während die Sage von den Riesen viel kümmerlicher fließt.

Die Zwerge also gelten dem Volke für eine Art Menschen, welche in Gemeinschaft lebend alle menschlichen Einrichtungen für Familie, Gemeinde und Staat aufgenommen haben. Je nach den verschiedenen Gegenden tragen sie verschiedene Namen und bilden somit gesonderte Stämme, welche sich auch in ihrer äussern Thätigkeit je nach der Natur des Bodens, den sie bewohnen, unterscheiden. Südlich am Böhmerwalde hausen die Razen oder Schrazen, und verstehen sich auf den Anbau der Erde und die damit verbundenen Gewerbe des Backens und Mahlens. Oben im Norden, am Fichtelberge bis zum Böhmerwalde, wohnen die Fankerln oder Hankerln und treiben gewinnreichen Bergbau. Zwischen beiden befinden sich die Zwerge, welche bloß mit diesem Namen genannt werden und mehr zu den Razen hinneigen.

Reich an mythischen Bezügen sind die Zwergensagen in dem nördlichen Theile des Landes, im Süden und Westen schon abgemattet und alltäglich. Dort sind die sichtbaren Spuren zwar bey weitem weniger, aber die Ueberlieferung ist getreuer, ergeht sich tiefer in ihrem Wesen und dessen Einzelnheiten, zeigt auf innigeren, vielseitigern Verkehr mit den Menschen. Daher treffen wir im Norden auch eine grössere Scheidung der einzelnen Abtheilungen, wie Bergmännchen, Hüttenmännchen, Waldmännchen, Wasserzwerge, Erdmännchen. Was ich über die Wasser- und Bergzwerge gewonnen, darf sich dem Reichtum irischer Sage zur Seite stellen, und es wird auch der Bezug mit der britischen Insel, dem alten Todenlande, nicht vermißt.

Eigentümlich erscheint wieder ein anderer Zug: dem gebärenden Menschenweibe helfen Zwerge: daher das Krickerlweib oder Zwergenweib für Hebamme. Aber auch das Volk der Riesen muß seine Helferin für die germanische Kindbetterin abgegeben haben, denn in derselben Gegend, unten am Böhmerwalde, gilt das Mordion- oder Riesenweib in derselben Bedeutung, so daß die Hebamme zugleich als Zwergin und Riesin auftritt. In der Sage springt dieses oft hervor, nicht aber das Gegentheil, wovon in andern deutschen Gauen so häufig erzählt wird, daß Menschen den Zwerginen bey der Entbindung zu Hilfe kommen. Dafür ertheilen in der oberpfälzischen Sage die Menschen den Zwergenkindern den Namen, eine ächtgermanische Sitte.

So scheiden sich die Zwerge in solche, welche der

Mythe, welche der Sage angehören. Was jenen, den ältern, anhing, ward auf diese übergetragen. Der Glaube an jene wurde schon aus ferner Heimat mitgebracht und deren Eigentümlichkeit ging nun auf die Urbewohner der neuen Heimat über.

§. 12.

Einst — etwa vor tausend Jahren — war der größte Theil der Oberpfalz noch Wald; vom Böhmerwalde an erstreckte er sich bis über die Vils herüber und schloß sich nördlich hin dem waldbewachsenen Fichtelgebirge an. Im Westen laufen die grossen Forste aus, welche noch jetzt als Trümmer des Urwaldes von der Donau bey Kelheim herauf in stetem Zusammenhange den Boden bedecken, gleich einem Walle, der diese Hinterwälder vor der Berührung mit dem Westen, Norden und Osten schützen sollte. Uebrigens kann man die Gränzen der einstigen Bewaldung an den Ortschaften aufsuchen, welche auf ried, richt, reut sich enden. Sie sind an der Stelle erbaut, wo der Wald abgerodet wurde; an andern Orten, oben am Böhmerwalde und Fichtelgebirge, geschah das Entforsten durch Abbrennen: noch tragen solche Flächen, meist nur zu wilder Weide verwendet, den Namen Brand.

Daher werden die Ortschaften auf ried, richt, reut, mit welchen das Land gleichsam übersäet ist, gegen Westen immer seltener, ein Zeichen, daß die heutige Kultur im Osten viel später zur Herrschaft gelangt seyn

muß. Doch ist nicht anzunehmen, daß die grosse Waldstrecke darum unbewohnt gewesen sey: die Germanen wohnten in Wäldern. Auffallend ist dabey, wie diese Ortsnamen sich vertheilen. Im Süden und Westen finden sich vorzugsweise die — rieb, oberpfälzisch rayb; an der Naab und Vils zeigen sich die — richt, besonders um Amberg; längs des Fichtelgebirges und am obern Böhmerwalde erscheinen die — reut. So bilden sich drey grosse Gaue, welche gleichzeitig anderweite Eigentümlichkeiten in Sitte, Sage und Mundart aufweisen. Ich mache hierauf aufmerksam; es würde sich der Mühe lohnen, nähere Forschungen hierüber anzustellen.

Daß die Bevölkerung Altbayerns in spätern Jahrhunderten von Süden her in den Nordgau vordrang, ist unzweifelhaft; ein gewichtiges Zeugniß gibt die Mundart, welche in diesen Strichen nicht mehr rein erscheint. Unverkennbar ist aber die Grundlage ächt oberpfälzisch, Altbayerisches nur in einzelnen Lauten aufgesetzt; es mußte ja dem Oberpfälzer für hochdeutsch gelten. Je höher nach Norden, desto fester und abgeschlossener die eigene Mundart; ein Zeichen, daß die Bevölkerung von oben her eingezogen. An eine massenhafte czechische Bevölkerung am Fichtelgebirge und Böhmerwalde bis hin zur Naab zu glauben, ist Schwärmerey; findet sich ja vorzugsweise deutsche Bevölkerung jenseits des Böhmerwaldes im eigentlichen Czechenlande, und ist ausser der Mundart auch Sitte und Sage ächt deutsch; die Ortsnamen, welche czechisch seyn sollen, sind ausserdem nicht

gar so häufig anzutreffen, und stehen vereinzelt: auch unter diesen wird die Sprachforschung noch viel aufzuräumen haben. Beyspielsweise kommt es den Freunden des Slaventumes nicht darauf an, die Burg Trausnitz, auf der Friedrich der Schöne von Oesterreich gefangen saß, als Slavensitz zu bezeichnen, der Endung itz zu Liebe. Karl Siegert steht mit seinen Schildknappen nicht einsam: was dieser Ritter für Keltentum, hat lange vor ihm Brenner in seiner Geschichte Waldsassens für das Slaventum geleistet: doch war dieser ein gründlicher Kenner des Slavischen. Eigene Liebhaberey dieser gelehrten Deutschen: alles wollen sie eher seyn, denn Deutsche, wenn nicht Slaven, so Kelten!

Das Wort: Forst ist dem Oberpfälzer nicht geläufig; er kennt nur den Wald und das Holz, letzteres vorzüglich als Privatwald. Ausserdem nimmt er von der Art der Bäume, welche den Wald bilden, eigene Benennungen für diesen, durch Anhängen der Sylbe ad, verkürzt a, wie das Birkad, Föhra, Oichad, Böychalad. Früher galt das schöne Wort: der Tann, wie es sich noch häufig für und an Ortsnamen findet. Auch das Wort Strut für Wald findet sich noch an Ortsnamen.

§. 13.

Die Ueberlieferung des Volkes aus seiner heidnischen Zeit hat nicht bloß auf seinem Wege durch die Jahrhunderte Abschwächung erlitten, sondern auch an dem

siegenden Christentume in vielen Beziehungen einen Feind gefundeu, der sie bekämpfte. Insoferne indessen Heidentum und Christentum die Symbolik pflegten, mußte es sich treffen, daß, was das Heidentum in unverstandenes Symbol kleidete, seine allgemeine sittliche Grundlage, von dem veredelnden Christentume um eine Stufe höher gerückt, zu sich empor gezogen wurde. Anschauungen und Gebräuche der Heiden, welche dem Christentume nicht geradezu widerstrebten, wurden geduldet, christianisirt. Was christlichem Wesen als unverträglich sich erwies, wurde dagegen um eine Stufe tiefer gestellt, dem Teufel und seinem Wesen überantwortet. Auf diese Weise hat sich heidnische Ueberlieferung zu erhalten vermocht bis in die Neuzeit, welcher es gelingt, alle diese Reste zu vernichten.

Inhalt der Ueberlieferung des Volkes kann ferner nur seyn, was in das Volk einzudringen vermochte, seiner Auffassungsgabe zugänglich war, das Einfache, Natürliche. Darin liegt ein neuer Abbruch an unserm Verständnisse heidnischer Lehre.

Das Volk wendet sich nur zu dem Greifbaren. Wie sehr es sich Alles greifbar zu machen sucht, ersieht man in seiner Liebe zur Personifikation. Noch jetzt bewahrt es unendlichen Reichtum, ausgelegt in seinen Anschauungen von Erscheinungen, Vorgängen in der Natur, sowohl der leblosen als belebten: es schafft sich damit eigene lebendige Bilder, um welche es der Dichter beneiden darf. Der Barde unsrer Tage nehme seine natürliche Stellung wieder ein zum Volke, und seine

Weisen werden wiederklingen im Volke. Es spricht noch jetzt in Worten der Edda, dem, der zu hören versteht, seine Sprache und Denkweise kennt. Welche Stärke und Gewandtheit das Volk in der Personifikation von Dingen ausser ihm, mit denen es täglich in Berührung tritt, in unsrer poesiearmen Gegenwart noch frisch und kräftig besitzt, zeigen die Abhandlungen von Wind, Thau, Nebel, Schnee, Baum, Wald u. s. w. Es geht ein wunderbarer Zug hindurch, alles, was neben ihm sich vernehmlich macht, in seine Gesellschaft emporzuziehen, zu vermenschlichen. Das Volk macht sich so seine Umgebung in seiner Weise zu rechte, und bildet sich damit ein geistig Eigentum, woran es um so zäher festhält, je mehr es Ursache hat zu fürchten, daß dieser Besitz nicht lange mehr ihm angehören wird.

§. 14.

Was das Heidentum über die Welt und die waltenden Götter gedacht und festgehalten hat, zum Theil selber wieder als getrübte Erinnerung einer verlorenen helleren Anschauung aus entfernter Zeit, aus der Heimat im fernen Morgenlande, das klingt hier nach in leisen losen Tönen, deren Harmonie die Gegenwart kaum mehr ahnt, das erscheint hier als phantastisches Traumgebilde ohne Wirklichkeit, ohne Zusammenhang, als zersprengte Trümmer eines Riesenbaues, dessen tiefere Bedeutung für uns ein unlösbares Räthsel bleibt. Denn das Wann und Wo und Wie des Ueberganges von der

höhern Erkenntniß im Urzustande zu den verdüsterten Vorstellungen im Heidentume liegt unserm Auge zu ferne, als daß es seinen Blick hineintragen könnte. Und wäre uns auch dieses gegeben, so vermöchten wir doch nicht die Berührungspunkte aufzufinden, in denen diese Anschauungen bey den verschiedenen Völkern auseinander gingen, um später an anderm Orte sich wieder zu einen, so daß der Fäden des verworrenen Gewebes zu viele sind, um den Eintrag, der das Bild enthielt, zu Tage zu legen. Je weiter der Weg des wandernden Volkes von der ersten Heimat sich entfernte, desto blässer mußte die Erinnerung an sie und das Leben in ihr werden, desto mehr gewannen Einfluß die äussern Verhältnisse der neuen Wohnsitze, die Beziehungen zu den Nachbarvölkern.

Es ist daher wohl nicht Alles rein germanisch, was alte Sage und der Mund des heutigen Volkes aus jener Zeit zu uns herüber gebracht hat, und da frägt sich wieder: was ist herübergenommen aus dem Eigentume anderer Völker, die ihm einst zur Seite lagerten? Wer sagt uns ferner, wann die Germanen aufbrachen aus der Urheimat, und welches der Anlaß des Aufbruchs gewesen, unter welchen Schicksalen sie als grosses Volk, als Völkergemeinschaft heraustraten aus den andern Völkerstämmen? Nicht volle zwey Jahrtausende sind es, daß sie mit Sicherheit in die Geschichte eingeführt sind: was vorher durch sie vollbracht wurde, ihre Siege und Eroberungen, ihr Wachsen und Erstarken, davon gibt uns keine Urkunde Zeugniß. Nicht

wissen wir, welche Wege sie gegangen, ob von Süd nach Nord, um dann wieder von Nordost nach Südwest ihre Sturmfluth zu wälzen und so von der scandinavischen Inselwelt aus, der vagina gentium, das alt und morsch gewordene Europa auf's Neue zu verjüngen. Haben sie sich vom persischen Oberlande und Kaukasus her am nördlichen Rande des schwarzen Meeres hin vorgeschoben, ein Stamm nach dem Andern, um von da zur Donau zu gelangen, und stets sich die Hand reichend einen grossen Strom gebildet an Weichsel und Oder hinauf bis nach Skandinavien, um die Tschuden nach Nord und Ost zu werfen und dann über die Kelten herzufallen? Kein Mund bringt uns darüber sichere Kunde. Sollten die Germanen gleich Mogolen und Tataren stets auf derselben tiefen Stufe der Kultur gestanden haben, Jahrtausende lang, oder haben sie zeitweise höhere Stufen beschritten, um wieder davon herabzusteigen? An der gothischen Sprache lernen wir, daß es eine Zeit gegeben haben müsse, wo die Gothen höher standen, als im vierten Jahrhunderte, da Ulfilas ihnen die Bücher der heiligen Schriften der Christen in die eigene Sprache übertrug.

Und doch trägt unser Volk sich jetzt noch mit träumerischen Erinnerungen, die wie ein Blitz in jene Nacht hineinleuchten, welche auf die Vorzeit sich gelegt hat. Der russische Arzt Rafalowitsch sah im Morgenlande, um Gaza, die Getraidefrucht schneiden, indem man die Halme mit schmalen langen, durch einen Riemen an den Ellenbogen festgebundenen Sicheln sehr nahe an

der Aehre abschnitt. Jetzt noch trägt in der Oberpfalz der Bilmesschneider die Sichel an die Hand geschnallt, um Korn und Lein zu schneiden. Es ist hierin also Nachklang an den Aufenthalt im Morgenlande, die Priester haben die uralte Sitte gewahrt für ihre Handlungen der Weihe, das Volk sie verlassen. Noch weiter läßt sich die Vermuthung dehnen. Der Bilmesschneider geht nur an Korn, Roggen, und Lein, die Hauptfrucht am baltischen Meere. Dort muß eine Zeit lang das Volk der Oberpfalz gewohnt haben.

Dieser Schluß erscheint minder gewagt, wenn man an der Hand der Ueberlieferung, welche das Volk so treu, wenn auch unbewußt bewahrt, vorwärts schreitet. Der Oberpfälzer weiß noch, daß die Zwerge nach ihrem Tode auf eine Insel gebracht werden, wo sie zu neuem Leben erwachen. Solche Anschauungen kann doch nur ein Stamm, der selbst am grossen Wässer gewohnt, aus jener Zeit gerettet haben. Ferner sind seine Sagen von den Wassergeistern, besonders den Wasserriesen, Wasserzwergen und Wasserfrauen so reich und dabey so eigentümlich, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, als habe das Volk, bey dem sie sich finden, einst den großartigen Eindruck des Meeres und seiner Wunder vor Augen gehabt. Solche Anschauungen bilden sich nicht in Binnenländern, und finden sie sich hier, so sind sie von den Ufern des Meeres mitgebracht. Am allerwenigsten aber kann man bey dem oberpfälzischen Volke an ein Entlehnen solcher Sagen denken.

Vor dreyundzwanzig Jahrhunderten hat Herodot bey

einem Volke in Thrakien, den Trausoi, Nachbarn der Geten (Gothen), die Sitte beobachtet, daß sie die Neugeborenen beweinen, weil sie doch nur für Leiden zur Erde kommen, dagegen die Gestorbenen, als diesen Leiden entgangen, glücklich preisen, daß sie dort trauern, hier tanzen. Billiges Erstaunen überkömmt den, welcher hievon weiß, wenn er vernimmt, daß unsere Sage die Sitte noch kennt, den Zwergen zuschreibt.

Der Oberpfälzer ist kein Bajuware, kein Franke, kein Slave. Er bildet einen eigenen Stamm, der fremd zwischen seinen mächtigern Nachbarn steht. Daher mag es auch kommen, daß ihn diese mit scheelem Auge betrachten, und weil er nicht ihres Blutes, sich berechtiget erachten, ihm Fehler anzudichten, die er nicht besitzt, das Gute, das ihm innewohnt, auf ein unbedeutendes Minimum herabzumarkten, ja seiner althergebrachten Loyalität einen ganz unlautern Grund, Trägheit, sich aus dem Gewohnten emporzuarbeiten, unterzustellen! Und wie dem Volke, ergeht es dem Lande. Es soll ein unwirthbarer Gau seyn und Schrecken für jeden Reisenden, den das Mißgeschick dahin führt. Diese Gereiztheit der Nachbarn hat wohl nur darin ihren Grund, daß der Oberpfälzer eben bleibt, wie er ist, und von unberufenen fremden Schulmeistern nichts annehmen will, was deren Eigenliebe begreiflicher Weise empfindlich verletzt. — Der Bajuware hat seinen Walserbaum auf der Walserhaide. Der Oberpfälzer auch: der kalte Baum auf dem Bergrücken zwischen Vohenstrauß und Wernberg ist sein Schlachtenbaum, und was darüber

die Sage berichtet, hat reichern mythischen Klang, als die Sage vom bayerischen, — ist ein Stück Edda.

Der Bajuware weiß von dem Hohenstaufen Kaiser Friedrich dem Rothbart, der im Untersberge haust und der Zeit wartet, wo der Feind von ihm bekämpft werden soll. Der Oberpfälzer hat Karl den Grossen in den Fichtelberg versetzt; dort schläft er mit seinen Rittern bis zum Tage des Weltkampfes. Er hat diesen Karl kennen gelernt, der mit seinem Lande wie ein Eroberer geschaltet, Sachsen zur Strafe ihres Muthes und Trotzes hieher versetzt, an seine Franken das mit dem Schwerte Gewonnene vertheilt hat. Er weiß von diesem „Karl ungeboren, der aus Mutter Leib geschnitten worden," daß er auf seinem heimatlichen Boden die fossa Carolina gegraben hat.

Aber noch weiter zurück reicht die Ueberlieferung des Oberpfälzers. Sie erzählt noch von jenem zu Zwergen herabgesunkenen Volke, das von dem heutigen oberpfälzischen Stamme besiegt seinen Grund und Boden an die Sieger abgeben mußte, und um der Gewalt der Sieger zu entgehen, in die Berge, in das Innere des Fichtelgebirges sich zurückgezogen hat, wo es gleichfalls des Tages sehnsuchtsvoll wartet, der ihm Freyheit und Rache an den Bedrückern bringen soll.

Hätte also der Oberpfälzer gar nichts aufzuweisen, als seine Mundart, seinen kalten Baum und Karl den Grossen im Fichtelgebirge, so wären diese Zeugnisse hinreichend, sein ureigenes Wesen darzuthun und die Meynung solcher abzulehnen, welche in ihrer diktatorischen

Befangenheit bisher so beharrlich darauf bestanden, daß das Volk der Oberpfalz ein verkommener Ableger der Altbayern sey, und daher näherer Beachtung zu entbehren habe. Freylich kann man diesen Herren keine Urkunde, keinen Taufschein für den oberpfälzischen Stamm vorlegen und somit gegen sie nicht aufkommen, denn: quod non in actis, non in mundo. — Temme in seinen pommerschen Sagen meldet, daß Ostgothen auf der Heimkehr von Italien nach dem Untergange ihrer dortigen Herrschaft an den Harz gekommen und hier einen Theil ihrer Leute zurückgelassen hätten, welchen Göttingen seinen Ursprung verdankt. Nun findet sich in manchen Strichen jenes Berglandes Anklang an oberpfälzische Mundart, insbesondere in den Doppellauten und deren Brechungen. Ich zeige dieses hier bloß an, weil ich die Oberpfälzer von den Gothen leite, und werde später näher hierauf eingehen. —

Der Oberpfälzer stößt an die Schwaben. Wir finden von jeher Gothen und Sueven beysammen, an der Donau, am baltischen Meere, in Spanien. Der Oberpfälzer hat auch mehr gemeinsam, heute noch, mit dem südwestlichen Schwaben, in Sitte und Mundart, als mit dem Altbayer.

Sind hiemit auch nur leise Andeutungen gegeben, so sammeln sich diese doch zu einer Mehrzahl, welche zu näherer Erforschung auffordert, die Aufmerksamkeit des Kenners verdient.

München, am 21. Oktober 1857.

Achtes Buch.

Licht und Feuer.

I. Gestirne.

§. 1. Sonne.
§. 2. Sonnenfinsterniß.
§. 3. Sonnen- und Mond-Sagen.
§. 4. Mond.
§. 5. Mondwechsel.
§. 6. Flecken im Monde.
§. 7. Mondsfinsterniß.
§. 8. Heidnische Deutung.
§. 9. Fortsetzung.
§. 10. Sterne.

II. Feuer.

§. 11. Das Element des Feuers.
§. 12. Feuersbrunst zu löschen.
§. 13. Feuersbrunst zu verhüten.
§. 14. Ofen.

III. Feuergeister.

§. 15. Deren Wesen.
§. 16. Feurige Männer.
§. 17. Sagen darüber.
§. 18. Landsknechte.
§. 19. Irrlichter.

Achtes Buch.

Licht und Feuer.

I. Gestirne.

§. 1.

Sonne.

1) Die Sonne gilt durchweg als Frau. Ausdrücke, wie: „obar heind scheind d'Frau Sunna wieder hoiß“ — oder: „d'Frau Sunna scheind nai öftar wos dáu, wáu mas niad mog“ — hört man jetzt noch oft genug. — Erscheint die Sonne nach langen Regentagen wieder, wird sie mit „laybi Sunna“ begrüßt.

Ein anderer Ueberrest der göttlichen Verehrung der Sonne liegt in der Sitte, daß der Landmann, wenn er früh Morgens auf dem Wege sich befindet und die Sonne aufgehen sieht, den Hut abnimmt.

2) In der Sonne ist ein Auge, welches auf die Erde niederschaut und Alles sieht: von ihm gehen die Strahlen aus, welche der Sonne den leuchtenden Glanz

verleihen. — Diese Anschauung deutet auf den einäugigen Odin, vielmehr darauf, daß die Sonne Odin's eines Auge ist.

Wer in dieses Auge sieht, erblindet. — Man soll nicht mit dem Finger in die Sonne deuten.

Wer in die Sonne schauen kann, sieht den Himmel offen. Neuenhammer.

Daß die Sonne Alles sieht, liegt im Sprichworte: „es ist nichts so fein gesponnen, es kommt dennoch an die Sonnen.“ Hierüber geht eine Sage durch ganz Deutschland: ich gebe die von Gefrees.

In Wersberg erschlug ein Wirth seinen Gläubiger, einen Juden, an abgelegenem Orte. Umsonst hatte der Jude ihm gedroht, es werde, wenn auch keines Menschen Auge die That gesehen, doch die Sonne den Thäter verrathen. Der Wirth lachte nur. Lange Zeit blieb der Mord unentdeckt. Eines Morgens aber lag der Wirth im Bette, als die Sonne gar herrlich durch die Fenster der Kammer hereinblickte. Da fing er für sich hin zu lachen an. Seine Ehehälfte bemerkte dieses und frug um die Ursache, und wurde in ihrer Neugierde um so dringender mit Fragen, je weniger ihr Mann dem Wunsche entsprechen wollte. Nach langem Bitten endlich erhielt sie das Geständniß der That.

Bald darnach geriethen die beyden Gatten über eine Kleinigkeit in Streit. Der Mann droht der Frau, sich an ihr zu vergreifen. Da entfuhren der Unbedachtsamen die Worte: Willst du mir es auch machen, wie du dem Juden gethan? — Dieses wurde gehört und führte zur

Entdeckung und Bestrafung des Mörders. — Anderswo wird dasselbe vom Monde erzählt.

3) Wenn die Sonne am höchsten steht, von Mittag bis etwa um zwey Uhr Nachmittags, und ihre Strahlen senkrecht niederfallen, kann man auf dem Felde Sichel, Kleider, überhaupt Alles an einem Strahle aufhängen.

Wenn die Sonne am höchsten, ist sie zunächst am Untergange.

Geht sie auf, so grüßt sie den Tag, sie geht nieder, wenn es sich gegen Abend neigt; wenn sie untergeht, erhebt sie sich noch einmal auf kurze Zeit über den Gesichtskreis: dann grüßt sie den Abend.

Es grüßt somit die Sonne den Tag zweymal, so sie ihn trifft und verläßt. Damit tritt der Tag wohl selbst als Gott ein.

Die Sonne legt sich nieder, geht zur Ruhe, geht heim! Es kommt sie oft hart an, hinabzugehen; denn sie muß Abrechnung pflegen darüber, daß sie am Tage alle Orte der Erde beschienen habe, mit Einem, der über ihr ist. Nach Grimm's D. M. Seite 684. scheint den Angelsachsen die Sonne Morgens und Abends so roth, weil sie dort nicht weiß, ob sie ihren Lauf vollbringen wird, hier aber in die Hölle schaut.

4) Die Weltgegenden benennen sich nach der Sonne mit Sonnen-Aufgang, Sonnen-Niedergang, Sonne rechts = Süd, Sonne links = Nord. Links der Sonne liegt die Hölle, wie die heidnische Hellia auch gegen Norden, im Aufgange der Himmel.

5) Betheuerungsformel ist: „mich soll die Sonne

nicht mehr anscheinen, wenn ich unwahr rede." — Verwünschungsformel: „den soll auch die Sonne nicht mehr anscheinen!" Häufig hört man: „der ist nicht werth, daß ihn die Sonne anscheine." Neuenhammer.

6) Wenn die Sonne Wasser zieht, zieht sie auch das Froschlager mit hinauf, welches später als junge Fröschlein herabgeregnet wird. Dann ist Alles, Weg und Feld und Dächer von ganz kleinen, einen halben Zoll langen Fröschchen wie besäet. Bärnau.

7) Wenn die Sonnenstrahlen senkrecht fallen, bildet sie Ringe auf dem Boden wie im Wasser: die Sonne radelt. Neuenhammer.

§. 2.

Sonnenfinsterniß.

1) Es ist eine trübe Ahnung, welche die Völker der Erde durchzuckt, wenn das strahlende Auge der Welt am Himmel in den dunkeln Schleyer der Finsterniß sich hüllt: sie haben einst vernommen, in ihrer Kindheit Jahren, es werde eine Zeit hereinbrechen, da dieses Auge, einmal geschlossen, sich nicht mehr öffnen, für die Erde kein Tag mehr scheinen wird. Um das gewisse Schicksal möglichst ferne zu halten, wachen zwar die Götter: denn selbst sie müssen, wenn die Sonne unterliegt, hinabsteigen von ihrem Götterhimmel in die schwarze Nacht der Vernichtung. Aber auch die Völker bringen Opfer und Gebete dar und suchen, ihren Göttern treu zur Seite stehend, den Feind, der sich verschlingend

auf die Sonne wirft, durch Lärmen und Absenden von Geschossen zu erschrecken, in die Flucht zu treiben. Es erscheint dieses eben so sehr als Pflicht der Menschen, als durch das Abschneiden der Nägel von den Todes die Vollendung des Todenschiffes hinauszuschieben.

2) Nachklänge solchen Glaubens vernimmt man allerwärts in der Oberpfalz. Stehender Satz ist es am untern Böhmerwalde, daß der Mond, der Feind der Sonne, diese zu bewältigen suche, — wird er einstens Herr über sie, scheint keine Sonne mehr, und die Welt geht unter. Es ist ein wahrer Streit, in dem beyde liegen, sagen die Alten, ein Spiel, ein Raufen: schaut man zu dieser Zeit in einen Brunnen, in ein Gefäß mit Wasser, so sieht man sie kämpfen um den Vorrang: je grösser die Finsterniß, je mehr Gewalt hat die Sonne von ihrem Feinde zu erleiden.

Damit nun der Mond nicht Herr werde, fallen die Leute auf die Kniee und beten zum Ofen gewendet; sie schlagen mit Messern auf eine alte Pfanne oder eine Sengst = Sense, daß es klingt, wie man es macht, wenn die Bienen schwärmen. Dieser Gebrauch des Anschlagens gilt auch dann, wenn es sich darum handelt, umgehende Geister zu vertreiben. Dabey werden Brosamen und Palmen — als Opfer — in das Feuer geworfen. Man schließt die Fensterläden und hält die Kinder in der Stube. Neuenhammer.

Man soll zu dieser Zeit nicht essen, und in die Sonne, ehe sie sich verfinstert, bey Strafe der Erblindung, nicht schauen. Tiefenbach.

An letzterem Orte gehen heut zu Tage noch die alten Leute vor Angst und Ahnung, es möchte ein grosses Unglück hereinbrechen, in die Kirche, um zu beten und so das Unglück abzuwenden.

Wie um Neuenhammer fallen auch zu Gefrees die Menschen auf die Kniee und beten, daß die Sonne Herr werde über den Mond und keine solche Finsterniß mehr komme, wie einmal, wo sie drey Tage lang dauerte.

4) Während der Sonnenfinsterniß fällt Gift vom Himmel, in Gestalt von Regen oder Thau, man sieht ihn in der Ferne fallen. — Ueberhaupt ist die Luft vergiftet, weßhalb Niemand das Haus verläßt; muß man gleichwohl hinausgehen, so verbindet man den Mund mit einem Tuche. Tiefenbach.

Der giftige Thau, um Treffelstein Drein˜, um Tiefenbach Dren˜ genannt, eine Art Mehlthau, süß und klebrig, schwarze Flecken machend, vergiftet alle Frucht, Salat, Obst, insoferne man sie nicht zugedeckt hat; man darf davon so lange nicht genießen, bis nicht ein starker Regen sie abgewaschen hat. Tiefenbach. Sonnen= wie Mondsfinsterniß vergiftet alles, was lebt; die Blätter der Bäume und Pflanzen sind darnach wie lauteres Silber. Ensdorf.

So bethautes Gras darf nicht gemäht, solches Gemüse nicht geschnitten werden, bis sich der Thau verloren. Rötz.

Man läßt daher auch an diesem Tage das Vieh nicht hüten oder treibt es zuvor heim und verschließt es in den Stall, damit es nicht naß werde von diesem

Thau und auch die davon vergifteten Gräser nicht fresse. Hirschau. Schafe werden davon närrisch, fressen nicht mehr und gehen ein, Pferde werden dumm — Tiefenbach — anderes Vieh erkrankt von dem Genuß thaugetränkten Futters — Höll — bekömmt das Geblüt davon. Neustadt.

Auch die Brunnen werden von diesem Gifte vergiftet: man deckt sie daher überall vorher zu — oder schöpft darnach das Wasser aus: denn es hat Gift an sich gezogen.

Selbst die Wäsche läßt man nicht im Freyen hängen. Amberg.

Das Wort Dreñ oder Dreiñ, bey Neuenhammer Drayñ, scheint zu Thran, engl. train-oil, auch zu Thräne zu stimmen; letzteres ist in der Oberpfalz nicht gäng, dafür wird Zágar, goth. tagr, gebraucht.

§. 3.

Sagenkreis von Sonne und Mond.

1) Sonne und Mond sind Weib und Mann. Als sie Hochzeit hielten, that der Mond, der stets als etwas kalt und langweilig gilt, in der Brautnacht der feurigen begehrenden Braut nicht zur Genüge: er hätte lieber geschlafen. Das verdroß die Sonne und sie schlug dem Manne eine Wette vor, daß, wer von ihnen zuerst erwachen würde, das Recht haben solle, bey Tage zu scheinen: dem Trägen gehöre die Nacht. Würden sie beyde zugleich wach werden, sollten sie fortan neben-

einander am Himmel glänzen. Da lachte der Mond gar einfältig vor sich hin: er ging die Wette ein, weil er nicht glauben wollte, daß er verlieren könne, und lachend schlief er ein. Davon hat er das Lachen behalten. Die Sonne aber ließ der Aerger nicht lange ruhen; schon vor zwey Uhr wach, zündete sie der Welt das Licht auf und weckte den frostigen Mond, und hielt ihm ihren Sieg vor und zugleich die Strafe, daß sie nun nie mehr eine Nacht mitsammen verbringen würden.

Darum habe sie die Wette gesetzt und mit einem Eide bekräftiget, daß sie gebunden sey und nicht schwach werden könne. Seitdem leuchtet der Mond bey Nacht, die Sonne bey Tag.

2) Die Sonne aber reute bald der Schwur, den sie in der Hitze des Zornes gethan; sie liebt ja den Mond. Und auch dieser fühlt sich immer zur Braut gezogen: er hielt ja die Wette für Spiel, für Neckerey, und Scherz war es, daß er sich so kalt gezeigt. Daher möchten sich beyde gar gerne wieder vereinen. Sie kommen sich auch öfter näher und treffen manchmal zusammen; es ist dieses die Zeit der Sonnenfinsternisse. Weil sie aber mit gegenseitigen Vorwürfen beginnen, keines die Schuld der Trennung tragen will, so gerathen sie hintereinander zum Streite; doch keines wird Herr. Die Zeit, welche ihnen zur Versöhnung geboten ist, läuft ab, und es kommt die Stunde wieder, wo die Sonne ihrem Schwur gemäß wandern muß. Blutroth von Zorn macht sie sich auf den Weg. Hätten sie nicht gestritten, wären sie vereiniget worden. Bis

der Zorn sich legt, vergeht wieder geraume Weile, erst eine neue Finsterniß zeigt an, daß sie sich wieder getroffen. Aber immer wieder wird diese Zeit nicht benützt.

So ist die Sonne immer heiß vor Liebeszorn: manchmal aber, wenn sie so allein wandelt, sieht sie ihr Unrecht ein: dann weint sie blutige Thränen und geht blutroth unter.

3) Aber auch der Mond empfindet Trauer und Leid, daß er zur Sonne nicht kann; darum nimmt er ab, bis er zur kleinsten Sichel wird; wird er nach und nach voll, so hofft er; ist er aber voll, sieht er sich getäuscht und nimmt wieder ab. — Von seiner unglücklichen Liebe ist er weich gestimmt: daher sein Licht so mild und melancholisch. Daher klagen ihm auch unglücklich Liebende ihr Leid.

4) Die Tochter eines armen Beamten ward zur Doppelwaise. Um ihrem Bräutigam einige Aussteuer zuzubringen, trat sie als Kammermädchen in Dienste. Man ließ ihr aber keine Zeit, an ihrer Ausfertigung zu arbeiten, und so spann sie Nachts für sich bey Mondlicht, insbesondere in den Samstagnächten, in welchen man ohnehin nicht spinnen soll. Dabey machte sie das Fenster auf. Immer freundlicher schien der Mond herein, immer weicher ward sie. Die Bläße erhöhte ihre Schönheit. Oft wurde sie darüber von ihrer Frau getadelt und spottend die Spinnerin im Monde gescholten. Sie aber fühlte sich immer mehr vom Monde angezogen: denn der Mond zieht Alles an sich, besonders Mädchenherzen, weil er selber so unglücklich in

seiner Liebe zur Sonne ist. Einmal schlief sie ermattet von des Tages Mühen ein und träumte, sie werde in den Mond hinübergetragen. Als sie erwachte, befand sie sich wirklich im Monde. Sie ist nun die Spinnerin im Monde, und noch sieht man sie darin mit dem Rädchen.

Der Rocken nimmt mit dem Mondeswechsel ab und zu, aber immer bleibt noch etwas Flachs daran. Sie darf mit dem Rocken nicht zu Ende kommen. Ist einmal der Flachs Alle gesponnen, geht die Welt unter. Manchmal ist der Rocken sehr dick angelegt. Da wird die Spinnerin müde beim Spinnen und ihr Köpfchen neigt sich und ihre Haare streifen an des Flachses Haar, wodurch der Mond verdunkelt wird. Dann ist Mondsfinsterniß. Aber sie wird es bald inne und fährt zurück: daher endet die Mondsfinsterniß oft so plötzlich. Manchmal spinnt sie gedankenlos ihre langen Haare mit hinein, und wenn sie es empfindet durch den Schmerz, den das Einlaufen des Haares in das Rädchen verursacht, so hat sie zu thun, es zu lösen; dann dauert die Finsterniß länger.

5) Als die Sonne am Morgen darnach aufging, ward sie überrascht, ein Mädchen im Monde zu sehen; sie glaubte selbe glücklich in Liebesglück, weil sie das Köpfchen so sinnig zur Arbeit neigte. Auf einmal hörte sie den Bräutigam der Maid um sein Liebchen klagen. Er war vor Klagen matt im Walde niedergesunken und entschlafen, als sie Abends beym Niedergehen die Erde streifte und ihn mit auf und zu sich empor nahm. Beym

Auf= und Untergange der Sonne erkannte er aber seine Braut im Monde, und diese ihn, und beyde waren voll Sehnsucht nach einander. Das sah auch der Mond zu seinem neuen Schmerze; die Sonne war ihm untreu geworden und auch die Maid, die er bey sich hatte, wollte seiner nicht gedenken. Nicht selten weint er dann. Die Zähren, welche er vergießt, sind die abschiessenden Sterne, die Sternschnuppen. Wo sie auffallen, findet man einen Kreuzer, der nie weicht, so oft man ihn auch ausgibt, oder ein Zettelchen, welches in Versen die Zukunft des Finders enthält. Neuenhammer.

§. 4.

Mond.

1) Der Mond gilt als Herr. „Heind scheind da Herr Maun̄ sua schayn̄." Gleich der Sonne wird auch er mit „lieber Mond" angeredet, besonders wenn er nach längerer Zeil wieder einmal scheint.

Zu dem Monde hat man mehr Zutrauen als zur Sonne.

In den Mond soll man nicht mit dem Finger deuten.

Wer in den Mond schaut, verdirbt sich die Augen.

Der Mond sieht gleich der Sonne Alles: er hat schon Einen verrathen, den, welcher den Juden erschlug. Velburg.

Der Mond scheint so schön, daß es Schade ist, wenn man den Hut aufbehält — ist nicht selten Spruch des Bauers bey klarem Monde. Neuenhammer.

2) Der Mond zieht Alles an sich, bringt Alles in Bewegung; im Mondlichte fallen die Decken vom Bette hinunter, die Geräthe laufen im Mondlichte krumm, wenden sich, farbige Geräthe verlieren die Farbe. Die Bäuerin sucht sich nur im Mondlichte Flöhe, denn diese gehen dem Scheine zu. Das Mondlicht macht überhaupt bleich: wenn es auf den Menschen im Bette scheint, wird er unruhig, auf etliche Tage bleich; es zieht den Geist zu sich empor und macht damit den Menschen zum Brettensteiger. Amberg.

Kinder, oft vom Monde beschienen, verlieren Zeit Lebens die rothe Farbe; selbst wenn es nur in Einer Nacht geschehen ist, tragen sie drey bis vier Tage die eine Wange bleich, die andere roth. So weit auch der Mond dem Kinde in den offenen Mund scheint, behält es ihn für einige Zeit offen. Neuenhammer.

Eine schwangere Frau soll sich vom Monde nicht bescheinen lassen, ihr Kind wird davon blöd, mondsüchtig. Auch soll sie ihm nicht in's Gesicht schauen: sonst lacht das Kind immer, wie es der Mond thut. Mondlicht bleicht das Garn auf der Bleiche mehr, als die Sonne. Leinwand bleicht in drey Mondnächten weisser als in drey Wochen am Tageslichte. Neuenhammer. Dagegen soll man im Mondschein nicht spinnen; solches Garn hält nicht; Spalt; Neuenhammer; denn dieses Licht wird entweiht, wenn es zur Arbeit benützt wird. Dazu diene nur Sonnenlicht.

3) Der Mond übt ausserdem eine zerstörende Kraft; Mondlicht, wofür stets Mondschein gesagt wird,

ist sehr scharf. Ein Wagen im Mondschein stehen gelassen, hält nicht mehr lang. Spalt.

Der Mond zerreißt mehr als der Regen. Velburg.

Wo der Mond auf Holz scheint, wird es wurmstichig; einem Bauer zu Oberbernried wurde der Ahorntisch gerade an der Ecke wurmstichig, wo ihn der Mond beschien. — Auch Wäsche darf man im Monde nicht hängen lassen. Spalt. Es schlieft der Nachtthau hinein und kommt wieder heraus, wenn sie der Mensch am Leibe hat. Velburg.

Wenn der Mond dem Spielenden in die Karten scheint, zieht er ihm das Glück weg, wohl zur Strafe dafür, daß er ihm den Rücken kehrt. Neuenhammer.

4) Aus einem offenen Brunnen, in welchen der Mond sich spiegelt, soll man nicht trinken; man könnte den Mond mithineintrinken. Zu Fronau wollte ein Mädchen vom Monde, den sie sich auf diese Weise hineingetrunken, schwanger seyn. — Man soll auch nicht da Wasser schöpfen, wo der Mond sich spiegelt: man schöpft sonst den Mond mit. Die Mädchen giessen das so geschöpfte Wasser wieder aus, und holen es lieber an anderer, dunkler Stelle.

Eine Dirn holte zum Einmachen des Brodes Wasser aus dem mondbeleuchteten Brunnen. Als sie gebacken und eingeschossen hatte, da ist der Mühlbach abgerissen, durch den Backofen gedrungen und hat gerade jenen Laib hinausgeflößt, in welchen der Mond hineingebacken war. Wie nun der Laib einige Zeit auf dem Wasser daherschwam, erweichte der Taig und der Mond schaute

heraus. Sogleich entstand starker Nebel und hob den Mond wieder an den Himmel. Neuenhammer.

Wer im Mondlicht badet, wird vom Mond betrogen und ertrinkt. Ebendort.

5) Das Mondlicht gehört den Geistern; da tanzen sie auf den Wiesen, und die unschuldigen Kinder von Bethlehem, und die ohne Taufe gestorben sind, auf den Freidhöfen. — Daher ist es dem Menschen untersagt, im Mondschein zu tanzen, besonders verschlungen. Um diese Zeit ist die Decke der Erde so dünne wie Spinnewebe. Die tanzende Bewegung der Füsse ist wie das Klopfen eines Fingers an der Thüre. Das hören die Geister und kommen dann und fragen die Menschen, was sie wollen. Ist ein ganz reines Mädchen dabey, so erfährt sie Alles von den Geistern, die Zukunft der Welt und der Menschen. Doch darf sie das Gehörte nur dann verkünden, wenn sie das Geschenk der Geister, den ewigen Gürtel, der ohne Anfang und Ende ist, trägt; so lange sie ihn trägt, bleibt sie rein und heilig und kann irdische Liebe ihr nicht an.

6) Der Mond beschützt auch die Keuschheit der Mädchen. Einem Dirnlein schien der Mond immer in das Fenster, wenn sie zu Bette ging und erhellte das Kämmerchen fast mit Tageshelle. Das Mädchen war schön und der Mond verliebt. Der Geliebte des Mädchens aber war ein reicher Bauernbursche, der es nicht redlich meynte und sie zu Fall zu bringen suchte. Einmal führte er sie zum Tanze, da drang er in sie, ihm das Kämmerchen zu öffnen, und in der Verwirrung und

Aufregung sagte sie ihm zu. Um keinen Verdacht zu erregen, ging sie früher heim. Wie sie eintrat, schien aber der Mond gar so schön in's Zimmer, und als sie zu Bette ging, war es ihr, als ob er immer näher käme, und zuletzt hart vor dem Fenster harre, traurig mit den Augen ihr zuwinkend. Da kam der Geliebte; sie hieß ihn aber wieder fortgehen; denn der Mond scheine ja gar so helle herein und gerade auf das Bettchen; er könne ja wieder kommen, wenn es dunkel wäre. Doch so oft er wiederkehrte, immer schien der Mond in die Kammer. Wohl ärgerte er sich weidlich darüber und fluchte dem Monde, sein böses Ziel konnte er nicht erreichen. Da nahm er sie zum Weibe und der Mond schien nicht mehr in die Stube, und herzlich dankte ihm das Mädchen, daß er ihrer Keuschheit gewartet und sie zum ehrlichen Weibe gemacht habe. Neuenhammer.

Seine geschlechtliche Einwirkung äussert der Mond aber nicht bloß auf die Weiber, sondern auch auf die Männer. Auch diese können, wenn sie den Mondschein im Wasser trinken, von ihm schwanger werden. Sie haben dabey alle Empfindungen einer Frau in diesem Zustande, nehmen neun Monate an Stärke des Unterleibes zu und darnach wieder ab.

Wenn ferner der Mann sein Wasser vom Monde bescheinen läßt und dann zum Weibe geht, wird diese mondschwanger. — Ebenso gibt es mondsüchtige Kinder, wenn der Mann zum Weibe geht, während der Mond auf das Ehebett scheint.

Sonst waren die Ehebetten ohne Vorhänge neben dem

Dachfenster und wurden gar oft vom Monde beschienen. Da wurden dann auch die meisten Kinder mondscheinig. Also traten die Männer zusammen, um sich zu berathen, und Einer rieth, über dem Bette eine Decke, den Himmel, anzubringen. Aber auch das half nicht immer; denn der Mond schien noch oft genug von der Seite herein. Da traten die geplagten Ehemänner wieder in den Rath und fanden heraus, es wäre am sichersten, das Bett durch Vorhänge von allen Seiten dem Monde zu verschliessen. Das ist der Ursprung der Bettvorhänge, und noch heut zu Tage wäre es eine Schande für die Bauernbraut, wenn der Kammerwagen nicht deren zwey, für die Werk- wie für die Feyertage mitbrächte. Hat sie ja auch als Mutter für das Kind gegen den Mond auf der Hut zu seyn: denn wenn dieses, bloß daliegend, vom Monde beschienen wird, vermag es das Wasser nicht mehr zu halten, wird zum Bettpisser. Neuenhammer.

§. 5.

Mondwechsel.

1) Die vier Wechsel des Mondes sind: Fullmaun̄ — Neumaun̄ oder Neulaycht, auch 'sNeu = das Neue, nord. nŷ — das ayarscht — und das letza Viertel.

Der Vollmond wird einem Rade verglichen. „Da Maun̄ is full wai a Pflougradl." Das letzte Viertel ist die faule Zeit, weil man da weniger Lust zur Arbeit hat, träger ist, mehr schlafen will. Bärnau.

2) An den Mondwechsel knüpft sich Glück und Gedeihen. Was nämlich im aufnehmenden Monde unternommen wird, hat guten Fortgang; man soll daher in dieser Zeit

a) heiraten, um Kinder zu bekommen,
b) eine neue Wohnung beziehen, damit das Glück zunimmt,
c) Geld zählen, damit es nicht All wird,
d) Nägel und Haare zuschneiden, damit sie wieder wachsen,
e) Aderlassen, damit das Blut wieder komme,
f) Flachs säen und raufen, und
g) Getraide säen, damit es gedeihe,
h) Garn bleichen, daß es schnell weiß wird;
i) entbindet das Weib in dieser Zeit, gedeiht Mutter und Kind;
k) Kinder und Vieh entwöhnt man nur im aufnehmenden Mond.
l) Kälbert die Kuh in dieser Zeit, wird das Kalb aufgezogen, sonst weggegeben.

Nimmt der Mond zu, so heißt er gung = jung. Wenn's gung Laycht ist, braucht man keine Laterne. Neuenhammer.

3) Was im Vollmond unternommen wird, bleibt immer auf gleichem Wege: doch heben sich die Schätze im Vollmonde und wird der „Zoañwalding" = Zahnweh, unter dem Roinstoin = Gränzstein vergraben. Bärnau.

4) Dagegen mißlingt Alles, was im abnehmenden

Monde unternommen wird und gedeihen soll. Um durch Sympathiemittel körperliche Leiden zu vertreiben, muß man die Zeit des abnehmenden Mondes, welche schon mit dem Vollmonde beginnt, wählen. Auch soll man da die Frucht, welche unter die Erde gehört, wie Erdäpfel, Rüben u. s. w. pflanzen, sonst treibt sie zu sehr in die Blüthe, und Gräben graben, weil das Gras nicht wächst. Neuenhammer.

Dienstboten in dieser Zeit dingen, wäre zum Unglück. Bärnau.

Stirbt ein Glied der Familie im abnehmenden Monde, so nimmt auch die Familie immer mehr ab: Sterben im zunehmenden Monde macht sie wachsen. Neuenhammer.

§. 6.

Die Flecken im Monde.

Zu der grösseren Sage, welche oben gegeben wurde, folgen hier verschiedene Anschauungen, welche über die Flecken im Monde an verschiedenen Orten gelten.

1) Im Monde ist Unseres Herrgotts Knecht, welcher zur Strafe Holz hacken muß, bis die Welt zu Grunde geht. Tiefenbach.

2) Die schwarzen Flecken im Monde sollen der Bauer seyn, der früher auf der Erde gelebt, und an einem Feyertage auf seiner Wiese Kronwittstauden ausgehauen hat. Zur Strafe für die Entheiligung des Feyertages muß er nun im Monde an einer solchen

Staude ohne Aufhören hauen. Man bezeichnet sogar den Ort, wo dieser Mann gehaust haben soll, nämlich in der Nähe von Bärnau.

3) Im Monde sitzen zwey Leute, Mann und Weib, die sich gegenseitig Läuse suchen, was man ganz genau sieht, wenn der Mond voll ist. Treffelstein.

4) Ein altes Weib hatte eine faule Tochter, die wollte nicht gerne spinnen. Darüber ward die Mutter böse und verwünschte sie in den Mond, wo sie nun ewig spinnen muß. Weil sie aber das Garn nicht zum Weber bringen kann, läßt sie es in die Lüfte hinausfliegen. Im Herbste, wenn es Altweibersommer ist, sieht man die Spinnfäden überall herumfliegen; diese kommen von der Spinnerin im Monde. Neuenhammer.

5) Eine ist gewesen, die hatte eine Tochter, welche sie zu keinem Tanze gehen ließ: dafür sollte sie nur recht fleißig spinnen. Als aber einmal die Alte fort war, ging das Mägdlein gleichwohl zum Tanze. Die Mutter kommt heim, sucht die Tochter und findet sie beym Tanze. Im Zorne verwünschte sie das eigene Kind in den Mond hinein, und das Windgspral = Windsbraut kam und riß sie hinauf. Da muß sie nun spinnen und ihr Gespinnst sind die Herbstfäden, das Herbstgespunnst; wenn diese Fäden fliegen, ist der Altweibersommer, und man sagt dann: die Spinnerin arnd. Oberbernrieb.

6) Im Monde sitzt ein altes Weib, die flicht einen Korb, und daneben sitzt ein großer Hund, der lauert, bis die Alte mit dem Korbe fertig wird, und wenn er

sieht, daß sie bald zu Ende kommt, rappt er dar und reißt den Korb zusammen; zerreißt er den Korb, wird Mondsfinsterniß. Doch nicht ganz darf der Hund den Korb zerreissen, sonst geht die Welt unter. Ebendort.

7) Einer hat in einem Feyertage „Kraml“ gehackt, jetzt steht er mit sammt der Kramlstaude im Monde. Ebendort.

8) Im Monde ist ein Männlein, welches am Christtage von einer Krametstaude Streu gehackt hat; zur Strafe dafür muß es nun im Monde Streu hacken. Bärnau.

9) Im Monde ist wirklich der Bauer, welcher, als er noch auf Erden lebte, alle Feyertage auf seiner Wiese Stauden ausgrub. Wie er starb, kam er zur Strafe in den Mond.

Schon zu seinen Lebzeiten trug er den Namen Mond, und sein Weib und Alle, die ihn kannten, hiessen ihn so. Sie waren kinderlos. Wie er nun krank wurde und vermerkte, daß er sterben müsse, redete er sich mit seinem Weibe darüber ab, daß er sie nach dem Tode abholen solle.

Als er daher starb, kam er Nachts vor das Fenster seines Weibes und klopfte. Sie stand sogleich auf, schaute hinaus, erkannte ihren Mann und frug: „Bist du es, Mond?“ — Der erwiederte: „Ja, ich bin der Mond auf der Welt gewesen und bin es noch, und muß es in Ewigkeit seyn. Willst du mit, so ziehe dich nur warm an, denn bey mir ist es kalt.“ Sie zog sich also an, nahm Holzschuhe und ihren Pelz und ging mit ihm.

Seitdem scheint der Mann vor, das Weib nach Mitternacht, und weil diese warm gekleidet ist und einen Pelz anhat, der keine Kälte annimmt, so fällt, wenn sie scheint, alle Kälte auf die Erde, und daher kommt es, daß die Kälte nach Mitternacht stärker ist als vorher. Daß ferner die Gestalt im Monde nach Mitternacht viel dicker und traubiger ist, als vorher, dieses kommt von den dicken Kleidern des Weibes. Endlich werden Träume, nach Mitternacht geträumt, viel seltener wahr, als jene vor Mitternacht: denn des Weibes Gesinnung ist viel veränderlicher als die des Mannes. Grafenau.

§. 7.

Mondsfinsterniß.

Man fürchtet sich vor ihr zwar auch, doch nicht so sehr wie bey der Sonnenfinsterniß: denn hier droht das Zusammenstoßen der beyden Himmelskörper mit schweren Folgen.

Während der Finsterniß schaut man in einen Zuber voll Wasser und damit Alles, was in diesem Jahre vorgeht. Fronau.

Ihr Entstehen ist oben angedeutet.

§. 8.

Das Heidnische dieser Anschauungen.

1) Unzweifelhaft galten Sonne und Mond als die Hauptgestirne des Himmels für Gottheiten, weßhalb sie

noch jetzt das Prädikat Herr und Frau führen; es ist dieses dem gesammten Heidentum gemeinsam. Als Gottheiten gebührte ihnen Anbetung und auch davon haben wir Spuren; besonders hervorzuheben ist hiefür das Entblössen des Hauptes.

2) Ist nun gleich die Sonne das leuchtende, wärmende Gestirn des Tages, und hat der Mond das dunkle Reich der Nacht für sich, so ist letzteres doch das weitere; der Einfluß des Mondes ist tiefgehend, geheimnißvoll, und erstreckt sich über das Leibliche hinaus in's Geisterreich: er wirkt auf des Menschen Geist in unerforschter Weise und wird zur Sonne für die Geister. Im Mondenlichte geht die Geisterwelt auf; es ist daher heilig und darf nicht entweiht werden durch menschliche Arbeit. Eifersüchtig wachen Mond und Geister darüber, daß der Mensch nur das Tageslicht zur Arbeit benütze, die Nacht der Ruhe hingebe. Darum auch enthalten Sagen und Märchen mehr Erinnerungen an den Mond als an die Sonne.

2) Das Verhältniß, in welchem Sonne und Mond im germanischen Altertum zu einander stehen, ist ein dunkles; noch fehlen feste Anhaltspunkte hierüber und was die Edda bietet, reicht nicht zu, ist selbst nur Bruchstück, unklar aufgefaßt und dargestellt. In der oberpfälzischen Sage sind sie Mann und Frau, ehelich verbunden, zur Zeit aber getrennt in freywilliger Scheidung und doch in Liebe einander zugethan. Sie erklärt, warum der Mond kalt und bleich, die Sonne heiß und roth scheint, wie Abendroth und Sternschnuppen hervor-

gehen, Sonne und Mond verfinstert werden. Ausdrücklich ist gemeldet, daß der Mond der Sonne folge, um sich wieder mit ihr zu vereinigen. Aber da Beyde zudem die eheliche Treue gebrochen, trifft sie die Strafe, daß sie nicht mehr in das frühere Verhältniß zurücktreten können und an die Vereinigung der Untergang der bestehenden Ordnung geknüpft ist.

Es war also einmal eine Zeit, wo die Weltordnung eine andere war und der Mond hatte durch Bestehen der ihm auferlegten Prüfung ihren Bestand zu sichern; aber aus der Scheidung, dem Treubruche der beyden Gestirne, ging die jetzige Ordnung hervor; die Nemesis waltet selbst über die Götter. Die Gegenwart hat also ihre Berechtigung nur in so lange, als der höhere Entscheid in Kraft bleibt, und im Zwiespalte wird die Welt erhalten, in der Trennung zweyer Mächte, die vereint seyn sollten. Der Mond trägt die Hauptschuld, daß nicht ewiger Tag, ewiger Friede auf Erden herrscht: darum trifft ihn auch die grössere Strafe: denn während beyde der allgemeinen Verfinsterung unterliegen, hat der Mond auch an dem monatlichen Wechsel zu leiden. Damit geräth er in untergeordnete Stellung zur Sonne und Beyder Verhältniß ist auch in dieser Beziehung gestört.

Seitenstück zu dieser Auffassung ist das altpreussische Märchen bey Temme, Seite 28, wonach die Sonne mit dem Monde verheiratet war und dieser die eheliche Treue durch Entführung einer Verlobten gebrochen hat.

4) Die Sonnenfinsterniß erklärt unsere Sage

ganz richtig: der Mond steht zu dieser Zeit in gerader, darum kürzester Linie vor der Sonne und deckt diese dem Erdenbewohner. Als Grund dieser Annäherung nennt die Sage die liebende Sehnsucht des Mondes nach der Sonne, und seinen Wunsch, sich mit ihr zu versöhnen.

5) Aber auch Mondsfinsterniß und Mondwechsel erhalten hierin ihre mythische Bedeutung. Beyde Erscheinungen knüpfen sich an die Spinnerin im Monde. Aus dem Anlegen und Abspinnen des Rockens gehen die Wechsel hervor: das ist unzweifelhaft, weniger klar aber, ob das Anlegen dem zu- oder abnehmenden Monde entspricht. Ich neige mich ersterer Ansicht zu, weil der Rocken nicht ganz abgesponnen werden darf und auch das Neulicht nicht ganz allen Schein verliert. Wird die Spinnerin matt und senkt sie das müde Haupt auf den Rocken, entsteht Finsterniß: das Mädchen soll die Arbeit nicht unterbrechen.

6) Die Aufnahme der Spinnerin und ihres Geliebten in Mond und Sonne entspricht der Edda, welche ein schönes Geschwisterpaar, Sol und Mani, in die beyden Gestirne übersetzen läßt, zur Strafe dem Vater, der sich ihrer Schönheit gegen die Götter überhob.

§. 9.

Fortsetzung.

Diesem Ganzen einer Sage, welche das Verhältniß von Sonne und Mond zu einander, ihrer Beyder Ver-

finsterung, Mondwechsel und Spinnerin im Monde umfaßt, reihen sich Trümmer anderer Sagen zur Seite. Mein Forschen, diese bedeutsamen Bruchstücke zu ergänzen, blieb erfolglos. Der Mann, der darum wußte, war kürzlich verstorben, ehe ich in seine Gegend kam, wie es denn gar häufig sich trifft, daß ich bey meiner Anwesenheit an einem Orte die Hauptquelle versiegt finde; vielleicht führt Zufall anderwärts zu neuem Funde.

1) Die Sage von der Korbflechterin und dem Hunde in Verbindung mit dem Weltuntergange ist Seitenstück zur Spinnerin im Monde und ihrem Rocken, und ausserdem noch bedeutungsvoll, weil der Hund ganz dem Managarmr, dem Mondwolf der Edda, entspricht, welcher hinter dem Monde her ist, um ihn zu verschlingen, und ihn wirklich verschlingen wird, am Ende der Tage. Daß in dem Hunde der Wolf gemeynt sey, besagen Sprichwörter ganz deutlich, welche vom Sonnenwolf reden. Ein solches lautet: „Das wird auch wahr, ehe der Wolf die Sonne auffrißt“ — von gleicher Bedeutung mit: „ehe die Katze ein Ey legt“ — womit die lange Dauer bis zum Eintreffen eines Ereignisses bezeichnet werden will. Das Volk weiß also noch vom Sonnenwolfe, dem Bruder des Mondwolfes. — Wie aber kommt die Alte in den Mond? wozu dient der Korb? soll er Schild, Licht- oder Strahlenschild seyn dem Monde, warum darf er nicht vollendet werden, d. h. müssen die Flecken im Monde bleiben? und ist seine Bedeutung eine feindselige für den Hund, weil er ihn nicht vollenden läßt?

Ich halte ausserdem dafür, daß diese Sage sich neben der Mondsfinsterniß auch auf den Mondwechsel beziehe. Das Korbflechten ist eine stets neu beginnende Arbeit, wie auch der Mond seine Wechsel immer wieder erneut. Dem Fortschreiten des Korbflechtens und dem allmäligen Verkleinern des Korbes durch das Zerreissen entspricht der auf- und abnehmende Mond. Der gierige Hund scheint selbst die Vollendung nicht abwarten zu wollen, er fährt darauf los und zerreißt ihn, wobey der Mond immer mehr verfinstert wird, je mehr der Hund vom Korbe abreißt, bis die Alte ihr Werk von Neuem beginnt. Und wenn der Korb nicht ganz zerrissen werden darf, so soll auch die Spinnerin den Rocken nicht ganz abspinnen.

2) Fremdartig läßt das andere Bruchstück, in welchem der Riese den Mond zwingt, ihm als Reitpferd zu dienen und eine vierte Deutung des Mondwechsels geboten wird. Hierüber siehe bey den Bergriesen. Als Gegenstück dazu erscheint die litthauische Sage von Gefangenhaltung der Sonne durch einen mächtigen König bey Temme S. 28.

3) Wieder andere Bruchstücke versetzen ein Menschenpaar in den Mond, und zwar gleichzeitig, wie die Edda des Widfinnr Kinder, Bel und Hiuki, in den Mond überführen läßt, — oder abwechselnd, was beydes auf die Zweytheilung der Mondgottheit in zwey Hälften, eine männliche und weibliche, anspielt.

4) Weniger verbreitet ist die Sage von der Spinnerin im Monde; nicht weil sie im Mondenlichte

gesponnen, ist das Mädchen in den Mond versetzt, auch nicht wegen Tanzens, sondern weil sie nicht gesponnen hat: dafür muß sie nun im Monde spinnen. Die Strafe des Spinnens im Monde ist eine andere, wovon im ersten Theile. — Daß ferner in der Hauptsage das im Mondlicht spinnende Mädchen in den Mond hinaufgenommen wird, soll nicht Strafe seyn, ist nur Folge des Gefallens, welches der in seiner Liebe zur Sonne so unglückliche Mond an ihm gefunden hat.

Wie die Mutter ihre Tochter, verwünscht auch ein Vater seinen Sohn in den Mond, aber aus einem anderen Grunde. Ein Bauer wurde nämlich ungehalten, daß sein Weib ihm so viele Kinder zur Welt brächte, und als ihm das siebente, ein Knabe, geboren wurde, verwünschte er es in den Mond. Der Knabe wuchs zum schönen Jungen heran und kam auch richtig in den Mond, und muß nun dort ackern, bis ihm Erlösung wird. Neuenhammer.

Dagegen findet sich die Sage vom Sonntagsschänder, der zur Strafe für seine knechtische Arbeit am Feyertage in den Mond verrückt ist, aller Orten. Daß er es auf fremdem Boden gethan und zugleich Holzdieb sey, habe ich nicht vernommen.

Mit dem Manne ist auch der Gegenstand seines Verbrechens, der Strauch oder Reisigbündel, im Monde. Wid oder Widl heißt sowohl Band wie Bund. Ein Widl Vögel ist ein Bandl Vögel, fünf an der Zahl, am Kopf mit Bast zusammengebunden. Widl Garn ist der Bund Garn, welcher sich noch auf dem Spulen

befindet, Widl Holz ein Bund Holz, Wid aber auch Prügel, Baumstamm, der sich noch biegen läßt. Endlich ist Widl die dünne Leibesmitte des Mädchens, der Bund, der Gürtel.

Von diesem Holz-Widl oder Reisigbund, der nur im Vollmonde gesehen wird, möchte daher dieser auch örtlich Wedel, Wadel heissen: gehört habe ich diesen Ausdruck in der Oberpfalz nicht.

6) Die Verschiedenheit in diesen kosmischen Sagen gehört wohl ursprünglich verschiedenen Gebieten religiöser Anschauung an, und ich würde nicht Anstand nehmen, dieselben als Ueberbleibsel des Glaubens verschiedener Stämme zu nehmen, wenn sie nicht gleichzeitig auf geringem Raume neben einander angetroffen würden. Es scheinen verschiedene Systeme dahinter verborgen zu seyn, welche schon zur Zeit, da die Germanen in Deutschland sich festsetzten, in einander sich verschoben hatten. Weiß ja auch die Edda von zwey Religionssystemen, dem der Asen und der Vanen, welche schon in der Urzeit in einander übergingen und selbst wieder über ein Drittes noch Aelteres die Oberhand gewannen. Anderseits darf nicht unbeachtet bleiben, daß Sonne zu Feuer und Luft, wie Mond zu Wasser und Erde in eigentümlicher Stellung sich befinden, und gerade da die Sagen von Wassergeistern und den Unterirdischen reichlich fliessen, wo das Volk noch jetzt vom Monde gar Vieles zu erzählen weiß.

Ferner muß es auffallen, daß unten am Böhmerwalde der Mond ausschliessend in eine ganz feindselige Stellung zur Sonne tritt und sie ebenso zu bewältigen

sucht, wie der Sonnenwolf. — Ist aus dem Mond, welcher der Sonne in Liebe folgt, ein Verfolger geworden? — Es ist hervorzuheben, daß der Landmann da, wo diese Anschauung vom feindlichen Monde gilt, nicht diesem, sondern der Sonne beym Aufgehen den Hut abnimmt, vielmehr abnehmen soll. „Wenn d'Sunn åfgêd, soll da Baua 'n Houd obadånn". Kürn. — Steht die zerstörende Kraft, welche der Mond auch sonst ausübt, etwa in näherer Beziehung hierauf? Man sollte vermeynen, es liege dem ein uralter Kampf zwischen Sonnen- und Mond-Dienst zu Grunde, aus einer Zeit, wo der allgemeine Lichtdienst sich spaltete, je nach den Trägern des Lichtes.

§. 10.

Sterne.

1) In die Sterne soll man nicht mit dem Finger weisen.

2) Sternschnuppen.

Wenn sie fallen, ist es dem, der es sieht, zum Glück, beschreyt man sie dabey, zum Unglück. Amberg.

Wo ein Stern vom Himmel abschiebt, liegt ein Napf Geld. Neuenhammer.

Sternschnuppen fallen, wenn ein Engel das Licht putzt — Bärnau — dann hat sich ein Engel geputzt, sagt man zu Treffelstein.

Ueber ihr Entstehen siehe oben und bey den Bergriesen.

Bey Gefrees heissen sie Sternfeg: wer einen fallen sieht, darf ihn nicht beschreyen; denn fällt er in's Wasser, muß der Mensch sterben.

3) Milchstrasse heißt bey Neuenhammer Landstrasse, auch Witterungsstrasse, weil es schön wird, wenn sie schön steht — bey Neustadt: Heerstrasse, bey Gefrees: Himmelstrasse, in Erinnerung, daß einst die Götter auf ihr in ihre himmlischen Burgen zogen.

Uralter mythischer Name ist: Ir-Strasse, bey Pfatter an der Donau, wohl älter als das alte: Iringes veg.

4) Einzelne Sterne sind:

a) der Heerwagen, Gehwagen, Wagen mit der Deichsel, für den grossen Bären; er ist die Uhr der Kohlenbrenner und geht mit der Deichsel um; er steht auf der Mitternachtseite;
b) d'Hennla = die Hennen für das Siebengestirn;
c) Petersstab, wo drey in einer Reihe stehen, auf der Mittagseite für den Gürtel des Orion;
d) Petersstuhl für den Orion selbst, Sommer und Winter sichtbar, aus sechs Sternen bestehend, die im Winkelmaaß liegen — vorausgesetzt, daß ich recht verstanden habe. Sämmtlich aus Neuenhammer.
e) Morgen- und Abendstern. Letzterer wird von eifersüchtigen Mädchen gegen den zweydeutigen Geliebten angerufen, muß also mythisches Wesen seyn, wobey es nicht gleichgiltig erscheint, daß er dabey nahe am Monde stehen muß.

Eine liebe Anschauung ist auch folgende: Wenn U. L. Frau vom Schlafe aufsteht, gehen die Nachtsterne unter und der Morgenstern geht auf; legt sie sich nieder, geht auch der Abendstern hinab, die Nachtsterne aber kommen herauf. Neuenhammer. Pfatter. Dieser Stern ist also ständiger Begleiter U. L. Frauen, der Suna-Frau — Pfatter — und gleich der Sonne Tagesgestirn.

Ueber das Entstehen der Sterne, siehe die Bergriesen.

5) Oft geht bey heller Nacht, auch bey Tag ein langer weisser Streifen durch den Himmel, dann heißt es:

> Der Himmel ist wie ein Fisch,
> In zweymal 24 Stunden regnet es gewiß.
>
> Hambach.

Wenn es wahr ist, was Jornandes meldet, daß die Gothen neben den Planeten und Himmelszeichen noch 344 Sterne gekannt hätten, so kann man einerseits nur die hohe Stufe bewundern, auf welcher die Bildung dieser Germanen stand, andererseits aber nicht genug bedauern, wie viel heimisches Wissen durch Römer- und Griechentum verdrängt wurde.

Es läßt sich annehmen, daß wenn die Gothen nicht zuerst Arianer gewesen wären, ihre Schriften nicht den Abscheu der Katholiken auf sich gezogen und damit den Untergang gefunden hätten.

II. Feuer.

§. 11.

Das Element des Feuers.

Das Beste ist Feuer, sagt die Edda. Doch ist es auch fürchterlich und gefürchtet, so es losgebunden der Ohnmacht des Menschen spottet. Es liegt dann dämonische Gewalt in ihm, auf das Verderben der Menschen gerichtet, gleich um sich zu rächen dafür, daß der Mensch es gewagt, Fesseln ihm anzulegen. Nur gezwungen leistet es seine wohlthätigen Dienste; und immer muß der Mensch, der seiner bedarf, Acht haben, daß er Meister bleibe gegen den feindseligen Trieb des Elementes, durchzubrechen und zu verzehren, was in sein Bereich fällt. Und wie den Menschen ergeht es den Göttern: auch sie haben dasselbe feindselige Element in ihrer Mitte aufgenommen, in der Person des Locki, der ihnen einstigen Untergang bereiten wird. Locki ist das zerstörende Feuer, und im Innern der Erde zwar von den Göttern gebunden; aber auch so treibt er seine Flammen, daß sie nach oben, gen Himmel, züngeln und wenn er sich rührt, schüttelt er die Erde, daß sie bebt. Daher auch die feurigen Nattern, welche besonders an Sümpfen aus der Erde gleich Leuchtern herausfahren. Neuenhammer. Und das Volk weiß, daß einst Alles im Feuer sein Ende nehmen wird, und dieses ist das böse Feuer.

Der Donnergott als himmlischer Feuergott ist es,

welcher jenem Verderber Locki gegenüber steht; er tritt in Beziehung mit den vielfachen abergläubischen Gebräuchen, welche jetzt noch dem Volke gelten, um der Feuersgefahr zu begegnen oder ausgebrochenes Feuer zu bemeistern. Nicht zu übersehen ist hiebey, daß diejenigen, so den Feuerbann ausüben, sey es mit Gebet oder Opfer, welche sie in ihrer Weise darbringen, von den Flammen verfolgt werden. Da sie an die Stelle der heidnischen Priester getreten sind, und hier insbesondere der Priester des Thor, so ist nicht anzunehmen, daß der eigene Gott sie verfolge, sondern daß es ein anderes feindliches Wesen ist, welches bezwungen werden soll, gehorchen muß, aber dafür auch sich zu rächen sucht, was vollkommen zu Locki stimmt. Und wird auch Manches von einstiger Verehrung des Ofens berichtet, so mag es wieder nur darum geschehen seyn, weil er der Behälter ist, der zugleich das Feuer beschließt und dessen Wärme mittheilt.

Berühmt durch ihre Kunst, das Feuer zu bannen, sind die Zigeuner; das Volk weiß viel davon zu erzählen, weil es früher von den Zigeunern gar gerne besucht war, und in solcher Anzahl, daß sie zur wahren Geisel des Landes wurden, wovon an anderem Orte.

Harmloser sind jene Menschen, welchen die Eigenschaft innewohnt, zum voraus das Gesicht einer künftigen Feuersbrunst zu haben, besonders Nachtwächter und Sonntagskinder. Solche Leute sehen den Brand ganz so wie er sich ereignen wird, eine Helle, wie von Abendroth, gehen auch mitten durch das Feuer,

gerathen dann plötzlich in äusserste Aufregung und rufen: Feuer!

Ein solcher Prophet war einst zu Muschenried und zu Tiefenbach: jener sagte den Brand eines Nachbarhauses voraus, dieser sah das Thal beym Nachhausegehen in Feuer stehen und bald brannte ein grosser Theil des Ortes ab.

An letzterem Orte waren auch einmal mehrere Bursche in einem Hause beym Spiele versammelt: da tanzten plötzlich die Eymer in der Stube. Kaum sahen sich die Spieler erschrocken an, so läutete die Sturmglocke schon.

Auch manche Thiere zeigen das Feuer an, so der Hase, wenn er in's Dorf gelaufen kommt, der Hund, wenn er aufwärts heult, Störche, wenn sie um den Thurm flattern.

§. 12.

Feuersbrunst zu löschen.

Ist in einem Hause Feuer ausgekommen, so wird es bemeistert, wenn man einen Laib Brod, dreymal geweiht, hinwirft oder den Backtrog entgegen stellt. Falkenstein.

Bey Voitenthann wird der Backkübel während eines Brandes vor's Dorf getragen und mit der Oeffnung dahin gestellt, wo der Wind hinziehen soll, damit er das Dorf nicht treffe.

Ist die Gefahr beym Brande schon so groß, daß man austragen, ausräumen muß, so legt man den

Tisch auf das Blatt in Mitte der Stube um, so daß die vier Füsse emporstehen, und stellt ein Kruzifix hinein. Dann kann man ohne Sorge, daß etwas breche, oder im Feuer bleibe oder gestohlen werde, seine Sachen fortbringen. Tiefenbach.

Das Feuer hört auf, wenn man rückwärts ein geweihtes Osterey hineinwirft, Neukirchen B., — oder man schreibt mit geweihter Kreide die Anfangsbuchstaben von Caspar, Melchior, Balthasar, durch zwey Kreuze verbunden, Runen — an die „Stubbeln" oder Stubendiele, Stubendecke. Ebendort.

Zu Waldmünchen zeichnet man, wenn es brennt, mit dreymal geweihter Kreide den Namen Jesu auf einen Teller und wirft ihn in die Glut, so dreht sich der Wind und das Feuer läßt nach —

oder ein Priester nimmt einen ausgehöhlten Laib Brod, und wirft ihn in's Feuer, das er segnet, so bleibt dieses stehen und kann nicht mehr weiter. Der Priester aber muß so schnell als möglich davoneilen; denn das Feuer läuft ihm Ellenlang nach und würde ihn verbrennen, wenn es ihn erreichte. Neuenhammer. Schäferey.

Um Amberg wirft man einen warmen Laib Brod oder eine dreyfarbige Katze in's Feuer, damit es aufhöre; eine solche Katze mit schwarzen, rothen und weissen Streifen heißt Feuerkatze, auch Fieberkatze, weil, wo sie im Hause ist, das Fieber nicht einkann.

Wer einen Judenmatzen in's Feuer wirft, kann

das Feuer stillen, muß sich aber eiligst aus dem Staube machen, damit nicht ihn das Feuer ergreife. Velburg.

Wenn Feuer auskommt, geht man um Heidenheim in das Haus einer Kindbetterin, und kehrt da, wo sie liegt, den Tisch auf die Platte um.

Damit nur das Haus, in welchem Feuer auskam, abbrenne, schreibt man an dasselbe fünf gewisse Buchstaben. Oberviechtach.

Der Wind bey Feuersbrunst wird gebannt durch Umkehren des Backtroges. Neuenhammer.

2) Die Forstleute haben einen eigenen Feuersegen, wenn ein Waldbrand auskommt. Sie reiten zu Pferd schnellsten Schrittes um die brennende Stelle und beten diesen Segen; doch müssen sie eilen, soviel sie vermögen, denn die wehenden Flammen verfolgen sie. Gefrees.

§. 13.

Feuersbrunst zu verhüten.

1) Am Dreykönig-Abende schreibt man die Anfangsbuchstaben der heiligen drey Könige: C. † M. † B. † in den Kamin; sie bedeuten: Kaspar, Melcher, Balthasar, behüt uns dieses Jahr vor Feuer- und Wassersgefahr. Neukirchen B.

2) Läutet man am Charsamstag die Fasten aus, soll man Wasser auf das Dach giessen: dann brennt das Haus nicht ab, auch wenn Feuer darin auskommt. Waldmünchen.

3) Wird ein Füllen das erstemal beschlagen und

verliert es das Eisen mit sammt den Nägeln, so wird dieses mit sammt den Nägeln an den „Rousbam“ oder den Zimmerbalken aufgehängt, damit kein Feuer auskomme. Man sieht deren fast in allen Bauernhäusern. Ebendort. Pittersberg.

4) Wo ein Judenmatzen im Hause aufbewahrt wird, ist es von Feuer sicher. Neuenhammer.

5) Von den Pflanzen schützen die Hauswurz, welche auf den Dächern wächst, und Zweige der Haselstaude, die man im Hause aufbewahrt, gegen Feuer. Tänesberg. Neuenhammer.

6) Wenn Störche auf einem Hause brüten, bleibt es gegen jedes Feuer verschont, auch wenn die ganze Nachbarschaft abbrennt. Höll. Sie tragen sogar Wasser im Schnabel zu und lassen es hoch aus der Luft in das Feuer fallen; sie helfen löschen. Ebnat.

7) Noch andere Vögel helfen dem Menschen durch Wasserzutragen, wie die Feuerschwalbe, welche man daher als heilig nicht verletzen darf. Ebnat.

8) Auch das Rothschwänzchen schützt das Haus vor Feuer, in welchem es brütet. Neuenhammer.

§. 14.

Ofen.

1) Wurde sonst um Velburg ein Ofen gesetzt oder umgesetzt, so besprengte man ihn vor dem Gebrauche innen und aussen mit Weihwasser und verbrannte zuerst

Hageborn darin, um die Hexen aus Ofen und Schlot zu vertreiben.

2) Wenn das Feuer beym Anzünden nicht brennen will, oder auch plötzlich erlischt, so ist es verhext und man hilft sich damit, daß man Geweihtes in den Ofen wirft. Tiefenbach.

3) Wenn das Feuer im Ofen braust, surrt, pfurrt, pfuchzt, schnalzt, gibt es Streit und Verdruß im Hause. Dagegen wird Salz in den Ofen geworfen — Bärnau — oder hineingespuckt. Amberg.

4) Zu Rötz wirft man, wenn es saust und bläst im Ofen, Brosamen oder Mehl hinein in Gottes Namen für die Armen Seelen, welche ihr Bitten um Hilfe damit kundgeben.

5) Zu Treffelstein deutet Schnalzen des Holzes im Ofen auf Verkehren des Wetters.

6) Raucht der Kamin, so sitzt die Hexe oben. Amberg.

7) Kinder soll man nicht an den Ofen lassen: es schlägt das Feuer heraus und verzehrt sie. Mühldorf in Altbayern.

8) Die heiratslustige Dirn horcht an einen eisernen Hafen des Ofens, zu heiligen Zeiten, oder sie schaut in dem kalten Ofen das Bild ihres Künftigen, wovon im ersten Theile.

9) Gewisse Leute können den Ofen tanzen machen. Neuenhammer.

10) Auch im Pfänderspiele kommt der Ofen vor. Das Mädchen, welches ein Pfand zu lösen hat, kniet

vor den Ofen mit gefalteten Händen und betet so lange den Spruch:

Lieber Ofen, ich bet' dich an,
Du brauchst Holz und ich einen Mann,

bis Einer hintritt und sie erlöst. Neuenhammer.

III. Feuergeister.

§. 15.

Deren Wesen.

Die Feuergeister tragen davon den Namen, daß sie von einer feurigen Hülle bedeckt sind, und daher leuchten; sonst sind es meist Arme Seelen, welche zur Strafe umgehen und der Erlösung durch die Menschen harren.

Sie theilen sich nach ihrer Gemütsart in gute und böse, d. h. sie erweisen sich als beydes je nach der Behandlung, die ihnen von Seite der Menschen wird, worin sie mit den Unter- und Ueberirdischen übereinkommen. Gleich den Unterirdischen dienen sie dem Menschen, haben aber dabey das Eigentümliche, daß sie es nur um Lohn thun und dessen Verweigerung schwer rächen. Dieser Dienst besteht darin, daß sie nächtlicher Weile dem Wanderer leuchten. In Betracht kommt hier besonders die schwarze Henne, welche sie als Lohn verlangen, das Thier der Todesgöttin Hel.

Im Allgemeinen hängt ihnen der Zug an, daß sie sich nach Belieben groß und klein machen können, wie

die Geister des Heidentums, wie jetzt noch der Teufel; doch trennt das Volk die feurigen Männer, zu denen die Landsknechte eine Unterart bilden, genau von den kleinen Irrlichtern. — Sie unterscheiden sich aber auch nicht bloß durch verschiedene Grösse: denn die letztern stehen durch ihr Zusammenhalten in Familien und ihre Tänze den Elben näher, während die feurigen Männer merkwürdiger Weise den Rücken als offene Höhle zeigen; wurde er ihnen zur Strafe ihres Verbrechens, des Markverrückens, ausgeschnitten?

§. 16.

Feurige Männer.

1) Sie sind geisterhafte Wesen, schauen aus wie Menschen, sind gekleidet wie das Landvolk, und aus dem Munde schlägt ihnen das Feuer heraus, daß es ringsum glockenhell wird. Treffelstein.

Sie sind so groß, wie ein rechtschaffener Mann — Velburg — wie ein Zwerg — Roding — wie die Waldbäume — Falkenstein — und leuchten am ganzen Körper.

Anfangs klein wie ein Kerzenlicht, werden sie nach und nach großmächtig. Muschenried.

Ihr Rücken ist ausgehöhlt wie eine Mulde; aus der Höhlung bricht das Feuer. Velburg. Um Tiefenbach sehen sie aus wie zwey zusammengesetzte Metzgermulden — um Ebnat wie eine Backmulde. Theilweise tragen sie brennende Fackeln in der Hand. St. Kemnath.

Sie zeigen sich bald einzeln, bald mehrere zusammen, und laufen gar häufig hin und wieder, mit und gegeneinander; so sie sich bewegen, fährt Feuer weg. Neukirchen B. — und stossen sie aufeinander, sprühen sie Feuer. Amberg. Wenn sie sich beuteln, fallen ganze Flanken Feuer ab. Muschenried.

Vorzüglich an heiligen Zeiten im Spätherbste und Winter lassen sie sich sehen, Abends und Nachts, aber auch unter Tags, wenn sie beleidiget wurden — Waldmünchen — in Thalgründen, auf Wiesen und Feldern, selten auf Wegen und dann auf Kreuzwegen, in Hölzern, auf Mösern und am Wasser. Durch ein Dorf gehen sie nicht, immer um dasselbe herum.

2) Die feurigen Männer sind Arme Seelen, welche leiden müssen, weil sie die Gränzmarken versetzt haben. Vohenstrauß. Wer einen Gränzstein verrückt, wird zum feurigen Manne. Neuenhammer. Zur Strafe auch müssen sie die Mark tragen, welche sie hinweggenommen, und rufen dabey immer: „Wo thue ich ihn hin!“

Antwortet ihnen dann ein Mensch: „Dahin, wo du ihn genommen hast!“ — so sind sie erlöst.

Um Erlösung durch die Menschen auf diese Weise oder durch Gebet zu finden, zeigen sie sich. Amberg.

3) Früher zeigten sie sich sehr häufig und jeder Bauer hatte gewiß einen von ihnen einmal in seinem Leben gesehen. Heut zu Tage sind sie selten, aber viel wird noch von ihnen erzählt; sie sind ja im Banne des Papstes wie alle Geister.

4) Unter den feurigen Männern gibt es gute und

böse. Im Ganzen braucht man sich vor ihnen nicht zu fürchten. Sie thun Niemanden Etwas zu Leide, der nicht sie zuerst beleidiget. Sie sind im Gegentheile sehr dienstfertig: denn wenn man sie ruft, oder bittet, oder um einen gewissen geringen Lohn dingt, leuchten sie Einem Nachts heim, indem sie zwey Schritte vor dem Menschen einhergehen und ihn bis zur Hausthüre geleiten. Doch darf man auf dem Wege nichts reden und muß, am Hause angekommen, rücklings zur Thüre hineingehen. Treffelstein.

Sie thun es aber nur in Anhoffung, hiefür belohnt zu werden. Denn haben sie ihren Dienst verrichtet, muß man ihnen den bedungenen — oder wenn nichts vertragen wurde, einen beliebigen Lohn verreichen, sonst wird man von ihnen in den Lüften davon geführt — Treffelstein, oder sie drohen das Haus anzuzünden. St. Kemnath.

Uebrigens sind sie sehr bescheiden in ihren Ansprüchen für geleistete Dienste. Sie begnügen sich mit drey Brosamen, mit Mehl — Neuenhammer — mit einem Silberpfennig, selbst einem Stückchen schwarzen Tabakes — Ebnat — mit einem Stückchen Brod, auch einem spitzen Hölzchen — Muschenried — einem schwarzen Pfenning. Neuenburg.

Will man recht sicher gehen, so langt man ihnen die Gabe, wenn man schon im Hause drinnen ist, zum Fenster hinaus: sie bleiben derweil stehen und warten des Lohnes — Waldmünchen — und will man recht höflich seyn, so wirft man ihnen die Gabe nicht vor

die Füsse wie die Meisten thun, sondern reicht sie ihnen auf einem Teller. Neuenhammer. — Man sieht keine Hand und doch nehmen sie das Gebotene hinweg. Muschenried. Nach dem Empfang schütteln sie sich, daß das Feuer davon fliegt. Tiefenbach.

Wirft man den Lohn in einen Brunnen, so fangen sie darnach und das Wasser zischt und gischt. St. Kemnath.

Am öftesten haben Betrunkene ihr Abenteuer mit feurigen Männern.

5) Wenn sie auf Einen zukommen, darf man nicht davonlaufen: sie würden einen solchen verfolgen, sich auf seinen Rücken setzen, ihn herumtreiben, verführen. Amberg. Man darf ihnen aber auch nicht nachgehen, sonst wird man irre geführt, in Sümpfe und Wasser. Tirschenreut.

Schliessen sie sich dem Menschen freywillig an, so soll dieser in Gottes Namen mit ihnen gehen, und will er sie loshaben, mag er einen Pfenning in ein nahes Wasser werfen; sie springen darnach und verschwinden. Amberg. Fluchen vertreibt sie, Beten zieht sie an. Wer flucht, den haben sie auf bösen Weg gebracht, womit sie zufrieden weichen. Lirentöfering.

6) Beleidiget man einen feurigen Mann mit Schimpf- oder Hohnworten, so rächt er sich durch Aufhugeln und Verführen. Ein solches Schimpfwort ist: Geltenscheisser! Gelte ist eine kleine „Schopfa," ein Schöpfgefäß von Holz mit aufrechtstehendem Griffe, für Milch und Wasser dienend.

Verführt findet man sich nur dann wieder zurecht,

wenn man einen Theil seines Kleides, wie einen Aermel, gewöhnlich den Hut oder die Haube, auf der meigaden oder verkehrten Seite trägt. Waldmünchen.

Hat er sich aber auf den Rücken gesetzt, muß man ihn tragen, so lange es ihm gefällt; nur freywillig geht er herab oder verschwindet. Roding.

Gerne setzen sie sich auch auf Wägen und lassen sich fahren. Amberg.

§. 17.

Sagen von feurigen Männern.

1) Der Vetter der Erzählerin zu Lirentöfering fand, wenn er vom Wirthshause heimgehen wollte, stets den feurigen Mann auf dem Wege, um ihm heimzuleuchten. Er nahm nichts dafür, nur Einmal mußte der Vetter vor der Hausthüre nießen. Der feurige Mann sagte: „Helf Gott!" der Vetter hinwieder: „Gelts Gott!" Da sprach der feurige Mann: „Nun bin ich erlöst und leuchte dir fürder nicht mehr."

2) Dort sah auch eine Dirn den feurigen Mann vom Hause aus. Uebermütig und sich recht sicher fühlend, rief sie ihm zu: „Geltenscheisser!" Sogleich war er da, lehnte sich an das Haus, schüttelte die Funken von sich und war nicht eher zum fortbringen, bis er ein Stück Brod erhielt.

3) Zu Kößlarn sah man einst den feurigen Mann auf dem Stunde langen Moos Nachts herumgehen, sich schütteln und ganze Flanken Feuer wegwerfen, sich auch

manchmal an dem Brunnen in der Mitte niedersetzen. Er war über acht Fuß lang. Weit und breit kamen die Leute zusammen, ihn zu sehen.

4) Einer ließ sich vom feurigen Manne heimleuchten, gab ihm aber nichts. Da lehnte er sich an die Wand des Hauses und rief hinein:

> Meine drey Pfenning,
> Oder eine schwarze Henne,
> Oder ich zünde das Haus an.

Da gaben sie ihm die schwarze Henne zum Fenster hinaus.

5) Im Bayerforst bey Bruck ist eine Wiese, Luderwiese genannt, auf der sich sonst die feurigen Männer in grosser Zahl herumtrieben. Jeder konnte sie sehen, wie es Nacht war. Ein Russe im letzten Kriege wagte sich unter sie hinein: zwey der feurigen Männer nahmen ihn in ihre Mitte. Am andern Morgen lag er todtgebraten da.

6) In der Hansenried ging ein Knecht hinter den Stadel und sah unten in der Wiese einen feurigen Mann. Der Knecht schimpfte hinunter. Kaum gesagt, hatte er ihn schon auf dem Rücken und mußte ihn eine Stunde lang tragen. Davon ward er krank. Später sagte er, gebrannt habe ihn der feurige Mann nicht, aber recht schwer sey er gewesen.

7) Ein Bauer bey Oberviechtach hatte, wenn er Abends von der Mühle heimfuhr, immer einen feurigen Mann zum Leuchten. Dafür gab er ihm einmal einen Laib Brod. — Eines Tages setzte er sich aber auf den

zweyrädrigen Wagen. Da sagte der Bauer: „Geh' weiter, du brennst mich."

8) Ihrer Sechse waren auf dem Wege nach Lengenfeld bey Velburg, ziemlich angetrunken. Wie sie zum Weiher kamen, sahen sie unten ein Licht brennen. Sie riefen hinab: „Geh' herauf und leuchte uns!" Sogleich stand ein grosser grauer Mann vor ihnen, dem es aus der Hand hell herausleuchtete.

9) Der Urahnharl des Erzählers hatte gar oft Kohlen zu fahren vom Ranahof nach dem Hammer Loidersdorf bey Ensdorf. An heiligen Zeiten kam der feurige Mann im Walde zu ihm hin, und schüttelte sich, daß die Funken davon flogen. Dann redete ihn der Kohlenbrenner an: „Wie, geh' her und zünde mir!" und warf ihm drey Heller — denn es muß eine ungerade Zahl seyn — vor die Füsse als Lohn hin, worauf der Geist ihm den ganzen Weg entlang zündete. Manchmal erlaubte sich der Mann einen Scherz und schalt den Geist: Geltenscheisser, oder: Blecharsch! Da rugelte er ihm auf und er mußte ihn tragen, so lange der Weg dauerte, und so schwer, daß er vermeynte, Himmel und Erde liege auf ihm. Doch konnte er ihn vertreiben, wenn er die heiligen Namen aussprach.

Der feurige Mann sah aus von vorn wie ein anderer Mensch, hinten war er ausgemöltert, Gesicht und Leib waren schwarz, die Augen feurig; er trug ein ganzes Kleid, Goller und Hose aus Einem Stücke, auf dem Kopfe einen Hut. Er konnte sich himmelhoch machen, aber auch ganz klein, wie denn die feurigen

Männer an heiligen Abenden auf Weichselbäume hüpfen. War er gezahlt, so mußte er zünden.

§. 17.

Landsknechte.

1) So heissen die feurigen Männer in gewissen Gegenden, vorzüglich oben am Böhmerwalde, von Bärnau bis Neustadt und Waldthurn.

Sie zeigen sich in finsteren Nächten und halten sich neben den Wäldern auf; sowie ein Wanderer des Weges einherkommt, sind sie etliche Schritte hinter ihm, und leuchten ihm nach Hause, bald groß, bald kleiner werdend. Man darf aber dabey kein unlauteres Wort ausstoßen, nicht fluchen und schimpfen, sonst verschwinden sie. Für das Heimleuchten zahlt man sie mit drey Brodbröseln, Pfenningen oder Hellern. Neustadt.

Einige davon verführen auch die Leute. Bärnau.

Ihrer waren sonst sehr viele. O. Bernried. Wo sie sich zeigen, werden gute Zeiten. Neustadt.

2) Ein Bube fuhr aus der Mühle heim und sah den Landsmann. In grosser Furcht darüber setzte er sich auf das Mühlgitter vor und betete. Die Ochsen zogen ihren Schritt fort. Je mehr aber der Knabe betete, desto näher kam der Geist. Zuletzt und zuläng machte er sich sogar auf das Mühlgitter. Da fluchte der Bube: Ui Teufel, wie heiß! — „Hättest du nur noch Ein Vaterunser gebetet, so wäre ich erlöst gewesen" — war der Schmerzensruf des geisterhaften Wesens. O. Bernried.

3) Zu Bergnersreut sehen sie aus wie eine Fachtl, Fackel. Will man, daß sie Einem leuchten, so spricht man: „He Landsmann, bal raud, bal blau, bist bal durt, bal dau, leucht ma ham, krägst a Knödl odar an Silbarpfenning.“ — Nach dem Leuchten wartet er am Fenster — in's Haus hinein darf er nicht — seines Lohnes, und wird dieser ihm verweigert, zündet er das Haus an. — Während des Leuchtens sieht er aus wie eine Backmulde.

§. 19.

Irrlichter.

1) Unter den Irrlichtern versteht das Volk geisterhafte Wesen, meistens Arme Seelen, welche der Erlösung harren. Sie sind im Kleinen, was die feurigen Männer im Grossen.

Sie zeigen sich vorzüglich an sumpfigen Stellen, in Wiesen, welche an oder in Wäldern sich hinziehen, an Wassern, besonders kleinen Bächen; bald hart am Boden, bald über demselben, als Flämmchen, wie von einem Spahnlichte, aber blaulicht von Farbe. Immer gehen sie denselben Weg hin und zurück, gerne den Bächen entlang, Berg auf und ab, oft in größter Schnelligkeit laufend und hüpfend. Das Ziel ihres Wanderns bildet gewöhnlich das Wasser, weil sie über das Wasser nicht dürfen, wiewohl sie vom Wasser angezogen werden, oder ein Marterl, das Denkmal, daß ein Mensch hier verunglückt ist, wie denn die Irrlichtchen grossentheils die

Seelen derer sind, welche im Freyen ihr Leben durch Zufall oder mit Gewalt verloren, — oder ein Kreuzweg.

Nicht selten vertheilen sie sich auch auf dem Wege in mehrere Lichtlein, und dann scheint es, als wären es ihre Bekannte, die sie abgeholt, um mit ihnen zu gehen; auf dem Rückwege zur selben Stelle verschwinden dann die Gefährten und das erste muß wieder allein wandern. Wenn ihrer mehrere sind, tanzen sie herum, stossen dabey auf einander, vereinigen sich, fahren wieder aus einander, springen über einander hinüber, laufen im Kreise herum, dann wieder gerade aus, drehen sich um und um, kommen oft dem Wanderer unter die Füsse, daß er über sie schreiten muß, bald marschiren sie in gleichen Abständen hintereinander, gehen auf dem Kreuzwege auseinander, jedes auf einen anderen Weg, und eilen dann, wieder zusammenzukommen. Ihre Bewegung ist überhaupt eine enterische und von einem Zischen und Knistern begleitet, gleich dem des übergehenden Wassers auf heisser Platte. Ihr Weg ist oft ein weiter, meist im Frühling.

Die Zeit ihres Erscheinens ist Advent und Fasten, dann auch die Abende jener Sommertage, an welchen Regen nach heisser Sonne erfolgt. — Jene Seelen aber, welchen in der Allerseelenzeit die Gläubigen in der Kirche Wachslichtchen brennen, sind an diesen Tagen von der Strafe des Wanderns und Hupfens frey. Neuenhammer.

Wer sie sieht, darf sie nicht beschreyen, sonst wird er irre geführt, noch weniger verhöhnen.

Der Irrlichter waren sonst so viele wie Sterne am Himmel; jetzt hört man wenig mehr davon.

2) Von Rötz nach Kulz ist eine ungeheuere Trad oder Viehweide, auf der man um heilige Zeiten eine Menge von Lichtchen herummarschieren sieht, welche sich auf einen nahen Weiher zurückziehen, dort auf dem Wasser spielen und dann verschwinden. Viele Leute sind da verführt worden oder gar ertrunken. — Es soll hier eine Schlacht vorgefallen seyn mit Trabanten, deren Viele im Weiher ertranken.

Ueber den Frauentrad im Föhra bey Waldmünchen geht der Leichenweg aus mehreren Ortschaften. Dort sieht man am Allerseelentage eine Menge Lichtchen, die Seelen derjenigen Menschen, welche, im verwichenen Jahre verstorben ohne zur Seligkeit zu gelangen, waizen müssen.

3) Eine ging von der Musik heim. Kaum war sie aus dem Orte, so hüpfte ein Lichtchen heran und ging immer mit ihr, bis sie zu Hause war. Da sagte die Dirn: „So, jetzt kannst du schon weiter gehen, ich brauche kein Licht mehr." Aber sie bekam auf dieses eine Ohrfeige, daß sie nicht mehr wußte, wo sie war, krank wurde und starb. Tiefenbach.

4) Einer von Breitenwün bey Velburg ging Nachts ziemlich angetrunken vom Jahrmarkte heim. Auf dem Wege hüpften Lichtlein vor ihm einher, und besonders drey hielten sich ganz in seiner Nähe und umtanzten ihn, weßhalb er ihnen zurief: „Wenn ihr mir leuchtet, daß ich heimfinde, bekommt jedes einen Thaler."

Freudiger hüpften die Lichter vor ihm her, bis der Mann an seinem Dorfe war. Da sagte er: „So jetzt könnt ihr wieder heim, ich brauche euch nicht mehr.“ — Die Lichtlein aber gingen nicht heim, sondern stets vor ihm her, bis zum Hause und von da in die Stube, und leuchteten dem Bauer in das Bett, und leuchteten so lange bis er einschlief. Und so geschah es jede Nacht und wie es dunkelte, waren sie um ihn. Nun baute er eine Kapelle am Dorfe und stiftete ein ewiges Licht. So wie dieses das erstemal brannte, liessen sich die Lichtlein nicht mehr sehen. — Das Kapellchen steht heut zu Tage noch, aber das ewige Licht ist ausgegangen.

5) Zu Hambach brannten frühere Wirthsleute ein ewiges Licht: jetzt ist es erloschen. Seitdem zeigen sich an heiligen Abenden Lichtchen, welche zu Hunderten etwa mannshoch vom Boden einen gewissen Weg machen und an der Stelle der alten Kapelle einen Tanz halten. Und dieses geschieht, damit das ewige Licht wieder angezündet werde.

Neuntes Buch.

Luft.

I. Lufterscheinungen.

§. 1. Wind.
§. 2. Windmärchen.
§. 3. Windsbraut.
§. 4. Beyder heidnisches Wesen.
§. 5. Gewitter.
§. 6. Wetterhorn.
§. 7. Wetterläuten.
§. 8. Blitz.
§. 9. Donner.
§. 10. Hexenwetter.
§. 11. Regen.
§. 12. Regenbogen.
§. 13. Hagel.
§. 14. Thau.
§. 15. Nebel.
§. 16. Schnee.
§. 17. Heidnisches dieser Anschauungen.
§. 18. Luftspiegelung.

II. Luftgeister.

§. 19. Wilde Jagd.
§. 20. Am untern Böhmerwalde.
§. 21. Am oberen Böhmerwalde.
§. 22. Am Fichtelgebirge.
§. 23. An der Vils.
§. 24. An der Laaber.
§. 25. Sagen.
§. 26. Holzhetzer.
§. 27. Geisterhafte Reiter.
§. 28. Elben.

Neuntes Buch.

Luft.

I. Lufterscheinungen.

§. 1.

Wind.

1) Der Wind ist die stark, der Luft die sanft bewegte Luft.

Wenn der Wind stark geht, sät man eine Hand voll Mehl hinaus für den Wind und sein Kind zu einem Brey; dann hört er auf. — Doch nur ein Sonntagskind vermag so den Wind heimzuschaffen. O. Bernried.

Bey Velburg stellt man sich unter die Thüre und streut eine Hand voll Mehl in die Luft mit den Worten: „Da Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du.“

2) Im Februar wird dem Wind sein Paß geschrieben, indem man ein Zettelchen vor das Fenster wirft,

auf welchem die Worte stehen: „Pack dich fort, Februar, dein Regiment ist nun gar!“ — dieses verzehrt der Wind und hört dann auf. Bärnau.

3) Zu Velburg war Einer, der konnte den Wind aufhören machen, indem er dreymal gegen den Wind mit einem Messer schnitt und bey jedem Schnitte die Spitze des Messers in die Erde steckte.

4) Der Wind hat auch ein Weib, die Windin; letztere ist viel schärfer als der Mann, und verliebter Natur: sie reißt den Männern den Hut vom Kopfe und führt ihn fort, daß sie ihr nachlaufen müssen; sie weint gerne wie alle Weiber, plaudert gerne und kommt oft mit den Hexen, welche üble Wäsche mit den schmutzigen Wolken anrichten, in Streit. Sie regiert in der Morgenfrühe, im Frühjahre und Sommer, von Süd und West her.

Während der Mann mit dem Besen die Weltkugel fegt und putzt, trägt sie Wasser zu, macht aber gewöhnlich das Uebel ärger durch Zuviel.

Der Mann dagegen hat es auf das Weibervolk abgesehen, jagt ihnen die Kleider zwischen die Beine, zerzaust ihr Haar; er regiert Vormittags im Herbst und Winter von Nord und Ost. Klein und kugelrund, hat er einen grossen Kopf und als Greis weissen Bart. Er kann nicht leiden, was groß ist, wie Berge, Thürme, Bäume, ist immer mürrisch, bouswirri, und kommt daher auch oft mit seinem Weibe in Streit, wobey es Sturm und Wirbelwind gibt; mit Vieh und Leuten lebt er in steter Feindschaft; vor Allem haßt er die

Schweine: wo er regiert, gedeihen sie nicht. Der Wald und seine Bäume, Gras und Halmen sehen ihn, wie er leibt und lebt, nicken ihm entgegen, plaudern mit ihm. Neuenhammer.

Wenn der Wind stark geht, hat sich Einer gehenkt, Amberg — und wogt das Feld im Winde, so geht der Wolf, des Wodan Thier, durch die Troidar — Getraider. Neuenhammer.

5) Wenn der Wind im Frühjahre über die Hollerstauden, ehe sie ausgeschlagen sind, geht, gerathen dieses Jahr die Jungfern. Amberg.

6) Der Wind orgelt in verschiedenen Lauten in den Gassen und Häusern; schläft ein, wenn er aufhört — jammert in der Nacht — erwacht, fängt wieder an. Neuenhammer.

Weht an einem schönen Sommerabende kein Windchen, so ist es „lauschab." Bärnau.

7) Längs des oberen Böhmerwaldes wehen nur drey Winde: der üabere (obere) oder baymische (böhmische) von N. u. O.; der üntare (untere) von W. und der Regenwind aus dem Windloche von S. W. Bärnau.

8) Der Wind ist ein Riese und Christenfresser. — Ein Christenweib verirrte sich im Walde und kam zu einer einsamen Hütte, wo sie die Frau um Nachtherberge ansprach. Diese aber wollte sie nicht behalten; wenn der Menschenfresser heimkäme, würde er sie sogleich schmecken und auffressen. Das Christenweib meynte zwar, in der Küche würde er sie nicht finden: es war aber dort gerade am gefährlichsten, weil der böse Mann

beym Kintl hereinkommt, und sie zum Kintl hinausreissen und verzehren würde. So ließ sie sich in der Hühnersteige verstecken.

Da brummte und sauste es um die Hütte, und der Wilde kam herein und schrie: „ich schmecke Christenfleisch!“ Das Weib aber redete es ihm aus, es wäre nur eine zugeflogene Henne, die sie in die Hühnersteige gesperrt habe. Der Wilde aber wollte nun die Henne sehen: da zeigte sie ihm in der Hühnersteige das in eine Henne verwandelte Christenweib. „Das ist dein Glück!“ sprach er und gab sich zufrieden.

Der Wilde war aber der Wind und seine Frau war eine Hexe, und das Christenweib mußte eine Henne bleiben und die Hexe hauste von da an mit dieser Henne. Rötz.

Ein Weib, Namens Selamena, war mit ihrem kleinen Kinde ob ihrer Schönheit so stolz geworden, daß sie sich U. L. Frauen gleich achtete und sogar versuchte, gen Himmel zu fahren. In Mitte des Weges aber zwischen Himmel und Erde ward sie gestürzt und von ihrem Kinde getrennt. So schweben nun Beyde in der Luft. Die Mutter ruft im heulenden Sturmwinde nach ihrem Kinde, das sie nicht findet, aber in seinen wimmernden klagenden Tönen, dem winselnden Winde, vernimmt. Neuenhammer. — Von der Melusine wird unten Aehnliches gemeldet.

§. 2.

Windmärchen.

Warum der Wind vom Meere her weht.

Bey Erschaffung der Welt war der Wind schon persönlich auf der Welt und hatte auch eine Frau. Beyde waren aber sehr dick, und der Mann hatte überdieß einen Bart so groß, daß er dreymal um den dicken Leib herumging. Ungeachtet dieser Dicke konnten sie durch jeden Spalt, jedes noch so kleine Loch mit grosser Leichtigkeit hindurch. Doch müssen sie schon lange auf der Welt gewesen seyn, weil es zu ihrer Zeit, wie jetzt, Grafen, Fürsten und Könige gab.

Nun lebte auch ein Graf, der konnte den Wind nicht leiden und äusserte sich oft sehr beleidigend über denselben. Eines Tages ging er in seinem Walde spazieren, und wie er so ging, kam ihm ein altes dickes Weib in den Weg. Als der Graf ihrer ansichtig wurde, frug er sie: „Wer bist du, woher kommst du, wohin gehst du, warum bist du so dick? Das Weib erwiderte: „Ich bin die Windin, welche du nicht leiden kannst.“ „Wo hast du deinen Mann?“ frug der Graf weiter. „Den sollst du gleich sehen!“ war die Antwort. Dabey hub sie zu blasen an und führte den Grafen in einem Augenblicke zu dem gläsernen Berge, wo sie ihn niedersetzte und warten hieß. Dann schlof sie zu einer Spalte des Berges hinein, und nicht lange, so kam ein ungeheuer dicker Mann heraus, mit einem Barte, der dreymal um den dicken Leib herumging. Dieser näherte

sich dem Grafen und sprach zu ihm: „Kennst du jetzt den Wind, über den du so oft geschmäht hast?“ — und schlug ihn dann mit einer Ruthe, worauf der Graf sogleich in Stein verwandelt war. Doch sah und hörte er auch als Stein Alles, was um ihn her vorging und in dem gläsernen Berge geschah. Jeden Tag sah er Leute aus allen Ständen ankommen und zu Stein werden; er erfuhr auch, daß diese Steine zehn Jahre so stehen mußten und daß nach dieser Zeit die Vornehmen gebraten, die Geringen gesotten wurden, worüber er in grosse Angst gerieth.

So waren zwey Jahre vergangen. Da gedachte er, wie heute sein Geburtstag sey und daß seine treue Gattin, wenn sie um sein Loos wüßte, gewiß Alles aufbieten würde, ihn zu befreyen. Kaum hatte er es gedacht, so kam ein sonderbarer Vogel, den er noch nie gesehen, setzte sich auf seinen Kopf und ließ aus dem Schnabel einen Ring, den Ehering seiner Gattin, und ein Zettelchen fallen. Sogleich stand der Graf in seiner menschlichen Gestalt da und las, daß er sich sofort aufmachen, und dem Vogel folgen solle, wohin er immer fliege. — Der Vogel flog und der Graf ging ihm nach und kam vor ein Schloß, das ganz voll Feuer war. Der Vogel flog mitten in das Feuer hinein, der Graf aber getraute sich nicht, ihm dahin zu folgen und blieb aussen stehen. Nach einiger Zeit kam ein reichgeschmückter Fürst heraus, nahm den Grafen bey der Hand und führte ihn unversehrt mitten durch die Flammen in einen prächtigen Saal, in welchem gleichfalls

eine Menge steinerner Figuren standen. Da sagte der Fürst: „Weißt du, ich habe dich erlöst und aus der Gewalt des Windes gerettet; denn es wäre dir sonst ergangen wie Allen anderen, welche am gläsernen Berge versteinert stehen. Ich war wie du in Stein verwandelt, bin aber nun befreyt durch deu Feuergeist. Siehst du diese Gestalt von Stein — und damit deutete er auf eine Bildsäule hin — es ist ein verwandelter König: ihn wird der Wassergeist erlösen."

Kaum hatte er diese Worte vollendet, so kam ein Vogel geflogen, ein Zettelchen im Schnabel, und setzte sich auf den Kopf des Steinbildes, und sogleich fing dieses sich zu rühren an und bald stand der König vor den Beyden da.

Auf dem Zettel aber stand geschrieben, daß Jeder von den Dreyen einen Wunsch thun könne, nach der Grösse der drey Stücke, in welche sie den Zettel zerreissen sollten. Da wünschte sich der Graf so dick zu werden als er wolle, und der Fürst, so weit zu sehen als er wolle, und der König, so hoch zu werden, daß er bis an die Sterne reiche.

Nun führte sie der Fürst, der so weit sehen konnte, durch einen unterirdischen Gang hinaus und bemerkte draussen im gläsernen Berge Schaaren von Bewaffneten, an der Spitze den Wind, am Ende die Windin, und wie er in die Höhe schaute, erblickte er eine Unzahl bewaffneter Vögel. Da machte sich der König so lang, als er es brauchte und holte die Vögel, einen um den anderen, herunter, und die beyden Anderen erschlugen sie.

Der Fürst aber sah nun wieder, wie der Wind mit seinem Heere den gläsernen Berg verließ und gegen sie anzog. Und es ward den Dreyen recht bang um ihr Leben: denn es fehlte nicht viel mehr auf eilf Uhr Nachts, und wenn diese geschlagen, wußten sie, daß der Wind über sie Gewalt habe.

Da machte sich der Dritte so dick als er es vermochte und that den Mund weit auf, und der Wind und sein Heer und die Windin zogen alle in den Mund hinein, und wie die Windin eingezogen war, rief der, welcher so weit sah: „den Mund zu!" und der Graf schloß den Mund und hatte nun Wind und Heer und Windin in seinem Leibe, so daß ihm ganz übel wurde. Der aber, welcher so weit sah, führte ihn an das Meer und hieß ihn niederknien und Alles, was seinen Magen so sehr beschwerte, in das Meer speyen. — Und er that so, und Wind und Heer und Windin versanken im Meere. Seit dieser Zeit ist das Meer so unruhig und kommen alle Winde vom Meere her. Tiefenbach.

§. 3.

Windsbraut.

1) Die Windsbragge, Windsbraut, nimmt Alles mit, was ihr in den Weg kommt, hebt die Garben von den Feldern, die Heuschober von den Wiesen auf, reißt sie gerade in die Höhe.

Ehe sie kommt, weht schon einige Tage der Wind: sie ist Vorläuferin einer Witterung, eines Unwetters,

das kommen wird. Den Staub treibt sie wie Rauch von grossem Feuer in die Höhe, und reißt Alles in die Luft hinauf und führt es weit fort. Sie deckt Dächer ab, bricht Bäume in der Mitte ab, kehrt Heuwagen mit sammt dem Geschirre um. Neukirchen.

Wirbelwind zeigt auch das Nahen des wütenden Heeres an, die Windsbragge zieht vor ihr einher.

2) Der Windsbraut geht man auf die Seite, wie der wilden Jagd, sonst nimmt sie Einen mit. Kößlarn. Damit sie nicht schadet, soll man etwas hineinwerfen, sey es was immer. Neukirchen B. Dagegen heißt es zu Waldmünchen: wer ein Messer in die Windsbragge hineinwirft, läuft Gefahr, daß sie ihn mitnimmt.

3) In der Windsbragge ist die Hexe: sie lacht sogar die Leute aus. Wirft man etwas hinein, so gibt sich die Hexe. Falkenstein.

Im Wirbelwind ist die Hexe; wer ein Messer hineinwirft, trifft sie, hat aber dafür ihre Rache zu gewärtigen. Bärnau.

Die Windsbraut ist ein Hexengespiel. Troschlhammer.

Statt der Hexe fährt auch der Zauberer, der Venetianer, in der Windsbraut nach folgender Sage:

Einer war unterwegs. Da kam die Windsbraut daher. Er ward zornig und rief: „Komm nur wieder her, du Hexe!“ und warf sein Messer hinein. Da nahm ihn der Wind mit und führte ihn zweyhundert Stunden weit, und setzte ihn vor einem Wirthshause ab. Hier aber harrte seiner schon ein Mann, der nur Ein Auge hatte, das andere war ihm ausgestochen. Der redete

ihn an und sprach: „Schau her, was du mir gethan hast!“ und zeigte ihm dabey sein Messer. Dann warnte er ihn noch, solches künftig zu unterlassen, und ließ eine Windsbraut kommen, welche ihn wieder heimführte. Schönau.

§. 4.

Heidnisches Wesen von Wind und Windin.

Der Wind gilt als göttliches Wesen, denn er wird noch jetzt als Herr angeredet. Er hat gleichfalls eine weibliche Hälfte, die Windin, und die Sage meldet sogar von seinem Kinde, für welches er Nahrung und Opfer verlangt, wenn er zur Ruhe kommen soll. Ich stehe nicht an, diese Verbindung von Wind und Windin als Wodan und Frikka zu nehmen: ihnen reiht sich in der Sage ein kriegerisches Gefolge zur Seite; im scharfbeissenden Winde zur Zeit des Früh- und Spätjahres weht geradezu der Böse, der Teufel.

Daneben erhellt die Riesennatur des Windes und damit seine Gefrässigkeit, sein Menschenhaß aus der Sage, und sein Gefolge erscheint einmal in Gestalt von Vögeln, beydes Anknüpfungspunkte an die Edda.

Die Windsbraut ist schon ihrem Namen nach die eheliche Gefährtin des Windes, die gesteigerte Windin, die höchste Potenz der weiblichen Hälfte des Windes. Ihr Name ist in der Oberpfalz ein verschiedener, dem Böhmerwalde entlang die Windspral, das Windgspral, in engerer Begränzung Windspracha um Falkenstein,

höher hinauf Windspragga, um Waldthurn die Windspreidr und das Windgspreidr. Diese Ausdrücke sind, so weit sie nicht Sammelnamen, sämmtlich weiblich, in ihrer Deutung aber schwierig, weil unsicher, ob das vermittelnde s zur ersten oder zweyten Sylbe zählt; für letzteres spräche Windgspral und Windgspreidr, wenn die Form ächt wäre. Ich will Einiges zur Aufhellung versuchen.

Windspracha, Windspragga liesse sich als Windsbracha, Winds=Bragga, am auffälligsten zu altd. brocha, ag. brec, lat. bracca = Hose ziehen, und so natürlich auf Windhose deuten. Näher käme altd. bracho = Jagdhund, Bracke, wonach der Wirbelwind zum Windhunde würde, der im kreisenden Laufe seine Beute fängt. Aber die Mundart hat ital. a, entsprechend neuhochd. ä.

In Winds=breidr möchte braut versteckt seyn. — Spreidern heißt es vom Lichte, wenn es plötzlich oder beym Anzünden spritzt. Aber der Wirbelwind versplittert nichts, treibt im Gegentheile Alles zusammen, hebt es in die Höhe und läßt es in einem Haufen nieder. Das r am Ende von breidr, altd. brudhr, fällt zwar auf; der Oberpfälzer liebt aber gleich dem Nordländer das r in seiner Mundart, im Worte Druderer scheint mir das mittlere r sogar Ueberbleibsel aus thrudhr = Drud.

Windgspral ist deutlich Wind=Weib. Gspral heißt jedes Weib mit langen Beinen, dann auch die Beine selbst. „Die wirft im Laufen ihr Gspral umeinander,“ sagt man von Einer, welche ihre Füsse über Maß auswirft.

Spral ist die lange, altgermanische Nadel, meist von Holz, Birkenreisern, welche die Weiber jetzt noch am Hinterhaupte durch den aufgedrehten Haarknäuel ziehen, um so des Kammes zu entbehren. Spralen = den Spral durch die Wurstenden ziehen. Zusammenspralen = etwas mit grossen Stichen zusammennähen. — Wenn nach Schmeller Windsprauch, Windsprauk, Windgesprauder u. s. w. aus Windsbraut entstellt ist, so könnte in anderer Weise Windspral aus Windsfral entstellt seyn, und damit Analogie zu Holz-, Wald-, Wasserfral gewonnen werden. Damit würde man zu Frau gelangen, und weil ein Wagniß das andere hervorruft, für Windspragga bey Frikka, mundartlich Frecke, ankommen, der Gemahlin des eigentlichen Luftgottes Wodans. So wie dieser im Sturm, fährt Frikka im Wirbelwinde. Beyde führen die Menschen in der Luft dahin.

§. 5.

Gewitter.

1) Wenn ein starkes Gewitter losbricht, werden sogleich die Fensterflügel aufgemacht, damit, falls etwa der Donnerkeil hereinkäme, dieser Luft habe, um wieder hinaus zu fahren. Rötz.

Auf dem Herde macht man Feuer und wirft drey Palmkätzchen, geweiht am Palmsonntage, hinein — Fronau, Oberbernried — oder legt zwey geweihte Palmzweige kreuzweise auf das Feuer — Fronau. So kann

das Wetter nicht schaden von dem Augenblicke an, wo der Rauch aus dem Schlot ausgeht. Neustadt.

In der Stube brennt man Lichtmeßwachs. Rötz.

Zu Falkenstein wirft man drey Palmmutzerln, die geweiht seyn müssen und noch höhere Weihe erhalten durch Eintauchen in Weihwasser, dem Wetter entgegen, wodurch dieses genöthiget wird, abzuziehen.

Man spritzt Weihwasser auf den Hof. Oberbernried.

Auf den Tisch legt man drey geweihte Palmkätzchen, zwey überecks gegen die Thüre, eines in die Mitte. Ebendort.

Beym Anzuge eines Gewitters werden unter Anrufung der heiligen Dreyfaltigkeit mit einer Hacke drey Kreuze vor dem Stadel und der Hausthüre in den Boden geschlagen. Falkenstein.

2) Zu Gefrees fallen die Leute auf die Knie und beten, damit der erzürnte Gott wieder versöhnt werde.

Man kniet nieder und betet das Johannes-Evangelium mit etlichen Vaterunsern. Oberbernried. Anderswo betet man einen eigenen Wettersegen, besonders den Kolomanisegen. Dieses ist aber ein gefährlich' Ding; denn läßt man ein Wort aus, hat das Wetter die Macht, den Leser zu erschlagen. Fronau. Zu Lixentöfering betet man kniend den Englischen Gruß. Man betet stets kniend und in der Richtung hin, in welcher das Wetter heranzieht. Falkenstein.

Ein Hirtenknabe war im Besitze des Kolomanisegens, den er nicht sehen lassen durfte, und daher hinter einer

Eisenspange am Stadelthor verbarg. Einmal schlug der Blitz in einen ganz nahestehenden Baum; dieser brannte und gefährdete den Stadel, doch immer schlugen die Flammen an der Seite zurück, wo der Segen hinter dem Thore steckte und es verbrannte nicht ein Strohhalm. Falkenstein.

3) Mit Läuten der Kirchenglocken wird das Gewitter auch unschädlich gemacht. Man heißt es: zum oder für's Wetter läuten. Dabey gehen die Leute mit dem Priester in die Kirche und beten zusammen. Neukirchen Balb.

Hat man ein geweihtes Loretto-Glöcklein im Hause, so durchgeht man damit läutend alle Räume. Amberg.

4) Während eines Wetters werden oft auch Zweige der Haselnußstaude in die Fenstergesimse gesteckt, oder Zweige der Hollerstaude. Neuenhammer.

5) Wer auf das Gewitter mit dem Zeigefinger weist, über den hat es Gewalt, es wäre denn, daß er darnach dreymal in den Finger beißt, und zwar so, daß man die Zähne sieht. Vielleicht kommt daher das Sprichwort, von Einem, der etwas ungeschickt gemacht hat: „Der hat sich auch in den Finger gebissen.“ Das Fingerweisen zieht nämlich das Wetter an: darum ist es Sünde. Auch soll man sich nicht unter die Thüre stellen oder die Fenster offen halten: beydes hält das Wetter an. Gefrees.

6) Dort ist auch der Wetterberg. Zigeuner waren unter dem Berge, als das Wetter kam: da

vergruben sie etwas in den Boden. Seitdem zertheilt sich jedes Gewitter hier nach zwey Seiten, rechts und links.

Niemand vermag aber mehr das Gewitter unschädlich zu machen als Juden; diese schneiden einen Laib Brod auseinander, kleben ihn wieder zusammen und schieben ihn unter Hermurmeln gewisser Worte rücklings in den Ofen. Schäferey.

Der Vater des Erzählers setzte sich während des Wetters gewöhnlich auf die „Grey", den gepflasterten Gang vor dem Hause, um das Johannes=Evangelium zu lesen. Wenn es aber nicht half, meynte er, es wäre doch gut, wenn ein Jude im Dorfe wäre. Ebendort.

7) Es waren ein paar alte Leute, welche sehr fromm lebten und den Armen gerne mittheilten. Da kam einmal ein armes Weib vor die Thüre und bat um Almosen. Die guten Leute hiessen sie hereingehen und reichten ihr ein Stück Brod. Beym Hinausgehen sah aber das Weib ein Kind im Bette liegen, ging darauf hin, besah es und kündete den Aeltern an, daß diesem ein grosses Unglück bevorstehe, indem es vom Blitze erschlagen würde. Doch wolle sie für das Stückchen Brod nebst einem Vergelts Gott noch einen guten Rath ertheilen; so oft das Mädchen beym Blitzen beten werde: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet," werde das Wetter ihm nicht ankönnen. Die Aeltern liessen nun ihr Kind dieses Gebet fleissig verrichten, sagten ihm aber erst den Grund, als die Jungfrau Neigung zu einem jungen Manne gefaßt hatte.

Nun nahm sie den Schleyer. Einmal aber zog um ihr Kloster ein arges Gewitter sich zusammen, drey Tage wüthete es und verheerte die ganze Gegend. Da baten die Klosterfrauen die Jungfrau, sie möchte doch lieber sich opfern, als so viele dem Unglücke preisgeben: sie werde damit Gott ein angenehmes Opfer bringen. Die Jungfrau bereitete sich nun vor für das Jenseits, und als es wieder blitzte, unterließ sie ihr Gebet und sogleich ward sie vom Blitze getroffen. Neukirchen B.

8) Als Unser lieber Herr noch auf Erden wandelte, zog ein Gewitter heran. St. Petrus frug ihn, woher es komme und was es bedeute. Da sagte der Herr: „Wollen wir es zuerst dem Esel sagen, der gerade vor uns hergetrieben wird," und sagte es diesem in das Ohr. Der Esel fiel tod um. Zum Petrus aber wendete sich der Heiland mit den Worten: „Wie würde es erst Dir gegangen seyn, wenn ich es Dir gesagt hätte?" Neustadt.

§. 6.

Wetterhorn.

An manchen Orten, wie zu Oberbernried am Fahrenberge, zu Waldkirch, zu Rötz, bläst man das Wetterhorn, wenn ein Wetter in Anzug ist; dann wendet es sich rechts oder links und verschont den Ort.

Zu Oberbernried ist es ein Nautilus, so groß wie ein Kindskopf. Ein Pilger hat es gebracht vor mehreren hundert Jahren und um ein Stück Geld dagelassen.

Es ist hochgeweiht, von einem Kapuziner, oder gar vom Papste; daher wird es auch in ein weisses Tuch eingeschlagen, als Heiligtum verehrt, und soll es ein Weib nicht anrühren. Es kostet Anstrengung, darauf zu blasen: denn es zittert der Erdboden davon.

Die Waldthurner behaupten zwar, das Wetter werde dadurch zu ihnen in's Thal herabgeblasen, und zogen vor nicht langer Zeit aus, um in Bernried das verhängnißvolle Horn zu nehmen. Die Bernrieder aber sind klug, und verwahren das Wetterhorn nicht immer in demselben Hause. Sie lassen es in der Gemeinde herumgehen, und so weiß Niemand, wo der Schatz verborgen liegt. Er wird daher auch Neugierigen nicht gezeigt.

Man bläst es dort an dem Platze, wo das Johannesfeuer gebrannt wird, oder sonst auf erhabener Stelle, zu Rötz vom Thurme herab.

§. 7.

Wetterläuten.

1) Bey dem Herannahen eines drohenden Gewitters werden vom Volke die Glocken der Kirche geläutet, obwohl polizeyliche Verbote, besonders seit Anfang des Jahrhunderts, dagegen bestehen. Auch in den Häusern wird geläutet mit dem „Wedaglöckl" oder Lorettoglöcklein, welches geweiht ist. Denn in argen Gewittern sind böse Geister, und diese können den Klang geweihter Glocken nicht vertragen, weßhalb sie und mit

ihnen das Wetter so weit weichen, als das Läuten gehört wird.

2) In jenen oberpfälzischen Ortschaften, welche keine Kirchen haben, steht ein hoher Stuhl oder Galgen, gewöhnlich aus vier Säulen von Holz, in welchem die Glocke hängt, um das dreymalige Zeichen zum Gebete zu geben, zum Wetter läuten zu können. Diese Glockenstühle fanden sich auch in Schweden zur Zeit, wo das Christentum Eingang gewann, um die bösen Luftgeister, die alten Götter, damit zu verscheuchen.

3) Aber auch neben Kirchen mit grossen Thürmen finden sich solche Glockenstühle aus Holz: sie waren ausschliessend für das Wetterausläuten bestimmt. So stand früher zu Pittersberg zwischen Amberg und Schwandorf ein eigenes Glockenhaus für eine grosse Glocke; wenn man damit läutete, zogen sich alle Gewitter in's Böhmen hinein. Daher kamen die Böhmen heraus sie zu stehlen, versanken aber damit auf dem Rückwege und machten das Gelübde, eine heilige Messe des anderen Tages lesen zu lassen. Dieses vollzogen sie aber nicht, und so geschah es, daß die gestohlene Glocke zum zweytenmale hinter Schwandorf auf der Strasse nach Bodenwöhr in einem Sumpf versank. So man mit einer Stange in den Sumpf stößt, hört man sie noch brausen. Ein Brunnen daneben heißt davon der Glockenbrunnen.

Daher auch die Wuth der Hussiten, als sie herausbrachen, gegen alle Glocken.

Aehnlichen Grund mag es haben, als die Böhmen aus dem hölzernen Stuhle neben der Pfarrkirche zu

Burglengenfeld eine der vier Glocken, welche man beym Läuten bis nach Böhmen vernahm, und zwar die größte, entwendeten. Doch kamen sie nicht weit damit, schon vor der Stadt versank sie ihnen in den Sand; die Diebe mußten sie nun liegen lassen, schlugen aber aus Aerger auf die Glocke los, wovon sie noch zwey Dielen aufweisen kann.

4) Alte Leute behaupten, das Hausglöckchen zu Neuenhammer sey einst vom Bischofe so hoch und kräftig geweiht worden, daß er während der Weihe drey Hemden wechseln mußte. So oft daher ein Hochgewitter heraufzog, liefen die Bauern von den Bergen herab, und mahnten, wenn es übersehen worden, das Glöcklein zu läuten und das Wetter zu zerstreuen.

Eine Wetterhexe aus der Gegend, welche zuletzt verbrannt wurde, hat einem solchen Bauer, der sie in der Feuerqual verhöhnte, zugerufen: „Wäre nur das kleine Bummerl auf dem Thurme zu Neuenhammer nicht gewesen, ich hätte wohl gemacht, daß dir nichts übrig geblieben wäre!"

§. 8.

Blitz.

1) Wenn es blitzt, sagt man zu Neuenhammer: St. Peter schlägt im Himmel an Stahl und Stein Feuer, den Kochofen U. L. Frauen zu heizen — oder: die Rosse, welche U. L. Frau im Himmel spazieren fahren, schlagen mit ihren Hufen an einen Stein.

2) So oft es blitzt, bekreuzen sich die Leute.

3) Ausdrücke für Blitzen sind: Leuchten, an Für-klara thun, einen Kreuzleuchter = heftigen Blitz thun. Der Blitz heißt auch Strahl, Donnerstrahl; Wasserstrahl, wenn er nicht zündet, Donnerschlag.

Das Wort leuchten steht zu Goth. lauhatjan; diesem entspricht genau die Form: laÿchtn, wie sie hinter Neuenhammer auf der böhmischen Gränze gebraucht wird. Der altdeutsche Ausdruck plih für Blitz hat sich noch im Fluche: Kotz blix! erhalten. — Bey Kürn heißt himmazn: wetterleuchten, blitzen.

Ferner hört man: der Blitz züngelt, d. h. es thut Kreuzblitze; es macht solche Kreuzblitzer, daß Einem das blaue Feuer vor den Augen herumfliegt; es funkelt und blitzt, daß man blind werden möchte. — Im Zorn heißt es: Da möchte der Blitz dreinschlagen. Neuenhammer.

Wenn es blitzt, ohne dabey zu donnern, kühlt sich der Himmel ab.

4) Wenn es in einen Baum einschlägt, findet man in den verkohlten Theilen einen spitzen Stein, den Donnerkeil; dieser wird ausdrücklich vom Blitze unterschieden, so im Ausrufe: Blitz und Donnerkeil!

Die Bauern finden auch beym Ackern zuweilen krystallisirten Quarz; sie halten ihn für den versteinerten Donnerkeil, und nennen ihn, wie jeden Krystall: Strahl. Neuenhammer.

5) Wer Holz verbraucht von einem Baume, den

der Blitz getroffen hat, läuft Gefahr, vom Feuer beschädigt zu werden. Falkenstein.

Vom Blitze getroffenes Holz wird nicht zum Brennen verwendet: denn wo der Rauch davon hinausgeht, schlägt das Wetter ein; wenigstens im Sommer nicht, so lange Wetter zu befürchten stehen; als Bauholz wird es aber nie gebraucht. Neuenhammer.

Zu Oberviechtach schlug es während des Ackerns in den Pflug; man warf ihn weg: hätte man Theile davon zu einem neuen Pfluge benützt, würde der Blitz auch in diesen einschlagen.

Vom Blitze getroffenes Holz lassen sich daher selbst die Armen nicht gerne schenken.

Vom Blitze erschlagenes Vieh erhält der Schinder. Menschen, die der Blitz rührt, hat der Teufel geholt, sie hatten mit ihm Umgang. Neuenhammer.

§. 9.

Donner.

1) Ist das erste Donnerwetter und man hört das erstemal donnern, soll man sich auf dem Boden wälzen; das ist gut für Kreuzweh. Neukirchen B. Falkenstein.

2) Donnert es im Frühjahre auf die nackten Stauden, so gerathen junge Hühner und Gänse nicht. Neuenhammer.

3) Wenn es donnert, fährt der Herr Gott U. L. Frau im Himmel in einem Wagen spazieren — oder St. Peter thut im Himmel Kegel scheiben — oder: die

Tischgäste im Himmelswirthshause raufen — oder: sie fahren auf schlechtem Himmelspflaster spazieren. Neuenhammer.

4) Ausdrücke für donnern sind: dunarn, doarn, rollen, brummen; rumpeln ist der höchste Grad des Donnerns; ein Maunzerl thun bedeutet: schwach donnern. Ebendort.

5) Fráya Dunar, spáyda Hungar: ist Sprichwort, daß frühe Gewitter reiche Aerndte machen. Neuenhammer.

§. 10.

Hexenwetter.

1) Die Gewitter kommen von den Hexen. Neustadt. — Ein Gewitter, welches plötzlich kommt und recht „lose" ist, heißt Hexenwetter. Ebendort.

Manchmal raufen die Hexen in der Luft und streiten um den Vorrang: davon entstehen die schweren Gewitter oder Hexenwetter. Waldsassen.

Wenn das schwere Gewitter-Gewölke in der Luft zittert und die Winde wirbeln und der Staub im Kreise sich dreht, sehen alte Leute die Hexen in der Luft mit Lust und Freude Burzelbäume schlagen: darauf folgt immer heftiges Ungewitter. Neuenhammer.

2) Zu Neumarkt war einmal ein fürchterliches Wetter: Da schoß ein Kapuziner in die Wetterwolke, und herab stürzte eine mutternackte Hexe. Denn im Wetter ist die Hexe. Der Mann Gottes gab ihr seine Kapuze mit der Warnung, solches nicht mehr zu thun.

3) In Aichkirchen bey Hemau machte ein Druderer

ein starkes Wetter; zu Hemau läutete man aber die Wetterglocke. Da fiel der Druderer zu Aichkirchen aus der Luft herab und sagte: „Der grosse Kettenhund (die Glocke) hat mich herunter gezogen; hättet ihr zu Hemau nur Ein Vaterunser mit ausgespannten Armen gebetet, wäre ich da schon herabgefallen.“ — Darnach starb er.

4) Ein Mädchen von etwa zehn Jahren nahm einen Pfahl und rührte damit im Brunnen umeinander. Fragt sie der Nachbar: „Was thust du da?“ „Ha,“ erwiederte sie, „thut es meine Mutter auch; sie nimmt einen Stecken und rührt damit im Brunnen hinum und herum, dann kommt das Wetter.“ — Da wurden Mutter und Kind verbrannt. Neuenhammer.

5) Ein Kaufmann fuhr mit seinem Kinde, einem Mädchen, in die Stadt, da kam ein Gewitter. Der Vater eilte. Das Kind aber suchte ihn zu beruhigen; sie könne machen, daß das Wetter nicht schade, sie habe es von der Frala, Großmutter, gelernt, welche auch die Wetter machen könne. Der Vater zeigte es an, um die Tochter zu retten. Sie war aber schon Hexe und wurde mit der Großmutter verbrannt. Neustadt.

6) Ein Bauer hatte einen Buben, der an einem verworfenen Tage, wo der Teufel vom Himmel fiel, geboren war. Beyde gingen einmal über Land. Da kamen sie an einen Bach, der über's Kreuz floß. Der Knabe zog den Strumpf vom rechten Fuß und hing ihn über den Kreuzfluß. Es war das schönste Wetter. Sogleich aber erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der Alles verwüstete. Gefrees.

§. 11.

Regen.

1) Wenn die Sonne in den Regen scheint, prügelt der Teufel sein Weib — Bärnau — seine Großmutter — Amberg — sein Weib, und seine Schwiegermutter lacht dazu. Waldmünchen.

Wenn während des Regens die Sonne scheint, bekommen die Mädchen Sonnen- oder Sommerflecken, falls Tropfen auf das Gesicht fallen. Höll.

Von einem solchen Regen wird der Lein braun.

Der Regen, welcher während des Sonnenscheins fällt, heißt Melthau nnd ist giftig. Amberg.

2) Wenn es am Tage: Johann der Täufer regnet, wird der Waizen brandig, und die Bäcker müssen Wasser trinken: regnet es nicht, dürfen sie zum Wein gehen, weil das Getraide wohlfeil wird. Tiefenbach.

3) Fällt ein Platzregen, so haben die Gäste im himmlischen Wirthshause zu viel getrunken und pissen herunter. Neuenhammer.

4) Wenn es anfängt zu regnen, sagt man zu O. Bernried: „Weiber, thut die Wäsche herein, es regnet Holzäpfel.“

5) Frühe Regen und frühe Gäste bleiben gern über Mittag. — Frühe Wetterregen und frühe Betteleute, kommen gerne zweymal — Amberg — und bringen noch neue mit. Neuenhammer.

6) Nach dem Regen steigt gewöhnlich aus den Wäldern feiner Dunst auf, wie wenn Rauch aufginge, dann

heißt es: „Die Füchse heizen ein, es regnet bald wieder.“ Bärnau.

7) Der Regen tritt auch in Verbindung zu dem Vogel der Windin, dem Specht; denn wenn der Gißvogel schreyt im Wald, regnet es bald. Treffelstein.

§. 12.

Regenbogen.

1) Der Regenbogen ist der Saum des Kleides U. L. Frauen. Erscheinen zwey auf einmal, so hat den schwächeren der Teufel gemacht, um seine Kunst zu zeigen. Neuenhammer.

Die eine Hälfte gehört U. L. Frau, die andere dem Saudreck (Name des Teufels). Falkenstein.

Seine sieben Farben deuten auf die sieben heiligen Sakramente, welche Jehova dem Noah versprochen. Neustadt.

Der Regenbogen ist eine Brücke, auf ihr ging die Taube, als sie Noah aus der Arche entließ, damit sie nicht ertrank. Neuenhammer.

2) Wo der Regenbogen niedergeht, legt er ein goldenes Schüsserl hin — das Regenbogenschüsserl — und eine Jungfrau kann es heben, und wer es fallen sieht, erhält drey Dukaten drin: aber nur Sonntagskinder können es sehen. Höll bey Waldmünchen.

Wo der Regenbogen zu Boden geht, liegt ein Schatz begraben — Lixentöfering — oder ein Napf Geld mit einem Laib Brod — Neuenhammer — ein Sack voll

Geld — Neustadt — Geld und das Ende der Noth — Bärnau — ein Metzen Geld — Gefrees — ein Metzen Geld mit einem Laib Brod — Warmensteinach.

Die Regenbogenschüsserln sind etwas gewölbte Goldbleche, in der Höhlung mit fünf Punkten gleich Perlen, sonst ohne weiteres Zeichen. Eine Familie zu Amberg besaß ein solches in der Grösse eines Sechskreuzerstückes, etwa drey bis vier Linien dick, von lauterem Golde.

3) Auf einen Regenbogen folgt Regen drey Tage lang oder Schnee. Lixentöfering. — Zwey Regenbogen auf einmal deuten auf schönes Wetter, und der Regen, der dabey fällt, ist sehr fruchtbar. Höll. — Viele Regenbogen, viele Regen. Neuenhammer.

4) Der Teufel brauchte einmal einen Zirkel, um seine Höhle zu bauen, fand aber keinen. Da ging er zu einem Engel, des Herrgotts Werkmeister, und bat sich einen Zirkel aus, um den Bogen für seine Höhle zu ziehen. Der Engel nahm den Zirkel vom Himmelsbogen und warf ihn dem Teufel hinunter. Der aber wußte nicht mit ihm umzugehen, und ersuchte den Engel, ihm zu zeigen, wie er denn das Werkzeug handhaben solle. Da stellte der Engel den goldenen Zirkel auf und machte auf das Gewölk einen Halbkreis, welcher in den sieben Regenbogenfarben glänzte. Halt, rief der Teufel, jetzt kann ich es schon selbst und griff nach dem Zirkel, um den Kreis zu vollenden. Er vermochte ihn aber nicht zu halten und nicht zu drehen. Der Zirkel fiel um und dem Teufel auf die Stirne und schlug ihm ein Horn. Seitdem hat der Teufel Ein Horn

und der Regenbogen nur einen halben Ring. Neuenhammer.

§. 15.

Hagel.

1) Wenn es bey einem Gewitter hagelt, stellt man das Weihbrunnkesserl mit Weihwasser auf die Strasse und läßt die Hagelsteine hineinfallen. Dieses Wasser schützt dann Menschen und Thiere vor dem Wetter.

Gießt man von diesem Wasser in die Milch, welche zum Ausrühren bestimmt ist, so kann selbiges Jahr auch der Milch und den Kühen kein Schaden zugehen. Die Bäuerin glaubt steif daran. Tiefenbach.

2) Wenn das Wetter kommt und man sieht, daß es rieseln will, nimmt man den Dreyfuß vom Herde und stellt ihn auf den Mist. So wie drey Rieseln hinaufgefallen sind, hat das Gewitter die Gewalt nicht mehr, daß es Rieseln werfe. Neustadt.

3) Zu Fronau stellen die Leute beym ersten Gewitter das Weihkesserl auf den Mist und lassen die Schlossen hineinfallen, so schadet in diesem Jahre das Wetter nicht mehr.

4) Wenn es rieselt, thut man auch drey Riesel — Schäferey — oder drey Graupen — O. Bernried — in das Weihbrunnkesserl, so hört das Rieseln auf.

5) Wer ein Paar rother Zwillingsochsen hat, soll damit im Frühjahre das Feld ackern, so kann der Hagel der Frucht nicht schaden. Neuenhammer.

9*

§. 14.

Thau.

1) Der Thau fällt; er zündet die Lichtlein an = er irisirt wie Diamant im Sonnenlicht. Er macht Rosenkränze, perlt. Der Thau sitzt auf dem Zaun. Er tränkt Flur und Wiese kräftiger als Regen, färbt Gras und Blätter grün, macht das Heu roth; man hebt es daher beym Heuen in Schöberln oder kleine Schober; er frißt das Leder, macht die Schuhe weich. Im Thau geht der Hirsch wie auf Eyern, damit er sich nicht verrathe. Die Vögel trinken den Thau und singen darnach schärfer. Er ist der Wein für die Feldgrille. Die Sonne lecket den Thau auf.

2) Der Thau sitzt auf dem Frauenmäntelchen wie in einem Kelche bis um zehn Uhr Morgens. Der Durstige trinkt ihn daraus: zehn solcher Kelche stillen ihm den Durst. Neuenhammer.

Der im May auf das Frauenmäntelchen, auch Parasol genannt, gefallene Thau, wird in ein Glas gesammelt, mit reinem Honig destillirt, und so gegen Lungensucht mit Erfolg gebraucht.

3) Um die „Zidrocha" = Zitrache, zu vertreiben, bestreicht man sie mit Morgenthau.

Wenn man im Thaue baarfuß geht, zieht er alle Unreinigkeit aus dem Leibe an. Rötz.

Wer Sommersprossen hat, geht Morgens vor der Sonne auf die Wiese und wäscht sein Gesicht im Thau, damit sie vergehen.

Baden im Thau gibt den Mädchen die verlorne Jungfrauschaft wieder.

4) Der Thautritt oder Fußtritt eines Menschen im Thaue mit sammt dem Rasen ausgeschnitten und in den Kamin gehängt, macht auch den Menschen eintrocknen, sowie der Rasen ausdorrt. Neuenhammer.

5) Viel Thau, viel Honig. — Abendthau verkündet kühlen Morgen. Ebendort.

6) Die Thauperlen sind die Thränen der gefallenen Engel, der jüngeren nämlich und unerfahrnen, welche unwissend dem Luzifer gefolgt sind. Nun weinen sie jeden Morgen und Abend; ihre Thränen fallen als Thau zur Erde; sie dürfen nämlich vor und nach der Sonne fliegen, und sehen noch auf kurze Zeit den Glanz ihrer Thränen in der farbigen Pracht des von der Sonne beschienenen Thaues, damit sie daran erinnert werden, wie auch sie einst geglänzt haben. — Am Morgen, wenn die Sonne kommt, verbergen sich die Geisterchen in den Schoß der Frauenmäntelchen und sehen da noch ihre Thränen glitzern und blitzen, bis diese auch hier von der Sonne aufgezehrt sind. Dann aber müssen sie sich in ihre Räume zurückziehen zwischen Himmel und Erde und dürfen erst wieder fliegen, wenn die Sonne untergeht. Neuenhammer.

§. 15.

Nebel.

1) Wenn feine Wasserdünste aus den Bergen aufsteigen, so breyen die Berge. Darauf folgt Regen.

Dieser Dunst heißt Dampf.

Zweymal des Tages, vor und nach der Sonne, regnet der Dampf von den Bäumen.

Der Dampf kocht das Heu auf der Wiese und macht es roth, d. h. zieht die grüne Farbe aus. Er strickt den Regenbogen, stihlt den Heiligen auf dem Berge (deckt die Bergkirchen zu), frißt die Kinder, weil sie sich darin verirren.

Steigt der Dampf in die Höh, schönes Wetter, o weh! — Geht er zu Boden, oder auch mit den Bächen, wird es schön.

Im Dampfe hält die Wildtaube Hochzeit, d. h. sie girrt gerne, singen überhaupt alle Vögel lieber, kriecht die Schnecke, der Wurm, geht die Feldgrille aus dem Loche, hüpft der Frosch aus dem Wasser, springt die Eidechse.

2) Auch nach dem Regen steigt Dampf, „Brân̄“ genannt; die Berge „brâna“, haben eine Haube auf. Brâna heißt: schwitzen, ausdünsten; auch das Heu brânt = wird heiß, nasses wie trockenes, bis es gesessen ist.

Wer sich in dieser Hitze brennt, vermag sich sehr schwer zu heilen: es bricht immer auf. — Gleiches bey der Viehstreu.

Wenn nach Regen die Sonne scheint, und die Berge brâna, so regnet es bald wieder.

3) Haben die Berge im Herbst und Winter einen „Bart“ oder Nebel, der an den Wänden hängt und das Haupt wie einen Kahlkopf freyläßt, wird es schön Wetter. Neuenhammer.

§. 16.

Schnee.

1) Im Herbste ist der Himmel oft bei Tage mit kappengrossen Wölkchen besäet, wie der Fisch mit Schuppen; auf einer Seite sind sie kleiner, wachsen aber immer, bis sie zuletzt am Rande des Himmels groß, weiß und durchsichtig stehen. Da blüht der Schnee und hundert Tage darauf schneyt es. Bärnau.

Ueberlaufen im Spätherbste die scharfgeschnittenen Wolken stahlblau, so ist es die Blüthe des Schnee's.

2) Der Schnee düngt; geht oder thaut auf; kracht, hartgefroren, unter den Füssen; tanzt, wenn die Flocken durcheinander wehen, der Wind drein kommt; beißt und geisselt, wenn er mager, dünn und scharf daher kommt und dem Wanderer an das Gesicht prallt; wird alt, oder schmutziggelb; macht eine Neu, wenn auf gefrorne hart getretene Bahn neuer Schnee fällt und die Fußstapfen sichtbar bleiben; wärmt; löst die Kälte auf, wenn er dick fällt; ist der Feind der Diebe, weil er ihre Spur verräth. — Der Schnee stinkt, wenn die Luft scharf und nebelig wird. — Der Nebel ist seine Mutter.

3) Der Schnee muß die Zaunpfähle einschneyen, sonst gibt es kein Heu; im April aber muß er dem Zaunpfahl wenigstens einen Hut aufsetzen.

Annesenschnee = Andreasschnee: thut den Samen (Winterkorn) weh.

Bleibt der Schnee hundert Tage auf den Saaten, schadet er.

Kommt der Zaunkönig in Höfe und Zäune und singt sein: Zezerr — fallen die Ammerlinge auf den Mist im Hofe — und die Krametsvögel auf die Vogelbeerbäume in den Thälern, so schneyt es bald.

Baden Gänse und Aenten eifrig im Wasser, lauft Wand, Stein und Eisen mit Reif an, wird der Schnee bald zu Wasser.

Schnäberln die Hennen, d. h. klappern sie nächtlicher Weile mit den Schnäbeln an die Steige, so wird es kälter, und der Schnee hält an. Neuenhammer.

4) Wenn die Schneeflocken beym Schneyen recht durcheinander, hinauf und herunter treiben, raufen die Müller und Bäcker mit einander. Amberg.

Wenn die Schneeflocken recht groß herabfallen, groß wie „Bettziechen," so hat St. Petrus die Schuld, welcher im Himmel den Frauen die Bettfedern ausließ. Neuenhammer.

Dem muß uralte Anschauung zu Grunde liegen, denn schon Herodot kennt die Sage, daß man in die Länder nördlich hin, wo die Skythen wohnen, nicht vordringen könne, weil die Luft voll Federn wäre, womit der fallende Schnee gemeynt sey.

Schneewasser ist das reinste Wasser. Abgedörrter Schnee ist für Alles gut. Kinder schickt man damit in den April.

5) Als Unser Herr Alles erschaffen hatte, Gras und Kräuter und Blumen, und ihnen die schönen Farben

gegeben, in denen sie prangen, machte er zuletzt auch den Schnee und sagte zu ihm: Die Farbe kannst du dir selbst suchen, denn du frißt ja so Alles. — Der Schnee ging also zum Gras und sagte: gib mir deine grüne Farbe, er ging zur Rose nnd bat um ihr rothes Kleid, dann zum Veilchen, und wieder zur Sonnenblume, denn er war eitel und wollte einen schönen Rock haben. Aber Gras und Blumen lachten ihn aus und schickten ihn seines Weges. Da setzte er sich zum Schneeglöckchen und sagte betrübt: „Wenn mir Niemand eine Farbe gibt, so ergeht es mir wie dem Winde, der nur darum so bös ist, weil man ihn nicht sieht.“ Da erbarmte sich das Blümchen und sprach bescheiden: „Wenn dir mein schlechtes Mäntelchen gefällt, magst du es nehmen.“ Und der Schnee nahm es und ist seitdem weiß; aber allen Blumen bleibt er feind, nur nicht dem Schneeglöckchen. Neuenhammer.

6) Regen und Schnee gingen einmal über Land und kehrten bey einem Bauern zu. Gib uns zu essen, sagten sie, sonst bringst du uns nicht an. Der Bauer erschrack, griff nach einem Topfe auf dem Herd und sagte: „Da habt ihr was, den Deckel könnt ihr selbst herabthun.“ Als sie dieses thaten, fuhr der heisse Dampf heraus und vertrieb den Regen zum Dache hinaus und den Schnee in den Fußboden. Neuenhammer.

7) Ein Taglöhner, dem es sauer ward, sein täglich Stück Brod zu gewinnen, murrte oft über unseren Herrgott bey seiner strengen Arbeit, am meisten aber dann, wenn Schnee fiel und das Arbeiten noch mehr erschwerte;

dieser sey doch zu gar nichts gut, und nicht einmal von Gott erschaffen worden, weil er weder im Paradiese noch in der Arche Noe war. Einmal war er wieder im Walde, um Holz zu fällen, als der Schnee in dicken Flocken niederfiel. Fluchend suchte er Schutz in einer Felsenhöhle. Kaum ruhte er hier einige Augenblicke, so stand ein Engel vor ihm und frug ihn, warum er gar so oft des Teufels gedächte, so selten aber Unsers Herrgottes. Da meynte der Taglöhner, Unser Herr denke auch an ihn nicht, und darum könne er nicht gut Freund mit ihm seyn. Der Engel frug nun, was denn Gott thun solle, damit er zufrieden wäre; und der thörichte Mensch wünschte, daß statt des Schnees Mehl vom Himmel falle. Und sofort fiel das Mehl in dicken Wolken herab, und die Leute kamen und sammelten es und hatten nun Brod genug und arbeiteten nicht mehr. Als aber dem Einen das Haus abbrannte und dem Anderen eine Mauer einfiel, und weder Zimmermann noch Maurer Hand oder Fuß rühren mochte, kam es dahin, daß die Leute wie bey Erschaffung der Welt in Höhlen wohnen und zuletzt von Wurzeln und Kräutern leben und nackt wie die ersten Aeltern gehen mußten. Die wilden Thiere vermehrten sich und Hecken und Dörner, Gesträuche und Wald wucherten da empor, wo ehedem blühende Fluren und Wohnstätten waren. In diesem Elende erkannte nun auch der Taglöhner die Thorheit seines Wunsches und seinen Uebermuth, an der Weltordnung Gottes meistern zu wollen. Tief erschüttert sprang er von seinem Lager auf, um den Engel

aufzusuchen, und — erwachte. Er trat hinaus vor die Höhle und Schnee lag vor seinen Füssen. So warf er sich auf die Knie und dankte dem Herrn, der ihn in einem Traumgesichte belehrt hatte, und fortan war er mit seinem Schicksale zufrieden. Neuenhammer.

§. 17.

Heidnische Seite der vorstehenden Anschauungen.

Wie im Winde die obersten Gottheiten, Wodan und Frigga, sich offenbaren, welche das Luftreich beherrschen, so in den Erscheinungen des Dunstkreises der Donnergott mit seiner Gemahlin, der Regengöttin Sif. Das ganze Gebiet der meteorologischen Erscheinungen steht ihnen zu, dem Donar das Gewaltige, das Wetter mit Blitz und Donner, der Sif das Mildere, der Regen, wie es noch jetzt mit Anspielung auf sie „sifern" heißt, wenn leichter, feiner, aber desto mehr befruchtender Regen fällt. Ist einerseits Donar Träger des himmlischen Feuers, so Sif die Spenderin des atmosphärischen Wassers, des Wassers vom Himmel, und somit in beyden die Vermählung von Feuer und Wasser zum Ausdrucke gelangt, eine Verbindung, welche vollkommen der Ordnung in der Natur entspricht.

Beyde Elemente erscheinen hier versöhnt, so feindlich sie auch in den unteren Gebieten der Erde gegen einander auftreten mögen.

Vor Allem geht der Blitz von Donar aus; darum heiliget er auch, was er berührt, dem Gotte und weiht

es, weßhalb der Mensch vom Blitze getroffene Gegenstände nicht mehr in seinen Dienst verwenden darf: sie sind nun Eigentum des Gottes. Es kann also nicht befremden, wenn das Volk die vom Blitze erschlagenen Menschen vom Teufel geholt seyn läßt. Mit dem Blitze fährt der Donnerkeil hernieder. Das Volk heißt ihn Strahl und benennt mit diesem Namen jeden spitzen Krystall, den es in der Erde findet.

Der Donnergott ist vorzugsweise der wagenfahrende Gott, auch in Asgard; das Rollen seines Wagens im Himmel ist jetzt noch dem Volke das Donnern.

Wetter machen fruchtbar wie Regen: daher sind Donar und Sif zugleich Gottheiten, welche Saat und Frucht schützen und zur Reife bringen, die Ernährer der Menschen. Daher ist auch keines Gottes Erinnerung im Volke so stark, so unverwüstlich wie die des Donar. Er ist der Himmelvater, der Alte, welcher weniger im Donner zürnt und dann durch Gebete und Opfer versöhnt wird, als mit seinen Gewittern Fruchtbarkeit sendet. Er ist um so mehr der eigentliche Bauerngott, als er ihrer nicht bloß im Leben, sondern auch im Tode sich annimmt und ihnen die weiten Hallen seiner Himmelswohnung, der größten von Allen, öffnet; denn die Knechte kommen zu Thor, sagt die Edda, und die Knechte hatten das Feld zu bestellen. Mit vollem Grunde ist daher in der christlichen Zeit an die Stelle dieses väterlichen Gottes — Gott Vater getreten.

Wo St. Petrus in seiner harmlosen Weise mit Blitz, Donner, Regen, Schnee in Verbindung tritt und

als gutmütigen, wenn gleich unbeholfenen Alten sich erweist, ist Donar hinter ihm verborgen, der treue Nothhelfer der Götter wie der Menschen.

Es wird auch dem Donar der Dank dargebracht von den Erstlingen der Aerndte, unter den Feldarbeitern Einer ausgewählt, der seine Stelle vertritt, den Ehrensitz beym Dankmahle einnimmt und doppelten Antheil erhält.

Und zürnt auch der Gott, so wird er besänftiget, wenn er das Feuer ihm zu Ehren vom Herde brennen sieht; und seine goldhaarige Gemahlin tritt sühnend dazwischen, wenn sie die Ehrfurcht schaut, womit das Volk ihre Gabe, den Regen, begrüßt und selbe in geweihte Gefässe beschließt. Darum ist auch des Wetters Macht gebrochen, so wie es zu regnen beginnt. Darum aber ist auch die heilige Jungfrau an die Stelle der Sif getreten. Maria wird um Regen angerufen, wie vordem die Regengöttin, und aus den Frauentagen die künftige Witterung und das Glück der Aerndte gedeutet.

Insbesondere sind es zwey Tage, welche von hoher Bedeutung sind: Maria Lichtmeß, am 2. Februar, wegen der künftigen Ackerbestellung, und Maria Heimsuchung, am 2. Juli, wegen glücklicher Einbringung der Aerndte; denn wie U. L. Frau an diesem Tage über das Gebirge geht, geht sie wieder heim, oder: das Wetter des 2. July dauert sechs, nach anderen gar zwölf Wochen lang.

Wohl betet das Volk nicht mehr zum Donnergott, doch flucht es nicht selten in Flüchen, die von ihm hergenommen sind.

Es ist kein Volk wie das der Oberpfalz, welches so gerne in Freud und Leid beym Ausdrucke seiner inneren Bewegung das lieb gewonnene: Ui Duna — oder: Duna — r und Weda — beyzufügen pflegt.

Donar hat rothes Haar und rothen Bart. Diese Farbe erregt im Volke grossen Anstoß, besonders oben am Böhmerwalde, wo die Leute, wie heute noch die Spanier, nur zwischen schwarz und roth unterscheiden. Mädchen sind daher zu Gunsten eines Freyers, der nicht ganz dunkles Haar zeigen kann, nur schwer zu bewegen, und leiden sie selber an dem Gebrechen, blonde oder röthliche Haare zu besitzen, so verhüllen sie sorgsam das Haupthaar mit dem Kopftuch. Dieses ist um so auffallender, als die Kinder dort herum eine Fülle des schönstgelockten, weißgelblichen Haares aufweisen. „Rauds Hauar und Jarlhulz wachsn af koin goudn Buadn“ — lautet das Sprichwort, und wer etwas sicher verbergen will, thut es unter einen rothen Bart: da sucht Niemand etwas Gutes.

§. 18.

Luftspiegelung.

Im Galgenberge bey Weissenstein, Landgerichts Vohenstrauß, sieht man nicht selten eine merkwürdige Luftspiegelung. — Eine Stadt mit Zinnen und Thürmen ganz im morgenländischen Geschmack schwebt in der Luft: die Dächer sind mit blinkendem Weißblech gedeckt; zugleich gehen herrliche Töne daraus hervor.

Einer ging im Februar Vormittags dort des Weges: da rief es ihn dreymal bey Namen; er schaute auf, die Wunderstadt lag vor seinen Augen, er ging darauf los und immer fort; von da an wußte er nichts mehr von sich, bis er auf dem Eise erwachte.

In dieser Gegend zeigt sich auch Anlage zum zweyten Gesicht. So befindet sich zu Vohenstrauß ein Mann, welcher die Gabe besitzt, den Tod eines Menschen seiner Gemeinde etliche Tage zuvor zu wissen. Er sieht beym Gehen in den Straßen den Leichenzug aus dem Hause heraustreten, den Sarg offen mit der Leiche, die er erkennt.

II. Luftgeister.

§. 19.

Die wilde Jagd.

Im Sturme fährt Wodan einher, der Sturmgott, begleitet von den Einherjar, den schlachtgefallenen Helden, und den Walkyren, den reitenden Schlachtjungfrauen, welche die Kämpfer dem Tode weihen, damit sie eingehen zu den seligen Freuden in Walhalla, um einst, wenn die Götternacht hereinbricht, den Göttern gegen deren Feinde beyzustehen. Als Gott der Helden führt er die Helden zur Schlacht, und nichts hält den Zug auf, er geht über Berg und Thal, über Wald und Wasser mitten durch Häuser hindurch. Heldenmuth ist die Tugend der alten Helden: sie stählt sich im Kampfe

gegen Menschen und Thiere. Daher geht auch der Zug aus zu jagen und sämmtliche Thiere der Jagd sind ihm zur Seite. Als Geister ziehen nun diese Alle durch die Luft, jetzt noch, bey Tag und bey Nacht, in furchtbarem Tosen immer auf derselben Strasse, hin und zurück, und wehe dem frevelnden Menschen, der sich dann nicht auf das Angesicht wirft oder sein Haupt nicht verhüllt, damit er die Gottheit nicht schaue. Darum auch warnt der treue Eckart, der dem Zuge voraus eilt, die Menschen. Als der böse Feind führt nun Wodan böse Geister und Hexen mit geisterhaften Thieren, Hunden und Katzen, durch die Lüfte, nicht mehr zum Kampf, zur Schlacht, sondern darum, weil er die Sitte nicht lassen kann. Höchstens gilt noch die Jagd den armen Geistern und Seelen, welche, ihm nicht verfallen, noch der Erlösung fähig sind, wie beyspielsweise den Holzweibchen; höchstens will er an der Spitze reitender Schaaren einen bevorstehenden Krieg den Völkern anzeigen, an dem er nicht Theil nehmen darf, denn sein Reich ist um.

Doch finden seine Schaaren neuen Zuwachs in jenen Christen, welche über der Lust am Waidwerke ihres Gottes vergessen, welche als grausame Gebieter ihre wehrlosen Unterthanen in Tod und Elend hetzen. Diese finden Aufnahme im wilden Heere, oder werden gleich unmittelbar zum wilden Jäger.

Daher unterscheidet das Volk zwischen der wilden Jagd oder fliegenden Armee und dem wilden Jäger, der einzeln jagt. Meistens ist dieser ohne Namen, selten

Träger einer geschichtlichen Person gleich dem sächsischen Hackelberend.

Doch ist die Anschauung des Volkes eine verschiedene nach den verschiedenen Landschaften und den Schattirungen in der Bevölkerung; insbesondere hausen am oberen Böhmerwalde die eigentümlichen Holzhetzer, welche die Holzweibchen jagen, und die Geisterreiter, während am untern die wilde Jagd aus Hexen, den Walkyern, wohl mit der hehren Frigga an der Spitze, zusammengesetzt ist.

§. 20.

Am unteren Böhmerwalde.

1) An Regen und Schwarzach, trägt die wilde Jagd verschiedene Namen, so um Falkenstein: Wildheer und Nachtgjoid, um Tettenbach: Wildes Geschrey, um Neukirchen B.: Wildes Geheer und Nachtgeschrey, um Fronau: Wildes Chor, um Rötz: Nachtgloid = Nachtgeleite, eine Benennung, welche auch sonst vorkommt.

Ehe sie kommt, meldet sie sich an: so hört man im Tannrieder Walde vorerst ein Getöse, wie wenn man mit einem grossen Hammer auf leere Fässer schlägt. Tiefenbach.

Der Wind erhebt sich zum Sturme, die Bäume fangen an zu krachen, der Sand am Wege wird in Wirbeln aufgedreht. Dann folgt die Jagd, ein wahres Treibjagen, so schreyt und pfeift und klappert es; dazu bellen, winseln und heulen junge und alte Hunde in grosser Anzahl, in welche sich Vögel aller Art, mit fürch-

terlichem Gequäre mischen. Das Schreyen der Treiber, das Halloh der Jäger und Knallen der Peitschen verbunden mit wehmütigen Stimmen von Frauen, dann mit Hörnertönen und anderer schöner Musik, wird übertäubt vom Heulen des Sturmes. Es ist, wie wenn jeder der Jäger mit einem Stecken an jeden Baum anschlüge. Sie zieht nicht hoch über der Erde, weil die Sträucher und Boschen von der Eile, mit der sie durchreißt, Wind geben und rauschen. Schäferey.

Der Umzug dauert oft lange, eine halbe bis ganze Stunde, und so lange sie aus ist, hört man sie.

Angethan sind die Männer wie Jäger. An der Spitze geht der wilde Jäger. Höll.

Selten wird sie gesehen, oft gehört.

2) Die Zeit der nächtlichen Geisterfahrt ist der Auswärts und der Herbst, wenn der Haber geschnitten wird, besonders die heiligen Zeiten, sonst, wo Alles noch mehr ging, jeder Samstag-Abend — Schäferey — gewöhnlich nach Gebetläuten.

Wer sich in der Thomas- und Walburgi-Nacht auf einem Kreuzwege auf das Angesicht legt, hört sie brausen. Waldmünchen. Sie erscheint auch auf den Ruf, aber wehe dem, der sie ruft. Höll.

3) Die Gegend, von der sie herzieht, ist O. gewöhnlicher N. O. und der Zug wendet sich gen W. oder S. W. vom Böhmerwalde her, Italien zu — Tattenbach — stets in gerader Linie aus dem Walde über Berg und Thal und Wasser, hart über den Häusern hin oder mitten durch sie hindurch. Höll. — Sie zieht

über die Kreuzstraſſen durch Wälder aus einem Gottesacker aus, der in der Ecke einer Kreuzstraſſe liegt. Schäferey.

Wo ſie ausgegangen iſt, dahin kehrt ſie zurück, auf demſelben Wege: denn die Straſſe des Zuges bleibt immer dieſelbe.

Hinaus zieht es mit Sang und Klang, zurück mit Weinen und Klagen. Schäferey.

Solche Straſſen ſind unter Anderen vom Warenberg über den Schwarzenwürberg nach Böhmen hinein — von Röß über denſelben Berg in den Schwarzweiher, wo die Verdammten hauſen — vom Stockingerberge über denſelben Berg.

Wo eine ſolche Geiſterſtraſſe geht, walzt es gerne. Roding.

4) Wer beym Heranziehen des Wilden Heeres ſtehen bleibt, und nicht auf das Angeſicht ſich niederlegt, den führt es Tagereiſen weit fort in den Lüften — Falkenſtein — oder zerreißt ihn. Treffelſtein.

Wer mitgenommen und unterwegs abgeſetzt wird, kennt ſich bis Ave=Marialäuten nicht aus, wo er Daumen und Schurzzipfel einſchlagen muß. Röß.

5) Die wilde Jagd iſt der böſe Feind mit ſeinen Teufeln — Treffelſtein — der die Verdammten — Neubäu — und die Armen Seelen jagt, und Alles mitnimmt, was ihm auf der Erde widerſteht.

Der Anführer des Zuges iſt der böſe Feind, der an der Spitze reitet. Schäferey.

Alle Jäger, Edle und Gemeine, welche die Saaten

des Landmannes in ihrer wilden Lust verheerten, wurden von diesem verflucht, und sind nun in das Wilde Heer aufgenommen. Höll.

Aus Neunburg v. W. wurde mir Folgendes: Zu Zeiten Karls des Grossen wurden sie uneinig der Religion halber. Der Ritter von Blocksburg nahm heimlich eine sehr schöne Försterstochter zur Ehe und wurde darüber verfolgt. Da rief er die Geister der Hölle zu Hilfe und ward nun zum Ritter der Hölle. Daher ist die wilde Jagd entstanden.

Dagegen erscheint um Neukirchen B. das wilde Geheer als ein Zug Hexen.

Damit das Nachtgload, d. h. die Armen Seelen, rasten können, schlägt man beym Fällen eines Baumes drey Kreuze in den Stamm. Lixentöfering.

Um Oberviechtach ist der Ruf der Jäger an die bellenden Hunde: Hußdada.

Im Zuge befinden sich aber auch lebende Menschen, welche zur Strafe in Thiere verwandelt wurden und auf eine gewisse Zeit in dieser Gestalt mitjagen müssen.

Sie zertheilt sich öfter in mehrere Abtheilungen, welche aber in derselben Nacht sich wieder vereinigen. Dort geht sie von Nord nach Süd.

§. 21.

Am oberen Böhmerwalde.

1) An den oberen Flüssen der Naab kennt man nur die wilde Jagd oder den wilden Jäger, mit

seinen klaffenden, am Boden hinsuchenden Hunden; gejagt werden die Armen Seelen und die Geister, welche in der Luft hängen blieben, besonders die Holzweibchen.

Die Gejagten winseln und jammern und können sich schützen, wenn sie auf einen Stock sich setzen, in welchen beym Fällen des Baumes drey gleichlaufende Striche, von einem schrägen Schnitte durchschnitten, oder drey Kreuze oder der Drudenfuß eingehauen worden ist; dann kann ihnen der Wilde nicht mehr an. — Wo solche Zeichen eingeschlagen sind, kann sie gar nicht vorüber. Neuenhammer.

Sie geht in den Wäldern, und ausser diesen besonders gern auf den Bränden (Brände = abgebrannter Wald, und dürre Hut, Oedung) — dabey keift sie „wai a wilds Har." Neuenhammer.

Die Hunde bälln grô und glona = grob und fein. O. Bernried.

2) In die wilde Jagd sind auch alle Jene aufgenommen, welche an Feyertagen die Kirche versäumt oder das Volk mit Treibjagen gedrückt haben und deßhalb verwunschen worden sind. Flossenbürg. Dort geht sie auch alle Samstage und an sonstigen Feyerabenden von der böhmischen Gränze her durch's Dorf.

3) Der wilde Jäger gilt zu Neustadt a. W. N. als der Teufel. Doch ist auch dort die Meinung, daß die wilde Jagd aus dem gelobten Lande gegen Norden her, nie aber zurück ziehe. An dem Städtchen selbst zieht sie von O. kommend gen W. und nicht höher als die Bäume.

Bey Eschenbach geht sie im Irrholz.

Theilweise besteht die wilde Jagd aber nur aus dem wilden Jäger mit seinen Hunden.

So ist der wilde Jäger zu Plößberg ein Mann von ungeheuerer Grösse, in der Tracht eines Jägers, aber von schwarzer Farbe; er beginnt die Jagd um Mitternacht mit dem Rufe: Ha höi, ha höi, lu, lu, lu! worauf die Hunde, grosse und kleine, bellen und jagen: es geht mit ungeheurem Sturme und Gewinsel vorüber.

Er jagt die Armen Seelen: diese dürfen rasten auf jedem Stocke, worauf ein Dreyeck, mit verlängerten Schenkeln auf drey Hiebe beym Fällen des Baumes eingehauen worden ist. Diese Armen Seelen erleiden die Strafe dafür, daß sie durch Holzfrevel und verbotenes Viehweiden sich versündigten.

Davon heißt die wilde Jagd bey Büchersreut auch: das Armesünderjagen.

§. 22.

Am Fichtelgebirge.

Am rauhen Kulm besteht die wilde Jagd aus einer Menge von Jägern zu Pferd und zu Fuß, mit Jagdhörnern und Hunde-Meuten von N. O. — S. W. ziehend. Wer sie sehen will, wird von den Hunden zerrissen.

Auf der anderen Seite um Warmensteinach hält sie nach Bayreuth ziehend dieselbe Richtung ein und besteht aus Reitern mit grossem Gefolge, Alles, Roß und Mann, ohne Kopf. Einer bekam einmal einen Hund

aus dem Gefolge gefangen und steckte ihn in die Tasche; am Morgen fand er dafür eine Kohle.

Ebenso zieht sie auf dem Pfeifenberge.

§. 23.

An der Vils.

5) Als Einzeljäger erscheint auch der wilde Jäger bey Hirschau mit grossem schwarzen Barte, in Jägerkleidung und spitzem Jagdhute. So oft er erscheint, entsteht ungeheurer Sturm, selbst bey heiterem Wetter.

Das Vieh auf der Waide verspürt ihn zuerst, wird scheu und stürzt fort.

Einmal grasten zwey Mädchen aus Hirschau, da entstand an hellem Mittage bey heiterstem Himmel der fürchterlichste Sturm: das Vieh auf der Waide ward scheu und stürzte sich in den Weiher. Der wilde Jäger trat aus dem Gebüsche und die Mädchen flohen entsetzt. Die eine davon fiel in die eigene Sichel.

Es soll ein ehemaliger Waldaufseher seyn, der grausig fluchte, wenn er Waldfrevler betrat, und tod im Walde gefunden wurde.

Im nahen Hambach ist es geradezu der Hoymann, der im Walde jagt: doch ist er harmloser Natur; je näher man ihm kommt, desto mehr weicht er aus.

Um Amberg aber ist die Wilde Jagd schon wieder zahlreich durch die mitziehenden Verdammten, und belebt durch Pferdegewieher, Heulen der Hunde, Klagen der Katzen. Ihren Weg bezeichnet sie durch Stücke von

zerrissenen Hasen, Rehen und Kindern. Doch im grauen Berge am andern Ufer der Vils bey Haselmühl haust der wilde Jäger schon wieder vereinzelt, verführt die Leute, welche Nachts auf das Holzstehlen gehen und macht sie wahnsinnig.

§. 24.

An der Laaber.

6) Bey Velburg geht das Wilde Goj oder Goig in der Richtung von N. O. — S. W. — wie vom Spitale in den Läufelberg, oder umgekehrt, von Steinstolln auf den Matzenhof.

Es zieht vorzüglich im Herbste bey Tag wie bey Nacht mit rasender Eile. An der Spitze der grüne Jäger mit langem Barte, der mit Pfeifen das Zeichen zum Aufbruche, und zugleich den Menschen auf dem Wege die Warnung ertheilt; dann pfeift und bellt Alles nach. Hunde, Katzen, Schweine schreyen drein.

Auch hört man Musik aller Art, und sieht Ackermänner im Zuge. Der Wald, durch den es rast, wankt, die Bäume krachen in allen Aesten, und doch geschieht ihm nichts.

Einer auf dem Wege wurde überrascht und vermeynte auf ein Spanferkel zu treten, sogleich schrieen mehr als hundert.

Auch zu Altdorf zieht Einer als Anführer an der Spitze der Wilden Jagd.

§. 25.

Sagen von der wilden Jagd.

1) Ein Bauer von Bayerberg, einer Einöde, wurde mitten aus einem Walde, Hundshaut genannt, von dem Wilden Heere bis nach Ungarn mitgenommen. Dort traf ihn ein Tyroler, der öfter bey ihm Nachtherberge gehalten hatte, beym Schweinehüten, als er eben: hutsch! rief. Der führte ihn nach Jahresabwesenheit wieder heim, wo sein Weib eben mit einem Anderen Hochzeit hielt. Kaum erkannte sie ihn aber, so sprang sie auf ihn zu, umarmte ihn und wich nicht mehr von seiner Seite. Falkenstein.

2) Der Vater des Erzählers ging Nachts von Robing nach Fronau. Da hörten sie es in der Strahlfelder Waldung, wie wenn eine Heerde Vieh, grosse und kleine, nebst Hunden beysammen wären und einen entsetzlichen Lärmen machten (baygazten, von baygn, ahd. — bâgan). Als sie herauskamen, sahen sie in der Luft ein Licht, und um dieses eine neblige Scheibe sich drehen, in der Grösse eines Eymerfäßchens, welches an den Gipfeln der Bäume sich hinzog und zuletzt mit furchtbarem Lärm verschwand. — Der Lärm ging von der Morgenseite südlich hin.

3) Die Erzählerin von Treffelstein schob auf die Mühle, 1/4 Stunde ab; es war Herbst und ging gegen Mitternacht. Wie sie auf eine Anhöhe kommt, hört sie in der Luft Hunde bellen wie auf einer Jagd, grob und klar, welche auf sie zukamen und sich im Kreise um sie

herum bewegten, bald hoch, bald nieder. Wo die Sonne untergeht, kam der Zug her. Sie fiel auf das Angesicht und es ging über sie hin. Gesehen hat sie Nichts.

4) Die Schwester der Erzählerin, welche nur den Ausdruck „wilde Jagd" kannte, war einmal zur Zeit, wo die Leute den Haber einfahren, Nachts auf dem Felde und schlief. Auf einmal wurde sie wach und hörte in dem nahen Walde, Vogelherd genannt, ein fürchterliches Brausen, und über sie ging es hin wie ein fliegender langer Zug; sie hörte die Worte: Huß, Huß, und plätschen mit den Händen. Der Wind war so stark, daß sie jeden Augenblick fürchtete, mitgenommen zu werden. Hunde bellten und winselten; es raste hart über sie hin, gegen den Wald, wie wenn da alle Bäume zusammenbrechen wollten. Der Zug dauerte eine Viertelstunde. Neubäu.

5) In der Hansenried waren Bursche beym Karten beysammen; da hörten sie bellen und das wilde Heer heranziehen. Einer war verwegen und riß das Fenster auf und schrie hinaus: „Hitralalala, meinen Theil auch noch!" Da kam Einer heran und warf eine halbe Menschenleiche mit sammt dem Fenster auf den Tisch. Sie wollten den Toden forttragen, vermochten es aber nicht und mußten den Geistlichen holen lassen. Tiefenbach.

6) Auf dem Wege von Tiefenbach nach Biberbach ist eine Au, in welcher die Wilde Jagd oft gehört wird. Da ging auch einmal ein Bauer des Weges und hörte den Lärm der kommenden Jagd, und weil neugierig, blieb er stehen und schaute. Sogleich ward er mit fort-

gerissen, ohne zu wissen, wie und wohin. Als es Tag wurde, befand er sich in Venedig. Des anderen Tages wurde er auf die nämliche Art wieder in seine Heimat zurückgebracht.

7) Einer war von Tiefenbach her auf dem Wege nach Waldmünchen, nicht mehr weit davon, an einer Kapelle, als er das Nachtgloid vernahm und schnell in die Kapelle flüchtete, um von da Alles zu beobachten. Nun sah er es um die Kapelle ziehen, grosse und kleine Schattengebilde, die er nicht erkennen konnte, mit einem Lärmen, wie wenn mehr als Hundert beysammen wären; er gewahrte auch grössere Schatten wie von Männern, ohne sie zu unterscheiden. Auch hörte er aus dem Zuge eine Stimme: „Du gehörst doch zu uns!“ Ob es ihm galt, wußte er nicht. — Später ist dieser Mensch verkommen, man weiß nicht wohin, und die Leute sagen, das Jagdgespenst habe ihn mit sich genommen.

8) Ein Anderer war eben am Rauberhäusl angelangt, im Herbste Abends 8 Uhr, und hatte sich niedergesetzt, um sein Brod zu verzehren, als er fürchterliches Getöse vernahm, welches in einem Augenblicke ganz nahe bey ihm war.

Erschrocken sprang er auf und in die nahe Schupfe hinein. Es schien ihm nun, als wenn der schreckliche Lärm immer um die Schupfe herumtriebe, hinein kam es nicht. Er konnte nicht sagen, war es auf der Erde oder in der Luft; es waren vielerley Stimmen, von Hunden und Menschen; Farbe und Gestalt konnte er nicht unterscheiden, es war Alles gleich wie ein Schein.

Die Stimmen waren groß und klein; häufig hörte er die Worte: „Hussadeh, Hussadeh!“ sie tönten ihm aber nicht natürlich, auch nicht das Bellen und Klaffen der Hunde, das mehr dem der Füchse glich. So dauerte es eine halbe Stunde, immer um die Schupfe herum, bis es sich verlor; aber noch weithin vernahm er den Lärmen. Als es ruhig war, trat er in das Häuschen und frug die Leute, ob sie Nichts gehört hätten: Sie verneinten es, doch war es ihnen nichts Neues. Tiefenbach.

9) Eine von Muschenried hörte, vom Schlafe unter einer Staude erwachend, den Lärmen in der Luft, dann die Hunde am Boden her klaffen und fuchen, und sah zwey grosse Männer dabey. Es verfolgte sie bis an die Schwelle des Hauses, wo sie niederfiel.

10) Einem Bauer in Dieterskirchen warf die Jagd auf Verlangen einen Menschenfuß hinein; man mauerte ihn ein: er erschien immer wieder. Da begrub man ihn in geweihter Erde und es ward Ruhe. Oberviechtach.

11) Es war Winter und ein Knecht schnitt noch spät am Abende Stroh. Da hörte er das Jagen und rief hinaus: „Mir auch einen Theil!“ Als er zu Bette ging, hing in seiner Kammer ein Viertel Menschenfleisch; sie brachten es nicht weg, auch mit Hilfe des Geistlichen nicht. Da rieth man ihm, wenn die Jagd wieder vorbeyziehe, um Salz für's Fleisch hinauszurufen. Der „Jäger“ aber konnte kein Salz bringen, denn es kommt schon geweiht aus der Saline und mußte sein Geschenk wieder zurücknehmen. Flossenbürg.

12) Einer hörte die wilde Jagd auf sich zukommen; er trug einen leeren Sack; in diesen läßt er eines der schönen Jagdhündchen hineinlaufen und geht damit fort. Da ruft Einer aus der Jagd nach: „Huir, Huir, gs—gs—gs—s—s, Waldmannl, wo bist?" — So schreyt das Hündchen aus dem Sacke: „Da bin ich, im Sack steck ich!" Nun läßt der Bauer voll Schrecken den Sack fallen und rennt, was er kann, nach Hause. Am anderen Tage sucht er nach seinem Sack; er war in tausend Fetzen zerrissen. Oberbernried.

13) Einer stahl Holz in der Nacht: da kam eine Heerde Hunde, ganz klein, mit rothen oder weissen oder schwarzen Halsbändern gegen ihn her. Er dachte, das sey nichts Rechtes und legte sich auf das Angesicht. Nun kam auch noch ein grosser schwarzer Mann hinzu und frug die Hündchen, ob sie alle beysammen. Da sprang eines davon auf einen Baumstock und rief: „Alle, bis auf die Wirthin von Tännesberg" — und sogleich sprang die Meute über den Mann hinüber in den nahen Teich, wo sie verschwand. Dümpfel.

14) In Neudorf, unweit Bärnau, nahm die Jagd einmal einen Zimmermann mit. In weniger als 3/4 Stunden war er in Constantinopel und brauchte ein halbes Jahr, um wieder nach Hause zu kommen.

15) Wieder Einer ging einmal Nachts zwischen 8 und 9 Uhr von Kulmain nach Ebnat durch den Schwarzberg, da fällt ihm ein Hund mit lautem Bellen wie ein Ochs zu Füssen nieder. Diesem folgt eine Menge kleinerer Hunde, bald oben, bald unten, während

ein fürchterlicher Sturmwind sich erhob. Der Zug kam auf dem Grad des Berges daher, in's Thal hinab und wieder hinauf, etwa zwölfmal vor ihm vorbey. Dabey hörte er die Laute von Hunden aller Art, und ein Geräusche, wie wenn Gänse flögen; bald bellten alle Hunde, bald einzelne, bald wieder alle zusammen. Der grosse aber schlug jedesmal zuerst an. Der Zug ging von N. O. — S. W. wohl eine halbe Stunde lang; es war auch, wie wenn Leute dabey wären, aber die Hunde überbellten Alles.

16) Ein Schneider ging von der Stöhr heim. Auf dem Wege, im Walde von Ehenfeld nach Großschönbrunn, überraschte ihn das Lärmen, Pfeifen, Bellen, Peitschenknallen und Vogelgekrächze der wilden Jagd, sie erfaßte ihn bey den Haaren und führte ihn im Sturme durch die Luft; an einem Hügel ward er abgesetzt, ohne daß ihm ein Leid geschah.

In diesem Walde sieht man auch grosse schwarze Hunde mit feurigen Augen laufen. Vilseck.

17) Ein Glasergeselle war im Glasgäu und ging Abends von Stauf nach Neumarkt. Am Walde hörte er Streurechen darin, wie von 50 bis 60 Menschen, und die Streusammler umringten ihn, warfen ihn nieder, hoben ihn auf und führten ihn im Sturme dahin. Am Fusse des Wolfsteines ward er abgesetzt; sein Glaskasten war zerschmettert, er selber kam mit einem krummen Maul heim und ganz verwirrt. Erst nach Jahr und Tag, am Jahrestage des Vorfalls, fühlte er sich plötzlich hergestellt. Es war's Wild Goig.

18) Ein Bauer von Giggling wurde durch das „Wild Goj" von der Misten weg weit hinweggeführt, so daß er vierzehn Tage heimbrauchte. Später zog es wieder vor seinem Hause vorbey; da rief er zum Fenster hinaus: „Wenn ihr mich dießmal nicht mitnehmt, so laßt mir doch Etwas da!" — Da geschah ein fürchterlicher Pumpser, und am Morgen lag ein menschlicher Fuß in einem rothen Strumpfe (— slavisch? dort herum hausen Wenden —) vor dem Fenster. Velburg.

19) In Harrenshofen bey Lengenfeld hatte der Knecht das Karten verschworen. Auf Kathrein aber ging er nach Deusmauer zum Tanze und ließ sich zum Spiele verführen, und verlor Alles, das Gewand vom Leibe, zuletzt den Rosenkranz. Fluchend und lästernd ging er heim. Aber das Wilde Goig kam über ihn und nahm ihn mit durch Dick und Dünn und über Wasser. Mit zerrissenem Gesichte kam er heim, er war bis in Bamberg. Seitdem spielt er nicht mehr. Velburg.

20) Einer von Lengenfeld bey Parsberg vernimmt Nachts auf dem Heimwege bey ruhigem Wetter ein gellendes Pfeifen von allen Seiten: es erhebt sich ein Sturmwind, faßt ihn und führt ihn über den Weiher so schnell, daß seine Füsse kaum Zeit hatten, die Oberfläche zu berühren.

21) Der verwunschene Ritter aus der Burg bey Haugsdorf ist auch in die Wilde Jagd aufgenommen: mit dieser jagt er die Armen Seelen. Manchmal zog er an der Spitze einer feurigen Schaar Männer bis an den Ort Haugsdorf. — Einmal hackten im nahen

Walde zwey Holzhauer Holz; da hörte der Eine die Wilde Jagd herankommen und sagte es dem Gesellen. Der aber hörte Nichts. Da befahl ihm jener, der ein goldenes Sonntagskind war, auf seine Füsse sich zu stellen. Nun sahen sie beyde die Wilde Jagd. Warmensteinach.

22) Der Graf und die Gräfin von Natternberg fuhren alle Samstage und Sonntage auf die Jagd und schonten nicht der Fluren des Landvolkes. Da wollte sie einmal der Teufel mit sammt dem Berge und dem Schlosse darauf, in dem sie wohnten, in die Donau werfen: er lud Alles auf einen Schubkarren und führte es dem Strome zu, als man in Deggendorf läutete; da mußte er weichen. Seitdem steht der Natternberg mit seinem Schlößchen hart an der Donau, und sieht man noch jetzt unten am Berge die beyden Schubkarrenbäume hervorstehen. Das gräfliche Ehepaar aber muß nach seinem Tode zur Strafe für sein wildes Jagen jede Woche in der Samstag- und Sonntagnacht als Nachtgload fahren. Sie sitzen in einem Wagen, mit vier Rappen bespannt, eine Meute Hunde voran, welche feurige Zungen ausstrecken und winselnd heulen. Der Zug geht immer denselben Weg, niemals zurück, von einem Holze bey Pfatter hinter Wolfersdorf hinum wieder in's Holz. Früher fuhr das Geisterpaar auch über des Pfarrers Aecker und am Morgen sah man die Straße in der Furche. Das verdroß den Herrn, und er ging einmal hinaus und stellte das nachtfahrende Paar und befrug es, warum sie nicht auch wie andere

ehrliche Leute auf der Landstrasse oder im Hohlwege blieben, und verbot ihnen das Abweichen vom Wege. Da bekannte der Graf, ein grosser, schwarzer, bartiger Mann, was er im Leben verbrochen und wie er bis zum jüngsten Tage so fahren müsse.

Es ist noch nicht fünfzehn Jahre, daß ein Knecht bey dem Bauer in Wolfersdorf, hinter dessen Hof das Nachtgload regelmässig vorbeyging, Nachts vor die Thüre hinaus mußte. Er hatte bisher ein kaltes Leben geführt. Da nahm ihn das Nachtgload mit. Auf dem Wege ging es über einen alten hohen Wald. Da sagte der Graf zu ihm: „Heb die Füsse auf, denn hier ist gar hoch geschnitten." So wurde er in ein weites warmes Land geführt, wo er schwarze Leute traf, welche Schnäbel hatten und eine Sprache redeten, die er nicht verstand. Er kannte sich nur in der Sonne aus, und ging ihr nach und kam im zweyten Jahre heim.

Bey demselben Bauer hatten sie auch einen schwarzen Hund; den nahm das Nachtgload jedesmal mit, und am Morgen kam er halb zu Tode gehetzt wieder auf den Hof. Man sperrte ihn oft ein: dann erhob er aber Nachts ein solches Heulen, daß man ihn gerne laufen ließ.

§. 26.

Holzhetzer.

1) Die „Hulzhatza" gehören nach meinem Erzähler aus Bärnau zu jenen Geistern oder Engeln, welche

gestürzt worden sind, aber im Fallen sich noch bekehrt haben, somit zu den Luftgeistern. Doch sind sie nicht gute, sondern böse Geister, Teufel, und müssen so bleiben bis zum jüngsten Tage.

2) Diese Holzhetzer sind nun in grosser Zahl beysammen und machen fürchterlichen Lärmen, den man weit und breit hört. Sie bellen wie Hunde, und werden für Hunde gehalten. Sie gehören zum Wilden Heer. Hört man sie, muß man auf das Angesicht niederfallen, oder doch, wenn man dieses nicht will, den Kopf mit Streubüscheln bedecken: dann gehen sie hinüber.

Ihre Namen haben sie von der Hetzjagd, welche sie auf die armen Holzfräulein anstellen, um sie zu peinigen. Doch können diese sich retten, wenn sie auf einen Baumstock sich niedersetzen, in welchem mit der Hacke während des Falles des Baumes drey Kreuze eingehauen wurden. Es ist dieses ein fester Glaube, und die Holzarbeiter versäumen nie, für die Holzfräulein zur Rast drey Kreuze in die Baumstücke einzuschlagen.

Ein Knecht hat einmal Halm geschnitten auf dem Futterboden, und das war im Winter Abends. Plötzlich vernahm er das Hetzen der Holzhetzer, und wie sie durch den Garten jagten. Verwegen ist er gewesen, so rief er hinaus: „Holzhetzer, hetzt mir auch meinen Theil!" Kaum hatte er es gesagt, kommt ein Trumm eiskaltes Fleisch zum Fenster herein geflogen, das immer bey dem Knechte blieb, so oft er es auch wieder hinauswarf. Nun konnte er aber auch in kein Bett gehen: er

mußte sich auf die Ofenbank setzen und die Nacht da verbringen, dabey aber auch recht tüchtig einschüren, um sich nur etwas zu erwärmen.

Einige Tage darauf kam ein altes Bettelweib und blieb über Nacht. Der Knecht wollte ihr erst nicht sagen, warum er nicht in's Bett gehe. Das Weib meynte aber, eine Alte wisse manchmal auch einen guten Rath. So erzählte er ihr sein Unglück. „Dummer Kerl," fiel die Alte ein, „wirf's hinaus, wenn die Holzhetzer wieder kommen, und rufe dazu: wenn ich kein Salz dazu bekomme, kann ich es nicht brauchen!" Der Knecht that so und wurde frey. — Es war das Fleisch eines Holzweibchens, welches von den Hetzern in der Luft zerrissen worden war. Die Stücke, so viele auch deren sind, und so oft sie auch zerrissen werden, wachsen immer wieder zusammen. Das Salz aber half dem Knechte; denn in der Bibel steht geschrieben: „Habt Salz in euch und den Frieden!"

Im Marcheneyerhölzchen bey Bärnau ist ein Stein, an welchem die Holzhetzer zusammenkommen, ehe sie auf das Hetzen ausgehen.

Sie selber aber werden vom Teufel gehetzt.

§. 27.

Geisterhafte Reiter.

1) Von ihnen trägt eine Klasse bey Neustadt den Namen: Kaltenegger.

Es sind grosse Reiter mit dreygespitzten Hüten, auf grossen Rossen über die Hohlgasse während der Dämmerung in ganzen Schaaren hinwegsprengend und auf die Wanderer anreitend, ohne Jemanden zu beschädigen. Plötzlich ist ihr Erscheinen, ebenso ihr Verschwinden.

Sie zeigen sich vor Kriegszeiten und so oft im Kriege Etwas vorgehen soll.

2) Dort zeigen sich auch noch andere Reiter, einzeln oder in Schaaren, welche verkehrt auf kopflosen Rossen reiten. — Sie melden Viehseuchen an. St. Kemnath.

Beyde Arten gehören zu den Luftgeistern.

§. 28.

Elben.

Wenn auch nicht der Name, ist doch das Wesen der Elben in der Oberpfalz bekannt. Es sind gefallene Engel, welche als Geister im Mondenlichte auf den Wiesen tanzen, oder die Seelen Verstorbener, welche nach heidnischer Anschauung in das Gefolge der Götter übergehen und damit elbische Natur annehmen.

Sie scheiden sich wieder in gute und böse, und lassen diesen Unterschied auch in den Spuren erkennen, welche vom nächtlichen Tanze auf der Wiese verbleiben.

Waren es gute, so ist am Morgen das Gras zwar vertreten: da aber nur die Spitzen umgebogen sind, so wächst es in etlichen Tagen, und zwar viel üppiger wieder nach. Dagegen treten die bösen das Gras ganz

ein, nehmen oft den Erdboden mit, am Morgen erscheint es verbrannt und in etlichen Tagen darauf roth. Daher sagen die Leute von solchen Stellen, daß der Teufel darauf getanzt habe.

Diese Flecken sind alle rund, wie von den Füßchen zweyjähriger Kinder vertrippelt. Immer ist Wasser in der Nähe, sey es auch nur ein Grübchen. Der Tanz ist ihnen indessen nur vor Walburgi gestattet, von da an ist die Wiese geheiliget.

Wenn die Guten tanzen, hört man sanften Gesang, den Tanz der Bösen begleitet rauschende, berauschende Musik.

Ein Bursche wollte Nachts zum Mädchen; da er warten mußte, legte er sich auf die Beunt unter eine Haselstaude hin. Plötzlich schlüpften die Geisterchen aus der Erde hervor und tanzten; auch hörte er Musik, sah aber nicht, wer die Spielleute waren, sie kam von Oben. Im Reihen befanden sich reizende Mädchen: er stand also auf und trat näher. Da winkte ihm eine, er ließ sich verführen und tanzte mit ihr im rasenden Wirbel, bis er besinnungslos zu Boden stürzte. Am Morgen fand man ihn in dem runden zertretenen Platze, in tausend Stücke zerrissen, diese verbrannt.

Die Seelen Verstorbener, die noch nicht rein, tanzen auf Kreuzwegen, traurigen Blickes, wilde Tänze, nach Geschlechtern geschieden: wer sie stört, wird zerrissen. Sie tragen gegürtete Hemden, weißgefleckt, grau und schwarz. Die weissen entweichen als gereiniget in den Himmel. Je lichter die Farbe, desto näher stehen

fie der Erlösung. — Von diesen Tänzen im Mondenlichte sind die Kreuzwege so fest und hart getreten.

Die Mädchen ahmen dieses Tanzen auf Kreuzwegen in heiligen Nächten nach, weil dann der Bräutigam kommt und mit ihnen tanzt. Aber gar manche lag schon am Morgen tod auf dem Platze. Neuenhammer.

Zehntes Buch.

Wasser.

I. Das Element des Wassers.
§. 1. Wasser im Allgemeinen.
§. 2. Brunnen.
§. 3. Weiher.

II. Wassergeister.
§. 4. Wasserriesen.
§. 5. Wasserzwerge.
§. 6. Wassermann.
§. 7. Wasserfrauen im Allgemeinen.
§. 8. Meerfrauen.
§. 9. Sagen.
§. 10. Wasserfräulein.
§. 11. Der Wasserfräulein Liebe.
§. 12. Waschende Frauengeister.
§. 13. Geisterfischchen.



Zehntes Buch.

Wasser.

I. Das Element des Wassers.

§. 1.

Wasser im Allgemeinen.

Wasser ist das geheimnißvolle Element — Neuenhammer — und gleich Luft und Erde zum Aufenthalte höherer Wesen bestimmt, von denen das Volk jetzt noch die Erinnerung in den lieblichsten Sagen bewahrt. Das Wasser steht ja zum Menschen in engster Beziehung, da er als Kind aus dem Brunnen geschöpft wird; daher auch das innige Verhältniß der Liebe, in welches die Wassergeister so häufig in Sage und Märchen zu den Menschen treten. Selbst die Seele des Menschen, welche nicht gereiniget den Leib verläßt, wird zum Geisterfischchen gleich den gefallenen Engeln, den Elben, und lebt mit diesen zusammen, so daß Ausgang und Heimgang des Menschen im Wasser zu suchen wäre.

In der Oberpfalz heißt die Quelle gewöhnlich Brunnen, und so sie zu laufen beginnt, Fluß; besonders sind es die klaren kalten Bäche, welche so heissen. Selbst das Althochdeutsche sôt = Brunnen, findet sich in dem Namen der Zoot, einem solchen Flusse, der in die Pfreimd geht und von Freunden des Slaventums aus dem Böhmischen erklärt wird. Das Wort ist verderbt aus: d'Sood.

Mit dem Trinken aus dem Brunnen und dem Waschen im Flusse verbinden sich zahllose Gebräuche heutzutage noch, welche auf die frühere Verehrung der Wassergottheit oder des Wassergeistes und einst dargebrachte Opfer zurückführen. Die meisten derselben sind an gewisse Zeiten geknüpft und werden daher an einem andern Orte besprochen werden.

Das Bad am Sunnwendmorgen, welches reiniget und heiliget, ist durch ganz Europa, von Rußland bis in Spanien, verbreitet, mithin Gemeingut des indogermanischen Stammes. Weihnachten, Ostern, Walburgi stehen in besonderem Bezuge zum Wasser. Auch die Erinnerung des Jungbrunnens besteht noch: denn wer sich am Walburgi-Morgen vor der Sonne ungesehen das Gesicht mit Wasser aus dem Aentenpfuhle, dem schwarzen stehenden Wasser im Dorfe, wäscht, wird jung und schön. Neuenhammer.

Jetzt noch geht die Sage von manchen Flüssen, wie von der wilden Pfreimd, der Vils bey Amberg, daß sie alljährlich ihr Opfer wollen, indem ein Mensch ertrinkt. Von der Pfreimd heißt es insbesondere, daß sie zu gewissen Zeiten ihr Opfer verlange, und sie ist

daher so verrufen, daß man jeden Reisenden, der sie überschreiten will, warnt, sich vor ihr in Acht zu nehmen.

Gleiches meldet man von gewissen Weihern, wovon unten, da der Stoff verlangt, daß Brunnen und Weiher besonders behandelt werden.

Von der Kirche geweihtes Wasser fault nicht, und hat grosse Kraft gegen Alles, was unrecht ist. Wer Morgens nach dem Aufstehen mit Weihwasser sich besprengt, den können unrechte Leute nicht verschreyen, und wer sich zu Bette legt, soll nicht unterlassen, zuvor Weihwasser auf die Erde zu spritzen und dabey zu sagen: „Für meine Freunde, für alle Arme Seelen, für den bösen Feind, daß er mir nicht ankann." Amberg.

Wer beym Betreten oder Verlassen der Kirche nicht Weihwasser nimmt, für den nimmt es der Teufel und hupft und springt dabey vor Freude. Rötz.

§. 2.

Brunnen.

1) Von Michaeli bis Georgi oder Walburgi soll man aus keinem offenen Brunnen trinken, denn während dieser ganzen Zeit sind sie vergiftet, weil die Kröte nicht darin sitzt, welche in der schönen Jahreszeit alles Gift an sich zieht. Nur jener Brunnen ist heil, in welchem eine Kröte sich aufhält. Rötz.

Will man es aber doch nicht unterlassen, in dieser geschlossenen Zeit zu trinken, so werfe man vorerst drey

Brosamen hinein, damit das Wasser nicht krank mache, der Trunk nicht schade — Ebnat — oder man blase zuvor dreymal hinein, damit das Ungeziefer auf dem Boden und giftige Stoffe nicht schaden. Neustadt.

Aus unverdeckten Brunnen soll man auch Tags nach einer Raubnacht nicht trinken, bis das alte Wasser abgelaufen ist: denn es ist mit Gift überdeckt; verschmähen es doch die Thiere, um diese Zeiten zu trinken! Man schöpfte daher sonst auf dem Lande die Brunnen lieber ganz aus. Amberg.

2) Am Fusse des Mariahilf-Berges bey Amberg ist das Lindenbrünnl, ein Hungerbrunnen: wenn er zu laufen nachläßt oder gar aufhört, entsteht Theuerung. In der Stadt selbst, in der sogenannten Neustift, ist der Theuerbrunnen, von dem man Gleiches meldet.

Wenn aber im Herbste die Brunnen ausgehen, ausbleiben, dann gehen sie nach Korn, d. h. es folgt ein fruchtbares Jahr. Neuenhammer.

3) An manche Brunnen knüpfen sich mythische Beziehungen, Geisterspuck, geschichtliche Erinnerungen.

So hat der Hahnenbrunnen bey der Einöde Schlehenhof, im Bezirke Falkenstein, den Namen davon, daß in den Raubnächten, besonders der Christnacht, dort ein Hahn kräht.

Zwischen Erbendorf und Letten ist ein kleines Brünnlein, hart an der Strasse, wo ein Fuhrmann mit sammt dem Wagen voll Flachs versunken ist: seitdem wird es nicht grösser, nicht kleiner, bey Regen und Dürre;

alljährlich wirft es einen Stein aus. Die Tiefe ist unergründlich.

Der Kreuzbrunnen bey Bärnau, aus dem die Waldnaab ihren Ursprung nimmt, trägt den Namen, weil früher die Gebiete dreyer Herren, des Königes von Böhmen, des Churfürsten von Bayern und der Fürsten von Lobkowitz sich hier kreuzten, und jeder dieser Gebieter auf eigenem Grund und Boden aus der Quelle trinken konnte. Das Wasser ist herrlich, und wer einmal daraus getrunken hat, sagt mein Gewährsmann, trinkt wieder; es führt zugleich Goldsand und barg nach der Sage früher edle Perlen und Edelsteine, deren sich die Venetianer bemächtigten, ohne Etwas übrig zu lassen. Dieses führt uns zu den Goldbrunnen.

4) In der Oberpfalz führen viele Brunnen den Namen Gold- oder Silberbrunnen, und hätte die Benennung praktischen Hintergrund, so wäre das Land an edlen Metallen wohl eines der reichsten. Der Glaube, daß die unvermeidlichen Venetianer diese Schätze zu heben kommen, und den guten Deutschen das Nachsehen übrig lassen, treibt jetzt noch frische Sagen. So sahen vor einigen Jahren Kinder im sogenannten Dümpfel bey Neuenhammer aus dem dortigen Brunnen, welcher auch sonst glänzende Flimmerchen auswirft, am hellen Mittage ein fremdes, niegesehenes Männchen Wasser in einem blechernen Löffel seihen: und die Aeltern, welche dabey standen, sahen nichts.

Auf dem Schneeberge sind noch Gewölbe und Gänge der alten Burg sichtbar. Dort hört man Nachts

krachen und stürzen, und ein Ritter in alter Tracht winkt den Vorübergehenden; wenn sie seiner nicht achten, sendet er ihnen Hohngelächter nach. Am Berge ist ein Brunnen, Goldbrunnen genannt; zeitweise steigen aus ihm Goldflämmchen auf und zeigt sich ein kleines graues Männchen, ein Venetianer, welcher des Goldes wegen hierher kommt. Einmal hüteten Kinder da herum und sahen Mittags das Männchen am Brunnen sitzen. Einer der Knaben warf mit einem Steine darnach, wurde aber augenblicklich bey den Haaren gefaßt und zusammengerissen. Später zeigte sich der Fremdling mit verbundenem Gesichte. — Aus diesem Brunnen darf man zu gewissen Zeiten, besonders von Ostern bis Johanni, nicht trinken, bey Vermeidung augenblicklichen Todes. Das Wasser ist so eiskalt und schwer, daß die Bewohner der Burg es vorerst in einem hölzernen Behälter absitzen liessen: sie ehrten aber gleichwohl das Wasser so hoch, daß sie ihm den goldenen Namen beylegten. — Ferner meldet die Sage, daß auf dem Berge selbst Gold gegraben wurde; auch ein Wetzsteinbruch war eröffnet: als nun die Schweden heranrückten, die Burg zu zerstören, flüchteten die Bewohner ihre Schätze in den Schacht und setzten einen grossen Stein vor die Oeffnung. Die Leute aber fielen alle, und so weiß man die Stelle nicht mehr zu finden. Nur der Riese von Altschneeberg weiß den Weg, er zeigt ihn auch, aber nicht bis zum Ziele, weil er am Bache verschwindet.

An der Silberhütte bey Bärnau ist der Silber-

brunnen, so genannt, weil man beym Bauen Silbererz fand; ein Häusler dort führt noch den Namen Baumführer, weil er den ersten Baum dazu gefahren hat. — Einer übersah die Gegend von der Silberhütte aus und meynte, hier müsse der Teufel U. L. Herrn versucht haben, so prächtig und weitmächtig sey die Landschaft. Dafür lassen Andere den Teufel, als er die ihm von Gott angebotene Pfalz ausschlug, bey Bleystein gestanden seyn.

Ein anderer Silberbrunnen ist in einer Lohe = sumpfigem Walde, bey Neuenhammer, mit eiskaltem Wasser, das in bestimmten Zwischenräumen Blasen wirft.

§. 3.

Weiher.

1) Der Schwarzweiher ist ein Weiher zwischen Thannstein und Kulz, am Fusse der Schwarzenburg, von seinem schwarzen Wasser benannt, welcher verwunschene Geister birgt. Man hört auch oft Kegelscheiben dort, zeitweise auch liebliche Musik. Alle Wanderer meiden den Ort.

2) Nach der Sage um Amberg werden die alten Jungfern, wenn sie sterben, so lange nicht ruhig zu Hause, bis man sie in den Haidweiher verträgt, wo sie „Gabitzl" = Kibitze, hüten müssen. Auch dort noch strecken sie die Hände über das Wasser empor und rufen: „Einen Mann, einen Mann!"

Ferner heißt es dort, die alten Jungfern tragen einen

Groschen in den Haidweiher, und geben ihn den Gauwitzeln, damit diese ihnen einen Mann verschaffen. — Wurde hier etwa sonst eine Jungfrau zu gewissen Zeiten dem Wasser zum Opfer gebracht?

Wieder sagt man: die alten Jungfern müssen vor ihrem Tode einen Groschen in den Haidweiher werfen, zahlen, damit sie, wenn gestorben, in den Himmel kommen.

3) An dem Städtchen Bleystein, hart an der böhmischen Gränze, erhebt sich ein ziemlich hoher Berg aus Rosenquarz, mit Bleyglanz durchzogen, von dem der Name der Stadt kommen soll. An der Stelle, wo jetzt ein Kirchlein steht, war eine Burg. Einmal erkrankte das Burgfräulein und wurde sehr belästigt durch das unaufhörliche Quacken der Frösche im Weiher am Fusse des Berges. Da ließ sie aus dem nahen Kloster einen Franziskaner kommen, der die Frösche bannte, und seitdem läßt sich kein solcher Sänger dort mehr hören, sie sind stumm und es bleibt auch keiner lebend, den man hineinwirft. — Nach Anderen war es eine Leuchtenbergische Landgräfin, welche auf dieser Burg ihre Tage im Dienste des Herrn beschliessen wollte, aber in ihrer Andacht von den quackenden Fröschen unten im Schloßteiche gar oft gestört wurde, und daher einmal auf den Söller hinaustrat und über die lärmenden Schreyer das Kreuzzeichen mit der Hand machte, worauf sie erstummten.

In der Urzeit soll ein gewaltiger See hier gewesen seyn, der sich bis Weiden und Mantel erstreckte. Auch

will man auf dem Berge verwitterte Lava gefunden haben.

Zwischen Grafenwöhr und Pressat liegt der Röthelweiher, in düsterer Waldfläche, vom rothschlammigen Wasser so benannt. Hier soll eine Stadt versunken seyn. In stillen Nächten tönen noch die Glocken aus der Tiefe empor und blaue Flämmchen tanzen auf dem Spiegel. Es sind die Seelen derer, welche im Weiher verunglückten und dem Wanderer sich beygesellen wollen. An heiligen Zeiten steigt die Stadt gegen den Wasserspiegel und der Thürme Spitzen ragen dann hervor.

5) In Mitte des Steinwaldes bey Voitenthann ist das Teufelsweiherl, von Felsblöcken umgeben: der Name fällt auf, weil man in der Umgegend nur das Wort: „Teich" kennt.

6) Der Schloßweiher zu Neumarkt fordert alle sieben Jahre ein Opfer, weßhalb man die Knechte warnt, die Pferde nicht weit hineinzureiten.

II. Wassergeister.

§. 4.

Wasserriesen.

1) In einem Dorfe an einem grossen Wasser gab es einmal lauter schöne Mädchen, daß alle Welt Freude daran hatte, und sie wurden immer schöner, je öfter sie vom Baden im Wasser heimkehrten. Das hörten die Mädchen aus anderen Orten und sie zogen aus allen

Gegenden herbey, und nahmen ein Bad im Wasser. Da sie aber sehr garstig waren und auch nicht lange unter dem Wasser bleiben konnten, wie die Mädchen des Dorfes, wurden sie nicht schöner, ja viele ertranken im Wasser. Nun blieben die fremden Mädchen zwar aus, dafür aber meldeten sich Freyer aus allen vier Himmelsgegenden. Alle Mädchen des Dorfes hielten an Einem Tage Hochzeit. Gegen den Morgen hin, der darauf folgte, gab es aber fürchterlichen Lärmen. Alles lief zusammen. Jeder Bräutigam zog seine Braut an den Haaren herum, und stieß und schlug sie, so lange er es vermochte; dann lief er davon. — Es hatte sich befunden, daß die Mädchen nicht recht beschaffen, insbesondere beschuppt waren. Da kam der Richter mit seinen Knechten und besah sich die Bräute und befahl einen Scheiterhaufen zu errichten, um auf diesem die Fischweiber insgesammt zu verbrennen. Als die Flammen schon loderten, schlug das Wasser am Dorfe hohe Wellen und es streckte sich ein ungeheuer grosser Kopf daraus hervor, der spie Wasser wie ein Wallfisch und löschte das Feuer, und auf dem dicken Wasserbogen gingen die Bräute wie auf einer Brücke vom Holzstoß hinüber an's Wasser und in den Rachen des Wassermannes hinein wie in ein grosses Thor.

Seitdem baden keine Mädchen mehr in diesem Wasser. Neuenhammer.

2) Merkwürdig ist die Sage, daß Cham, die Hauptstadt des bayerischen Waldes, welche sich vordem so ausdehnte, daß Cham-Münster in der Mitte lag und

Chamereck die östliche Spitze bildete, auf dem Schweife eines ungeheuren Fisches stehe: damit er nicht erschreckt werde und durch seine Bewegung die Stadt zerstöre, darf der Hirt beym Austreiben des Viehes nicht blasen.

Eine andere Sage lautet, daß unter der Brücke über den Regen, da, wo er vor dem Falle am tiefsten ist, ein grosser Fisch, alt und grau, sich aufhalte: man kann ihn nicht fangen, noch sonst wie erlegen; vergebens wurde schon oft auf ihn geschossen. Er gilt als ein Geist.

Es wird erlaubt seyn, hier an die Midgardsschlange — der Regen läuft um Cham himum — und Locki, der als Lachs den nachstellenden Asen entgehen wollte, oder auch an den Zwerg Andvari zu denken.

Uebrigens trifft es sich auch an anderen Orten, daß die Dirn Wasser im Eymer heimträgt: zu Hause zeigt sich dann beym Ausgiessen ein grosser Fisch, der fürchterlich herumschlägt, sich nicht greifen läßt und plötzlich verschwindet, oder so lange tobt, bis man ihn mit sammt dem Wasser wieder an seinen Ort trägt.

§. 5.

Wasserzwerge.

1) Sie heissen allgemein nur Wassermännlein und sind geisterhafte Wesen, doch nicht rechte Geister, weil sie sonst nicht so viel mit den Menschen, deren Gesellschaft sie lieben, verkehren könnten. Die Männer fühlen sogar oft Liebe zu reinen menschlichen Jungfrauen. Sie

wohnen nur in klarem Wasser, während der Wassermann in Brunnen und schwarzem Wasser oder Dümpfeln. Im Wasser haben sie ihre Krystallpaläste mit vielen Gemächern und Gängen. Wird ein solcher zerstört, wandern sie aus und bauen anderswo einen neuen.

Ihre Nahrung besteht aus Fischen und Krebsen, ihr Trank aus dem Wein, welcher mit untergegangenen Schiffen in's Wasser gefallen ist.

Sie tragen spitze, glasartig glänzende Hütchen, an Feyertagen weisse, an Werktagen mausgraue Röckchen.

Ihre Beschäftigung ist das Anfertigen edler Perlen und gläserner Geschirre.

Immer stehen sie im Verkehre mit den Unterirdischen, den Bergzwergen: Beyder Wohnungen sind zu diesem Zwecke durch Gänge unter der Erde in Verbindung gesetzt. Sie besuchen sich sehr oft, halten Berathungen zusammen, und wahren heilig den Frieden. Doch heiraten sie nicht in einander: sie würden auf die Länge das andere Element nicht vertragen und sterben.

Ueberhaupt waren sonst alle Zwerge nur im Wasser. Einmal aber entstand ein arges Donnerwetter, und der Blitz schlug in das Wasser und zerschmetterte ihren Palast. Das Wasser aber gischte am Feuerstrahle empor und damit ward ein Theil der Zwerge, Männer, Weiber und Kinder hinausgeschleudert auf die Erde, und weil sie ihre Hütchen unten gelassen hatten, konnten sie nicht mehr hinab in die Fluth, sondern mußten oben verbleiben. Das sind nun die Bergzwerge, die Bergmännlein.

Hervorzuheben ist noch die Abhängigkeit, in welcher sich dieses kleine elbische Volk den Menschen gegenüber befindet, indem sie Mangel an Speise haben und diese von den Menschen erbitten. Neuenhammer.

2) Sagen.

1. Die Bewohner eines Schlosses im Walde waren sehr der Jagd ergeben. Einmal kamen sie während des Jagens an einen krystallhellen Waldbach, der an einer Stelle ganz sonderbar aufwallte und eine Art Wasserglocke bildete. Sie wunderten sich darüber und stiessen mit einer Eisenstange an der Stelle hinunter. Da hörten sie Kindergeschrey und ein Zwerg fuhr zornig empor auf die Wasserfläche und verwies den Jägern ihren Uebermuth: sie hätten jetzt in den Palast der Zwerge ein Loch gestossen, das Wasser dringe ein und habe schon mehrere ersäuft; nur schnell sollten sie mit derselben Stange Etwas zum Verstopfen der Oeffnung hinabreichen. Da steckte einer der Jäger seinen Goller an die Stange und fuhr damit zur selben Stelle hinein. Aber der Zwerg brachte ihn voll Ungeduld wieder herauf, denn er war zu groß für das Loch, und bat nur um eine handvoll Haare aus dem Pelze des Gollers. Man willfahrte ihm und zufrieden fuhr er wieder hinunter.

Voll Staunen entfernte sich die Gesellschaft, und ging denselben Bach entlang. Da sahen sie einen anderen Zwerg auf dem Wasser daherhupfen, und tanzen, und mit seinem Hütchen spielen, das er immer in die Höhe warf und wieder fing. Sie frugen ihn, wie es

denn da unten bey ihm aussehe. Er sprang nun zu ihnen hin und erbat sich Lohn, wenn er es gesagt habe. Sie waren dazu gerne bereit, und er erzählte ihnen nun, daß die Zwerge unter dem Wasser lebten, gerade so, wie die Menschen auf der Erde, und dieselben Wohnungen mit Zimmern und Gängen unter dem Wasser hätten, nur etwas kleiner, daß ein Mensch nicht darin zu wohnen vermöchte. Sie hätten aber Mangel an Speise. Würde man ihnen täglich etwas Nahrung bereit stellen, wären sie mit Vergnügen bereit, im Schlosse bey der Arbeit zu helfen, und auf der Jagd vor ihnen herzugehen und so viel Wild zu zeigen, daß sie dessen genug bekämen. Auch die Waldfrevler würden sie zur Anzeige bringen. — Der Schloßherr sagte es zu und die Zwerge hielten ihr Wort.

2. Ein Burgfräulein ging mit ihrer Amme am Wasser spazieren. Da tanzte vor ihren Augen ein spitzes graues Hütchen auf dem Wasser. Die Amme sah aber Nichts. Sie ging nun öfter an's Wasser und immer näher tanzte das Hütchen heran und war zuletzt vor ihren Füssen. Nicht lange und das Hütchen setzte sich ihr auf den Kopf. Nun ging sie einmal allein herab aus dem Schlosse an's Wasser, und wieder setzte das Hütchen sich ihr auf den Kopf, und da sie nahe am Ufer stand, glitten ihr die Füsse aus, und sie sank hinab in die Fluthen. Da aber nahmen sie die Zwerge auf und pflegten ihrer auf das Sorgsamste. Der König verliebte sich sogar in die schöne Jungfrau und bot ihr seine Hand an. Als er mit seinem Antrage zurück-

gewiesen wurde, bat er die Maid, sie möge nur bey ihnen bleiben: er wäre schon zufrieden, wenn er sie sehen könne. Und nun ließ er ihr einen grossen herrlichen Krystallpalast bauen, und ging immer um denselben herum, nur um die Jungfrau zu sehen. Jeder ihrer Wünsche wurde erfüllt. Doch begann sie bald Langeweile zu haben und sich wieder auf die Erde zurück zu sehnen. Auf ihr Verlangen brachten ihr die harmlosen Zwerge sogar das Hütchen, mit dem sie herabgefahren war. Sie setzte es schnell auf, und sogleich war sie am Lande, bedeckt mit dem schönsten Perlenschmucke, den ihr der Zwergenkönig zum Geschenk gemacht hatte.

3. Die Besitzer eines Edelhofes hatten in alter Zeit einen Vertrag mit den Wassermännchen abgeschlossen, daß diese die kleinen Fische, welche beym Steigen des Wassers in die offenen Aushöhlungen der Steine getrieben und beym Fallen darin zurückgelassen würden, für sich nehmen dürften. Der Vertrag ward treu gehalten, und die Letzte des Stammes erlaubte ihnen sogar zeitweise auch in dem grossen Wasser zu fischen. Nun zogen aber andere Herren auf, welche den Zwergen feindlich gesinnt waren; insbesondere waren es die ungezogenen Jungen, welche in ihrem Uebermute die kleinen Wasserlachen ausschütteten oder die Fischchen verdarben. Da schickten die Zwerge Gesandte an den Edelherrn, um sich über den Treubruch zu beschweren. Der aber fertigte die kleinen Leute mit Hohnlachen ab und die bösen Buben trieben es nun ärger denn zuvor. Nun trat eine neue Gesandtschaft der Zwerge vor den

Burgherrn und führte dießmal eine ernstere Sprache. Sie beriefen sich auf den Vertrag und die althergebrachte Uebung: erst gestern hätten sie ein Fest gefeyert und keinen Fisch wie früher auf die Tafel bringen können. Die Gesandten aber wurden vor den Augen des Vaters von den Buben mit dem Schimpfworte: „Fort, ihr Wassermäuse!“ hinausgejagt aus dem Schlosse, gestossen, geschlagen, und auf der Flucht fielen die armen Zwerge, und die Buben über sie hin.

Als sie endlich an's Wasser gekommen waren, kehrte sich der Zwerge Aeltester, welcher auch das Wort geführt hatte, um, und fluchte den Buben, daß es ihnen nach ihrem Tode übel ergehen solle; sie sollten zu Wassermäusen werden, und in den Steinlöchern herumirren müssen, sie und Alle ihres Geschlechtes, bis Einer käme, der sie erlöse.

So wurden diese und alle ihre Nachkommen zu Wassermäusen. Neuenhammer.

3) Eine besondere Art der Wassermännlein sind die Wassertreter. Man sieht sie im Frühjahre an Vormittagen als kleine, junge, nackte Männlein auf der Naab schnell hin und wieder laufen, von Stein zu Stein hüpfen. Sie sind sehr scheu, und verschwinden, sowie man ihnen näher kommt. Auch thun sie Niemanden etwas zu Leide. Neustadt.

4) Aus einem Gehölze bey Neuhaus sieht man öfter schwarze Männlein hervorkommen und in die Naab springen, wo sie verschwinden.

§. 6.

Wassermann.

Der Wassermann, ahd. Nichus, gilt dem Volke vorzugsweise als ein grausames Wesen, da er Kinder und Erwachsene in sein Element hinabzuziehen bemüht ist, somit dem Menschen feindselig gegenübersteht. Ursprünglich lag dieser Zug wohl nicht in ihm: wie Ran die im Meere Ertrunkenen, wird er die in den Landgewässern Verunglückten zu sich aufgenommen haben. Das Volk hat ihn indessen einmal von der schlimmen Seite aufgefaßt, und trägt seinen Namen auf böse Kinder, die böse Nickl heissen, über.

Er lebt einsam und gehört daher nicht zu den Elben. Sein Erscheinen ist verschieden; im Allgemeinen ist er wohlgestaltet, und trägt nur wenige Abzeichen, an Mund und Rücken, die ihn kenntlich machen. Mit sämmtlichen Wassergeistern theilt er den Zug, sich mit Menschenkindern zu vermischen; doch nur vorübergehend; auch nimmt er die Kinder aus solcher Verbindung zu sich und zeigt sich dadurch von rauherer Seite, als die Wasserfrau, welche dem einmal gewählten Manne treu bleibt und ihre Kinder dem Vater überläßt oder doch der Erlösung zuführt.

Manchmal vernimmt man seine klagende Stimme: denn sein Reich ist zu Ende.

1) Auf dem Grunde des Wassers haust ein böser Geist, der Wassermann. Insoferne er in Brunnen wohnt, heißt er auch Brunnenmann. Wenn man in

den Brunnen hinabschaut, sieht er herauf. Velburg. Er ist Schreckgestalt für die Kinder: man warnt sie, nicht an das Wasser zu gehen, denn drinnen ist der Wassermann, der sie mit einer langen Hacke hinunterzieht. Spalt. — Die Mutter droht auch sonst dem bösen Kinde mit den Worten: „Wart nur, es kommt schon der Wassermann und nimmt dich mit!“ oder: „Wart, ich gebe dich dem Wassermann!“ — Er sieht die hinunterschauenden Kinder immer an, und winkt ihnen mit den Augen: der Blick zieht sie hinunter. Ebnat.

Daher singen die Kinder, wenn sie am Brunnen sind: „Brunnenmann, Brunnenmann, zieh mich nicht in den Brunnen hinein!“ Treffelstein.

2) Er gibt die Kinder, welche er hinabgezogen hat, nicht mehr zurück, weder lebendig noch als Leiche. Treffelstein. — Gleichwohl ist er es, von welchem die Hebamme die neugeborenen Kinder aus dem Brunnen erhalten hat. Neuenhammer.

3) Der Wassermann zieht auch die feurigen Geister, die Irrlichter, an: die meisten derselben gehen dem Wasser zu. Ebnat.

4) Im Frühlinge, wenn beym Aufthauen die Wasser groß werden, heißt es: „Heut kommt der Wassermann!“ Ebnat.

Zu Tirschenreut, als es noch ganz von Wasser umgeben war, hörte man oft nach Gebetläuten die Stimme des Wassermannes vom jenseitigen Ufer her, sein Rufen und Klagen.

Gar oft kommt aus dem Stieberweiher bey Floß der Stiebermann, ganz naß, einen grossen Hut auf dem Kopfe und hourad, schreyt hou.

5) Zu Krumpenwün bey Velburg führt er den merkwürdigen Namen: „Da bloudi Moñ = der blutige Mann." Vielleicht wurden dort in heidnischer Zeit blutige Menschenopfer gebracht. Jedenfalls gibt es Zeugniß von dem Zuge der Grausamkeit im Wesen des Wassermannes, wovon auch andere germanische Stämme zu erzählen wissen.

6) Der Wassermann kündet durch sein Erscheinen an, daß demnächst ein Mensch im Wasser verunglücken wird.

Zu Wetterfeld bey Roding ging ein Weib einmal Abends vor die Thüre. Da sah sie am Streuhaufen einen Mann liegen, voll langer Haare und von Wasser triefend. Schnell eilte sie zurück, um die Leute im Hause zu rufen; doch er war schon verschwunden. Tags darauf ertrank der siebenjährige Knabe des Weibes.

7) Zu Waldkirch, bey Waldthurn, auf der Mühle, geht Einer über den Weiherdamm; da hört er es im Wasser unten: „bunk, bunk!" rufen, und eine andere Stimme darauf antworten: „I kon̄ niad bunka, a háud an Johannessegn drunka!" — Dieses ist Seitenstück zu der Erzählung des Gregor von Tours, in Grimms Myth. S. 466.

8) Auf einer Mühle im Walde hatte der Müller grosse Noth mit dem Wassermann. Der kam jede geschlagene Nacht in die Stube und trug Fische auf und

zu, und kochte und sott und briet, und fraß alle selber zusammen. Der Müller wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Nun sprach einmal ein Handwerksbursche zu, der hatte als Hunde drey Bären bey sich, und blieb über Nacht. Wohl hatte er Hunger, aber der Müller konnte weder ihm noch den Bären in der Nacht etwas zu essen schaffen. Während dem kam auch der Wassermann, und war gar geschäftig, seine Fische zuzurichten und zu verzehren. Als er so an dem Tische saß und an seinen Fischen kaute, rochen die Bären die leckere Speise, und schlichen sich an den Tisch und schlugen mit ihren Tatzen auf die Schüssel. „Katsch Kodl!" schrie der Wassermann und schlug die ungebetenen Gäste auf die Bratzen. Diese aber wurden zornig und brummten und warfen den Tisch um, und fielen über den Wassermann her, den sie jämmerlich zerkratzten und zerbissen, bis er sein Heil in der Flucht fand. Er blieb nun im Mühlwasser, Tag und Nacht, und getraute sich nicht mehr in die Stube. Der Müller war dessen sehr froh, und that, als sähe er seinen guten Freund gar nicht im Wasser sitzen. Ueber eine Weile hob der Wassermann seinen Kopf aus dem Wasser hervor und frug den Müller, ob er noch die drey Katzen in der Stube habe? „Ja wohl," sagte dieser, „noch mehr, ich habe deren sechs!" Da duckte sich der Wassermann und kam nicht mehr herauf. Neuenhammer.

9) An letztgenanntem Orte geht auch noch Folgendes über den Wassermann: Er ist wie ein grosser, schöngebauter Mann mit wunderschönen Wasseraugen,

die Haare blond und lang; nur wird er verunstaltet durch einen ungewöhnlich grossen Mund und lange Zähne; daher ist er von hinten schöner als von vorne! Den Mädchen, welche er liebt, erscheint er im Hemde, welches ein gläserner Gürtel festhält: es soll die den Rücken hinunterlaufende Reihe glänzender Fischschuppen verbergen. Seiner Geliebten bringt er Geschenke an Perlen und edlen Steinen. Anfangs ist er so kalt wie Wasser, bis er sich am Menschenleibe erwärmt. Dem Menschenauge bleibt der Zustand des Mädchens, welches von ihm ein Kind trägt, verborgen. Bey der Entbindung ist er gegenwärtig, nimmt das Kind zu Handen, ohne daß die Mutter es merkt, und trägt es mit sich in das Wasser. Hierüber folgende Sage:

10) Der Wassermann hat es auch mit den Töchtern der Menschen zu thun.

Eine Magd, die es mit dem Wassermanne hielt, ward von der Frau ausgesendet, um ihren Mann, der so lange nicht heimkam, aufzusuchen. Die Magd blieb aber auch lange aus, und so ging die Frau in die Magdkammer hinunter, um da zu warten, und legte sich, um es bequem zu haben, auf das Bett hin. Nicht lange, so kam der Wassermann herein und that ihr wie ihr Mann; sie vermeynte auch, es sey ihr Mann. Nun wurde geklopft. Sie sprang auf, um zu öffnen: es war die Dirn. Zu gleicher Zeit trat aber bey der Hinterthüre auch der Mann herein: sie lachte ihn an, weil sie glaubte, umsonst nach ihm geschickt zu haben. Als neun Monate um waren, kam sie zur Entbindung;

sie sich den Wassermann ihr zur Seite stehen und Zeichen über sie machen. Darauf verfiel sie in Ohnmacht und beym Erwachen fehlte das Kind. Der Wassermann hatte es mitgenommen.

§. 7.

Wesen der Wasserfrauen.

Die Wasserfrauen sind höhere weibliche Wesen, welche im Wasser ihre Wohnung haben, ohne gerade auf dieses Element allein beschränkt zu seyn, und ganz, oder zur Hälfte menschliche Gestalt in vollendeter Schönheit an sich tragen: damit ist zugleich auch der Unterschied der Sirene von der Nixe gegeben.

Die Wasserfrauen, welche oben schönes Weib, unten in Fisch= oder Schlangengestalt ausgehen, sind die wälschen Sirenen, welche auf deutschem Boden nicht wurzeln, sondern von dem Auslande, dem Romanischen, herübergenommen sind. Dagegen gehört die Wasserfrau, die Nixe, welche ganz als Weib erscheint, ursprünglich dem germanischen Glauben an und ist Gegenstand der lieblichsten Sagen. Selbst das Volk kennt diesen Unterschied und hält ihn noch fest, indem es jene Meerfräulein oder Seejungfrauen, Mirfral, diese bloß Wasserfräulein, Wasserfral, benennt.

Die Sirene zeichnet das Volk zumeist als trügerisch, verlockend, grausam, während die Nixe ihm die anmutigste Erscheinung ist und nur aus Rache grausam werden kann. Beyde haben gemein, daß sie nach der

Liebe schöner Männer trachten, und diese entweder zu sich in das nasse Element hinab, in ihre Wohnungen, ziehen, oder selbst zu ihnen auf das Land sich begeben, um dort zu verweilen. Die Sirene sucht in der Männerliebe Erlösung, die Nixe Jugend, Schönheit und höheres Alter zu gewinnen. Denn die Nixe verfällt dem Tode, sey es, daß sie die ihr bestimmte Reihe von Jahrhunderten durchlebt, oder durch Ungehorsam die Rache der Wassergottheit, des Wasserkönigs, gereizt hat. Erscheinen sie hier abhängig, so ist es ein merkwürdiger Zug der Sage, daß ihnen hinwieder die Wasserzwerge dienstbar sind. — Gewöhnlich endet aber eine solche Verbindung zum Unheile, so für den Mann, der die Treue bricht, wie für die Nixe, welche in Liebe zu dem Gatten oder ihren Kindern befangen, den Gesetzen ihres Reiches zu gehorchen vergißt. Die Kinder aus solchen Ehen nehmen Theil an beyden Naturen, doch wiegt die des Vaters zuletzt vor, da sie zur Erlösung gelangen können. Das Uebermenschliche, welches ihnen von Seite der Mutter anhängt, zeigt sich nur in schwachen Spuren am Fusse, an der Schwimmhaut zwischen den Zehen, oder darin, daß sie im Wasser nicht naß werden. Doch kann die Mutter, wenn sie ein bestimmtes Kind der Wassergottheit zum Opfer bringt, für die anderen Kinder das Band mit dem Wasser lösen.

Die Nixen sind Elben: sie leben in Gemeinschaft, und ergötzen sich in fröhlichen Reihen, während die Sirene vorzüglich durch ihren Zaubergesang berühmt ist.

Insoferne die Sage berichtet, daß sie den Vorüber-

ziehenden zu trinken bietet, nimmt die Wasserfrau auch einen Zug der Walküren, welche in Walhalla Mundschenkenamt verrichten, in sich auf. Den Uebergang Beyder vermitteln die Schwanjungfrauen, welche an drey Elementen, Luft, Wasser, Erde, Theil haben.

§. 8.

Meerfrauen.

1) Ueber sie ist die Anschauung des Volkes überall dieselbe. Sie sind Doppelwesen, halb Weib, halb Fisch oder Schlange, singen wunderschön auf dem Wasser und locken damit die Menschen an, um sie in die Fluth hinunter zu ziehen.

Nähert sich ihnen ein Mann, wird er zerrissen. Waldmünchen.

In der Raab, bey Neustadt, sieht man das Meerfräulein im Frühjahre und Sommer, wenn die Sonne schön untergeht, als schönes Weib mit langen Haaren aufrecht schwimmen, den Fischtheil unter dem Wasser verborgen. Da hört man sie auch schon von weitem schön singen: wer sich ihr nähert, den zieht sie hinunter.

Wenn das Meerfräulein singt, kommt starkes Wetter, daher sie der Schiffmann fürchtet: ihre Speise sind die grünen Fische. Bleystein.

2) Die Seejungfrau war erst eine wunderschöne Prinzessin, dabey aber sehr böse und unruhig, weßhalb sie der eigene Vater verfluchte und auf das Meer gehen hieß, wo sie thun könne, was sie wolle. So ward sie

halb Weib, halb Fisch, und lebt im Meere, wo sie durch einen ganz eigenen Gesang anzeigt, daß in 24 Stunden Sturm eintreten werde. Pressat.

3) Auf weibliche Centauren möchte deuten, was vom Neuweiher am Fichtelgebirge erzählt wird. Dort vernimmt man zu heiligen Zeiten verschiedene Stimmen in der Luft, bald Weinen, bald Singen, oft eine halbe Stunde im Umkreis; es sind Geister, welche oben Weib und ganz nackt sind. Man kann ihnen nicht nahe kommen: sie verschwinden im Wasser mit einem plätschernden Lärmen, wie wenn Rosse in den Fluthen herumspringen.

Die germanische Heidenzeit kennt auch Wassergeister in Pferdegestalt.

4) Wenn das Meerfral nicht alle Tage eine Menschen-Leiche zu essen bekommt, stürzt sie das Schiff um. Daher nimmt der Meersegler, ehe er ausfährt, eine Truhe voll Leichen mit; gehen sie ihm auf dem Wege aus, muß er die Lebenden hinabwerfen: das Meerfral würde sonst das Schiff, welches sie auf dem Rücken trägt, umstürzen. Pfatter. Neuenhammer.

§. 9.

Sagen von der Meerfrau.

Von den folgenden drey Sagen ist die erste Seitenstück zur Melusine, die zweyte bemerkenswerth dadurch, daß die Meerfrau den geraubten Mann gegen Opfer an Speise wieder freygibt.

1) Ein Förster hatte einen Sohn. Dieser bekam den Dienst nicht, als der Vater starb und ging also in die Fremde, sein Brod zu suchen. Auf dem Wege verirrt er sich in einer Wildniß; er hat nur mehr ein Stück Brod, das ißt er; nun ward er durstig und sucht nach einer Quelle. Er findet einen Fußsteig, geht ihm nach und gelangt zu einem Brunnen, aus welchem eine wunderschöne Frau Wasser schöpft. Sie bietet ihm einen Trunk, er trinkt. Sie frägt ihn, wohin er ziehe. Er antwortet: „in die Fremde, einen Dienst zu suchen." Den kannst du bey mir haben, wenn du willst, entgegnete sie ihm. Sie war schön, und so folgte er ihr in ihr Haus am Brunnen. Bald fanden sie sich zusammen und hielten Verlobung; doch eine Bedingung mußte er zuvor eingehen, nämlich, daß er an keinem Donnerstage nach ihr frage, wenn sie zu wenig wäre. So lebten sie glücklich vierzehn Jahre lang, und sieben Knaben hatte sie ihm geboren, als er doch neugierig wurde, welches das Geheimniß seines Weibes sey. Noch war das vierzehnte Jahr nicht um, da sah er an einem Donnerstage durch das Schlüsselloch in ihr Gemach und erblickte sie in einer Badwanne sitzen, unten in der Gestalt eines Fisches. Des anderen Tages tritt das Weib zutraulich zu ihm hin; er aber stößt sie zornig zurück: mit einem Drachen wolle er nicht leben. Da weinte sie bitterlich: hätte er nur die zweymal sieben Jahre durchgemacht, wäre sie erlöst gewesen, denn sie sey von ihrer Mutter aus verwünscht; nun müsse sie in der Luft herumfliegen bis an den jüngsten Tag. „Des Windes

Heulen wird meine Stimme, das Wirbelgestäube meine Speise, meine Thränen mein Trank seyn," wehklagte sie. Da wollte er sie zurückhalten, sie aber entwich ihm und flog immer um's Haus. An jedem der sieben Fenster saß eines ihrer Kinder: zu diesen weinte sie hinein, Abschied zu nehmen, und die Kinder winselten ihrer Mutter nach und wurden von ihr nachgezogen; ihre Stimmen sind das feine klagende Winseln des Windes. Dümpfel.

2) Ein Meerfräulein stieg täglich um Mittag aus dem Wasser im Walde hervor und saß auf dem Spiegel auf einem Stuhle, einen Tisch vor sich. Da fuhr ein Bauer mit seinem hübschen Sohne in das Holz und am Weiher vorbey; den Wagen ließ er hier stehen und der Bube sollte des Zugviehes warten. Nicht lange, so lockte diesen die Wasserfrau, warf ihm Blumen zu und frug ihn zuletzt, ob er nicht zu ihr auf's Wasser herüber kommen möchte. Da ward er gewonnen; er ging in's Wasser, und versank, von der Wasserfrau hinabgezogen. Das hatte aber der Vater, als er eben vom Holzfällen herkam, gesehen, und schlug und peitschte das Wasser; vergebens, er mußte allein heimkehren.

Nach mehreren Jahren fährt der arme Vater wieder des Weges, und sieht seinen Sohn bey der Wasserfrau auf dem Teiche sitzen; da bat er sie flehentlich um seinen Sohn, sie habe ihn lange genug gehabt, er gebe ihr, was sie verlange.

Die Wasserfrau ließ sich erweichen und stellte den Sohn dem Vater zurück. Der brachte dafür des

anderen Tages einen Wagen voll Lebensmittel an den Teich und warf sie in's Wasser und die Meerfräul zog Alles hinab.

Sie hatte unten ein Stübchen von Glas: oben schönes Weib, war sie unten Fisch, jedoch nur Einen Tag in der Woche; statt der Kleider dienten ihr die langen Haare; sie aß Fische und trank Wasser. Des Bauern Sohn mußte ihr Holz hauen, den Ofen zu heizen, und das Stübchen zusammenräumen. Ebendort.

3) Einem Schiffe auf dem Meere waren die Leichen für das Meerfral ausgegangen und es mußte nun unter der Mannschaft das Loos entscheiden, wer in die Fluthen gesenkt werden solle. Es traf einen jungen schönen Mann. Doch erbarmte sich die Meerfrau seiner, weil die Braut schon an dem Ufer des nahen Landes mit Sehnsucht auf ihn wartete, und trug ihn an's Land und beschenkte ihn mit drey Säckchen, voll von Gold, Silber und Perlen. Dagegen mußte ihr das Brautpaar das siebente Kind aus der Ehe versprechen.

Als dieses zur Welt kam, erschien die Meerfrau und nahm es in Empfang: denn jeden siebenten Tag der Woche ist es ihr vergönnt, die volle menschliche Gestalt anzunehmen; die trauernden Aeltern tröstete sie damit, daß es dem Kleinen gut ergehen solle.

Es verging nun eine geraume Zeit: da wählte sich der älteste Sohn gegen der Aeltern Willen ein armes Mädchen zum Weibe und ward von ihnen verstoßen. Nun erschien die Meerfrau wieder, brachte das siebente Kind, zum schönen Jüngling erwachsen, zurück reiche

Geschenke aber für das unglückliche Brautpaar gegen das Versprechen, daß wieder das siebente Kind der Ehe ihr angehöre.

So ist die Meerfrau auch jetzt noch der gute schützende Geist für diese Familie: bricht ein Unglück herein, kömmt sie zu helfen; immer aber hat sie ein Kind aus deren Kreis bey sich in ihrem unterseeischen Glaspalaste, und ist dieses zum Jüngling erwachsen, stellt sie es zurück und holt sich ein neues. Neuenhammer.

§. 10.

Wasserfräulein.

1) Man sieht sie zur Mittagsstunde oder um Mitternacht, bey Sonnen- oder Mondlicht, auf ruhigem Wasserspiegel, stets in verführerischer Stellung. Manchmal auch stehen sie mit einem Fusse auf dem Ufer, oder sonst einer Unterlage, den andern halten sie in's Wasser. Ihre Haare sind theils hellblond, theils schwarz, blauschwarz, sehr reich und lang. Den Leib umhüllt ein Florschleyer, leuchtend in Wasserfarbe. Dabey machen sie sich immer etwas zu thun: sie pflücken Blumen, flechten sich Kränze aus Wasserpflanzen. Gewöhnlich strählen sie sich aber das Haar mit einem goldenen Kamme, dessen Gestalt einem Roßkamme gleicht, mit sehr feinen Zähnen; sie lieben es dabey, den Kamm so zu halten, daß Sonne oder Mond darin widerstrahlt; dann blasen sie ihn aus, und schweiben ihn im Wasser, Alles mit gewinnender Anmut.

Nicht alle Menschen sehen sie, sondern nur jene, denen sie gefallen wollen. Daher zeigt sich auch immer nur Eine; aus Eifersucht hält sie die Anderen ferne. Sie heissen Wasserfral, Wasserfräulein, mit ihrem Eigennamen gewöhnlich Hulda. Neuenhammer.

2) Erzählerin dieses sah das Wasserweiblein, wenn sie auf die Eidlmühle bey Treffelstein hinunterging, in der Schwarzach Nachts im Wasser stehen, und das lange blonde Haar kämmen. Die glänzenden Haare bedeckten ihr das Gesicht. Wollte man sich ihr nähern, verschwand sie im Wasser, kam aber bald ober oder unter der Stelle wieder zum Vorschein. Sie ward so oft gesehen, daß ihr Erscheinen gar nicht mehr auffiel. Man hielt sie für etwas Anderes, als eine Arme Seele.

3) Auf der Wiese, welche den Aeltern der Erzählerin aus Waldmünchen gehörte, waren die Mägde mit Mähen beschäftiget. Es war eben Mittag und die Sonne schien sehr heiß. Da vernahmen sie aus dem Bächlein, welches dorten fließt, ohne Etwas zu sehen, eine feine Stimme dreymal rufen: „Das Stündlein ist verflossen, das Knäblein noch nicht da." Zu gleicher Zeit kam ein junges Bürschchen eiligst dahergelaufen, um sich zu baden. Die Dirnen wollten ihm wehren und sagten ihm, was sie so eben gehört. Er aber meynte, er wolle nur ein wenig in's Wasser sich tauchen, ihm sey gar so heiß; — stieg in den Bach und ertrank.

4) Zwischen Waldmünchen und Ast, in einem Föhrenwalde, Föhra genannt, ist ein Weiher. In diesem sah man früher ein Fräulein in alter Tracht, das Haar

goldgelb und so dick, daß es den ganzen Körper bedeckte. Sie war mit Waschen beschäftiget. Wer vorbeyging, den rief sie an, ob er nicht trinken wolle. Die Leute aber zogen schweigend des Weges, ohne der Einladung zu folgen. Wollte man es aber wagen, sie auszuspotten, so ergriff sie den Frevler, und drückte ihm den Kopf so lange unter das Wasser, bis er ertrank. Vom Walde heißt sie Föhra-Lena.

Gewöhnlich meldete sie ihr Heraustreten aus dem Teiche um die zwölfte Stunde bey Tag oder Nacht durch drey heftige Schläge an einen Baum im Walde an, damit Jeder die Stelle meiden konnte.

Einer von Hiltersricht fuhr wöchentlich ein Fäßchen Bier aus Waldmünchen durch dieses Holz, und wenn er am Wasser war, rief er regelmäßig der Föhra-Lena, ihm schieben zu helfen, und sie kam auch jedesmal, ihm beyzustehen. Einmal war er aber etwas heiterer als sonst gestimmt, und so zapfte er sein Fäßchen an und ließ die Wasserfrau von dem Tranke kosten. Nach einigem Aufenthalte schoben sie weiter: die Wasserfrau aber wollte nun auch ihn trinken lassen, und zog ihn, weil sie vorne am Schubkarren ging, in den Weiher und unter das Wasser, so daß man selbst seine Leiche nicht mehr fand.

5) Im Helfenberger Weiher, bey Velburg, — er war an 2000 Tagwerk groß, ehe er trocken gelegt wurde — zeigten sich sonst mehrere Wasserjungfrauen, zwey bis drey beysammen, die Haare kämmend.

§. 11.

Der Wasserfräulein Liebe.

1) Ein Burgvogt befragt, warum er so lange nicht heirate, gab zur Antwort, er habe einst geträumt und im Traume ein Mädchen gesehen, so schön und lieb, wie er noch keines bisher gefunden, sie stehe nun immer vor seiner Seele; er wisse noch Alles ganz genau und würde selbst die Gegend erkennen, wo er im Traume sie gesehen.

Einmal mußte er im Auftrage seines Herrn eine Reise unternehmen. Nachtherberge fand er auf einem Schlosse im Gartenhause. Es war eine schöne, mondhelle Nacht, und da er nicht schlafen konnte, ging er hinaus in den Garten. Am Ende eines Laubenganges befand sich ein Springbrunnen. In diesen schaute er eine Zeitlang hinein und glaubte plötzlich die Jungfrau, welche ihm im Traume erschienen war, im Wasserspiegel zu erkennen. Nachdenkend kehrte er zurück, und es war ihm hierbey, als ginge die Jungfrau vor seinen Augen einher. Er öffnete die Thüre des Gartenhauses, und war überrascht, dieselbe Jungfrau im Gemache zu erblicken. Nicht lange währte das Gespräch zwischen Beyden, so trug ihr der Vogt seine Hand an, und sie blieb sofort bey ihm, als wäre sie schon längst sein Weib. Am Morgen aber hatte der Vogt Reue, daß er sie über Nacht bey sich behalten. Da lächelte sie und tröstete ihn. „Sey ruhig," sprach sie, „es hätte

ja doch einmal seyn müssen. Deine Formen sind nicht die meinen; ich bleibe bey dir; doch frage mich nie um meine Herkunft!" Dabey langte sie in die Falten ihres weiten Kleides und reichte dem Erstaunten einen reichen Schatz an Perlen und Edelsteinen daraus hervor.

So lebten sie glücklich zusammen. Das Glück erhöhten ihre Kinder, die sie ihm gebar. Als sie aber mit dem siebenten Kinde schwanger ging, überkam sie grosse Angst, und als der Knabe geboren war, wendete sie ihm eine Sorgfalt und Zärtlichkeit zu, wie keinem der früheren Kinder. Der Knabe war so zum jungen Mann von 25 Jahren gereift. Da vernahm der Vater von ihrem Munde das Geheimniß, das seither so schwer auf ihr geruht hatte. „Du mußt wissen," hub sie an, „daß ich eine Wasserfrau bin. Sieben Kinder habe ich geboren, sechs gehören dir, das siebente habe ich versprochen, nach 25 Jahren dem Wasser als Tribut zu opfern, um die anderen sechse dir zu retten. Nun soll ich von meinem Sohne mich trennen, der mir der liebste ist."

Da beriethen sich die Gatten und beschlossen, den Sohn auf Reisen zu senden, ihn aber vor dem Wasser zu warnen. Also verließ der Sohn die Heimat und ging hinaus in die weite Welt, stets das Wasser vermeidend. Doch einmal vermochte er es nicht, der Warnung der Mutter zu gehorchen; einem schönen Mädchen zu Gefallen unternahm er eine Wasserfahrt. Heiter und schön war der Himmel, ruhig wie ein Spiegel der

See. Plötzlich aber begann das Wasser zu wogen und zu brausen; es warf das Schifflein auf und nieder, so daß Alle gedachten, ihre letzte Stunde sey gekommen. Wollte der Jüngling Hand anlegen, das Schifflein zu lenken, tobten die Wogen noch unbändiger. Um die Anderen zu retten, sprang er hinaus in die stürmische Fluth, und sogleich sah man ihn von einem schönen Frauenarm umschlungen und in die Tiefe gezogen. Er befand sich in den Armen einer schönen Wasserfrau und bedurfte keiner Ueberredung, bey ihr zu verbleiben; so sehr hatte ihn ihre Schönheit gefesselt. Doch mit Trauer gedachte er der Mutter zu Hause und erhielt das Versprechen, daß er sich ihr alle vier Wochen zeigen dürfe, indem er den Kopf über das Wasser erhebe. Zu gleicher Zeit sollte auch der Mutter Meldung geschehen, wo ihr Sohn sey, und daß sie ihn alle vier Wochen sehen werde, obwohl sie durch ihre Wortbrüchigkeit solche Gunst nicht verdient habe.

Der Sohn aber gedachte bald nicht mehr der Mutter, noch weniger der Zeit, wo er sich ihr zeigen könne; wohl mahnte den Liebetrunkenen die Wasserfrau. Doch er meynte immer, die Zeit sey noch nicht hiefür gekommen, wie denn die Zeit da unten eine ganz andere ist als bey uns. Erst als ihm ein Knabe geboren wurde, gedachte er seiner Pflicht, und wollte hinauf an den Wasserspiegel, um die Mutter zu sehen. Er vermochte es nicht mehr. So war ihm auch das siebente Kind geboren. Da wollte er sich nicht mehr zurückhalten lassen: er näherte sich der Wasserfläche und

sah ein Schifflein fahren. Drinnen saß eine jugendliche Braut, mit den Zügen seiner Schwester. Da legte er sein Ohr an den Kahn, und vernahm, die Braut sey die Tochter seiner Schwester. Ueberwältiget von Sehnsucht nach den Seinigen auf der Erde, erhob er das Haupt über die Wasserfläche. Die Braut erkannte ihn. Er aber stieß einen Schrey aus und verschwand. Zur Stelle zeigte sich eine Blutlache.

Eines Tages ging die Mutter, traurig über das unbekannte Schicksal ihres Sohnes, im Garten. Da lag die Leiche ihres Sohnes am Brunnen. Nun ward ihr klar, was geschehen war. Auch ihre Zeit war um. Sie ergriff die theure Leiche und stürzte mit ihr in den Brunnen. Von Beyden ward nichts mehr gesehen.

So hatte die Wasserfrau sieben Kinder gewonnen, und durch den Wassertod des Siebenten für sich die Erlaubniß, auf neue drey Jahrhunderte schön und jung zu bleiben. Neuenhammer.

2) Ein Ritter und seine Frau, sehr reich an Gütern dieser Welt, hatten nur Ein Kind, einen Knaben. Als dieser zwölf Jahre zählte, starb der Vater, und die Mutter zog mit ihrem Kinde auf eine Burg, die in Mitte eines Sees stand, um von der Welt abgeschieden ganz ihrer Trauer leben zu können. Der Knabe aber wuchs und nahm zu an Schönheit und Verstand; doch war er immer so bleich und in sich gekehrt; er liebte es, allein zu seyn, und hatte sich daher das Zimmer gewählt, welches am entlegensten die schönste Aussicht

auf den See gewährte. Träumerisch schaute er immer hinaus in den See. Als er 24 Jahre alt war, drang die Mutter in ihn, sich eine Braut zu wählen; ihr war das Leben zu einsam geworden. Er aber wollte nicht. Eines Abends, nachdem die Mutter recht ernstlich in ihn gedrungen war, lehnte er sich betrübt an das offene Fenster und sah den Mond gar lieblich im Wasser sich spiegeln. Da gedachte er einer Braut und wie sie aussehen müsse, ihm zu gefallen. Ermüdet ging er zu Bette, vergaß aber, das Fenster zu schliessen. Plötzlich bemerkte er einen lichten Schein am Fenster; er blickte auf, konnte aber nichts unterscheiden. Schon wollte er einschlummern, da rauschte der Vorhang des Bettes und ein weibliches Wesen mit Seidenhaaren und leichten Gewändern lag an seiner Seite. Der matte Schein des Mondes gestattete ihm so viel, daß er ein bleiches wunderschönes Frauenhaupt neben sich bemerken konnte. Sie schmiegte sich an ihn und in liebendem Spiel und Gespräche verging die Nacht. Am Morgen war das Frauenbild verschwunden. Kurz vorher hatte sie ihm eröffnet, daß sie wieder kommen werde: denn oft habe sie ihn gesehen, wie er im Mondenlichte hinausgeblickt auf den See, und sie wäre schon früher zu ihm eingetreten, wenn die Fenster offen geblieben wären.

So lag jede Nacht ein Frauenbild an seiner Seite, und glücklich war er in dieser Liebe. Nur meynte er, es sey nicht immer dasselbe Wesen, welches mit ihm das Bett theile. Um so mehr bat er, sie möge sich bey

Tage zeigen, seine Mutter dringe in ihn, daß er ein Weib nehme; möge sie auch arm seyn, er werde sie zum Altare führen. Sie aber entgegnete immer: „Mein Lieber, das kann nicht seyn; ich kann mich nicht trauen lassen nach deiner Weise; laß mich dein Weib seyn, wie ich es bisher war.“ Indessen hatte sich die Mutter selbst um eine Braut für den säumigen Sohn umgesehen; doch sie ließ ihn kalt, und als er Abends zu Bette ging, seufzte das Frauenbild. Die Mutter aber eilte und bestimmte den Tag der Hochzeit. Er kam. Am ersten Tage wurde getanzt bis an den Morgen, den zweyten füllten Bankete aus, am dritten führten die Frauen die Braut in sein Gemach. Als sie eintraten, rauschten die Vorhänge an der Himmelbettstatt; die Braut erschrack. Sie sollte zuerst das Bett besteigen, und glaubte es schon besetzt zu finden. Lachend über ihre Aengstlichkeit folgte der Bräutigam nach. Aber zwischen beyden lag die Wasserfrau. Von eisigem Athem angeweht wich die Braut an den äussersten Rand. So war es jeden Abend. Der Ritter vermeynte seine Braut im Arme zu haben, die Braut aber härmte sich ab und starb noch vor Jahresfrist als Jungfrau.

In gleicher Weise erging es noch zehn Frauen, welche die Mutter dem Sohne gesucht: alle starben vor Jahresfrist. Die zwölfte Braut aber war klug, und erholte sich Rathes bey einer Hexe. Von dieser erfuhr sie, wie Wasserfrauen Schuld seyen an dem Unglücke der früheren Bräute: sie könne sich aber schützen, wenn sie am dritten Tage der Hochzeitfeyer ihren Gatten nicht

vor Ende der Geisterstunde begleiten würde; sie solle ihm nicht folgen, um ihn und sich zu retten; er werde zwar um die Mitternachtsstunde meynen, es ziehe ihn bey den Haaren hinaus in sein Schlafgemach: sie solle aber standhaft bleiben; ferner möge sie nicht unterlassen, das Fenster gegen den See schliessen zu lassen, ja recht fest, damit die Geister nicht hereinkönnen. Der Gatte werde sich dann von klagenden Tönen angezogen fühlen, es werde ihn drängen hinauszuspringen in die Fluthen. Dafür ward sie mit einem Zauberspruche bewahrt, und mit Kräutern, welche sie unter das Bett werfen solle. Noch ward ihr die Warnung, ja nicht vor ihrem Gatten die Vorhänge des Bettes auseinander zu ziehen und dieses zu besteigen, sowie Alles, was sie gehört, für sich als Geheimniß zu bewahren, es würde sonst unfehlbar ihr Gatte sich wieder in die Gewalt der Wasserfrauen begeben.

Nun kam der dritte Hochzeittag. Es ward Abend, Mitternacht. Immer unruhiger zeigte sich der Gatte; es hatte ihn schon angewindet. Immer wollte er fort; die Braut hielt ihn zurück, bis Mitternacht lange vorüber war. Im Schlafzimmer angelangt, öffnete er die Bettvorhänge: da seufzte es zwölfmal. Die Braut sprach ihren Zauberspruch, und betete mit ihrem Gatten; seit zwölf Jahren hatte dieser nicht mehr an Gott gedacht. Nun vernahmen sie wilden Gesang und Brausen des Wassers. Der See stieg, daß die Wellen an dem Fenster leckten. Aber die Nacht war gewonnen und der Friede eingekehrt für immer.

Nach Umlauf eines Jahres gebar die Burgfrau; es war ein Knabe und groß der Jubel. Die Hexe aber hatte gerathen, die Mutter solle das Kind vor dem zwölften Tage nicht aus der Hand geben; die Zwölfzahl drohe dem Hause Gefahr. So ward das Kind am dreyzehnten Tage getauft. Während der Taufe vernahmen sie aus den Ecken des Zimmers Kinderstimmen und die Worte: „Ich möchte es auch, ich möchte es auch.“ Doch wurde nichts gesehen. So gebar sie nach und nach zwölf Kinder. Bey jeder Taufe aber liessen sich die Stimmchen hören. Als nun das zwölfte Kind getauft wurde, ermannte sich die Mutter und rief: „Wenn ihr wollt, so kommt hervor!“ — und sogleich traten zwölf Kinder, bleich, aber schön, mit Seidenhaaren, die Füsse verbunden, hervor: sie sahen so wasserfarbig aus. Der Graf erschrack, der Priester taufte sie, und sowie eines die Taufe empfangen hatte, fiel es zusammen und war tod. Das letzte der zwölf Kinder aber sprach noch zuvor: „Ein Mensch ist unser Vater, zwölf Wasserfrauen aber sind unsere Mütter. Wir sind nicht Mensch, nicht Geist, nun aber erlöst aus dem Banne, in dem wir lagen. Die Wasserfrauen haben sich durch die Liebe zu unserm Vater auf weitere dreyhundert Jahre Schönheit und Jugend erkauft!“

3) Ein Ritter hatte viele Güter. Von einer Fahrt in's heilige Land zurückgekehrt in seine Heimat, wohnte er einsam auf einer Burg und dachte an Alles eher, als an seine Verehelichung. Oft erging er sich im Garten des Schlosses und gedachte der thatenreichen

Vergangenheit. Eines Abends im Sommer, als der Mond gar so schön herniederblickte, wollte er in die Laube treten, welche am Schloßteiche errichtet war, um seinen Gedanken sich ganz zu ergeben, da war sie besetzt; eine wunderschöne Jungfrau saß darin, umstrahlt vom Mondenlichte. Ueberrascht frug er, woher sie komme, wer sie sey, was sie wünsche. Sie aber schwieg auf alle diese Fragen, und deutete nur leicht an, daß sie die verstoßene Tochter adeliger Aeltern sey. So führte er sie in die Burg und übergab sie der Pflege einer alten Muhme, welche dem Hauswesen vorstand. Die Maid aber blieb bleich wie früher, und schien sehr leidend. Eines Abends leuchtete der Mond in den Saal. Sie nahm das Saitenspiel von der Wand und hub so schön und klagend zu singen an, daß alle Leute in der Burg mit der Arbeit inne hielten und der Ritter voll Entzücken ihr seine Hand anbot. Doch setzte sie als Bedingung, daß er nie frage, wer und woher sie sey. Am Hochzeitmorgen brachte er ihr die Brautgeschenke; es bedurfte ihrer nicht: die Braut hatte schon die reichsten Kleider und Schätze vor sich liegen. Er hielt sie für eine Fürstin, und war beruhiget in diesem Glauben. Sechs Jahre nacheinander gebar sie ihm ein Kind; doch war keines der Kinder dem anderen ähnlich; jedes hatte eine andere Farbe der Haut und der Haare. Dieses fiel dem Ritter auf, noch mehr, daß er nie wußte, wann sein Weib zur Entbindung ging. Sie hatte ihm seither jedes Kind beym Erwachen in die Arme gelegt. Als die Frau daher mit dem siebenten Kinde schwanger ging,

erholte er sich Rathes bey dem Burgkaplan, welcher ihm etwas Geweihtes um den Hals hing, um damit den Zauber zu bannen. Schon in der dritten Nacht kam er dem Geheimniß auf die Spur. Das Weib schien besonders leidend und schlief nicht; er stellte sich schlafend; sie bog sich über ihn hin, um seinen Schlaf zu prüfen und spritzte ihm dann Wasser aus dem Teiche in's Gesicht. Stäbchen von Binsen und Schachtelhalm dienten ihr zum Wedel. Dazu sprach sie die Worte: „Schlaf', und werde nicht eher wach, als bis du wach werden darfst." Der Ritter empfand hierauf wohl grosse Müde und Drang zu schlafen: das Geweihte am Halse aber brach den Zauber und erhielt ihn wach. — Nun vernahm er Aechzen und Stöhnen; sein Weib klopfte dreymal an das Bettholz, und herein traten zwölf Zwerge in rothen Röckchen und weißlichten Perrücken, der Erste und Aelteste mit dem Arzneykasten. Sie sprachen zum Weibe: „Dein Mann schläft nicht." Da bog sich die Frau wieder hinüber zum Manne und prüfte, ob er schliefe. Und die Zwerge traten auch heran und zwickten und krallten ihn, und Einer biß ihn in die Zehen. Der Ritter bestand die Probe. Nun halfen die Zwerge der kreissenden Frau zur Entbindung, und fingen das Kind, ein Knäbchen, auf. Es war schön wie die Mutter, und hatte Schwimmhäute zwischen den Zehen. Die Mutter aber weinte und bat, nur dieses Eine Kind doch ihr zu lassen. Die Zwerge aber behielten es und meynten, es sey zu gefährlich, es ihr zu belassen; der Graf, ihr Gemahl, könnte merken, daß es kein Menschen-

kind sey. Nun frug sie weiter: „Was machen meine anderen Kinder?“ Der Arzt erwiederte: „Das eine macht schon Gold, die anderen helfen ihm dabey, die Mädchen blühen und werden reif.“ Damit legten sie ihr ein Menschenkind, welches sie mitgebracht, in die Arme und sagten: „Sieh, hier hast du ein Kind, welches dein Gatte für das Seine erkennen wird. Grosse Mühe kostete uns, es zu rauben: denn es ist schwer ein Weib zu finden, welches in derselben Zeit, wie du, zur Geburt geht. Mit den früheren Kindern ging es leicht: denn die Mütter waren entweder arm oder sorglos. Dieses hier aber ist das Erstgeborene einer jungen reichen Frau, und grosses Leidwesen herrscht in ihrem Hause.“ Da rief plötzlich ein Zwerg: „Wehe, dein Mann schläft nicht!“ Sie aber beruhigte den Zaghaften und beklagte wieder laut, daß sie ihren Gatten täuschen müsse.

Nun entfernte sich das kleine Völkchen und die Mutter bog sich über den Grafen hinüber und tippte ihn an, und legte ihm das Kind in den Arm. In furchtbarem Zorne aber schleuderte dieser das Kind von sich und fluchte dem Weibe, das ihn so betrog und statt der eigenen Kinder ihm fremde unterschiebe. Aufsprang er aus dem Bette, ergriff Weib und Kind, raste damit die Treppe hinunter in den Garten und stieß beyde hinein in den Teich. Dann holte er die anderen sechs Kinder und warf sie der Mutter nach. Seiner Rache satt, verließ er die Burg und zog in ein fernes Land. Er hatte aber solchen Abscheu vor dem Wasser gewonnen,

daß er auf seinem neuen Schlosse alle Brunnen verschütten ließ. Nur Wein kam auf den Tisch; selbst die Rosse wurden mit Bier getränkt. So lebte er einige Jahre dahin; doch ward es ihm bald zu einsam und er nahm ein armes, aber schönes Fräulein zum Weibe.

Als Beyde in der Brautnacht zu Bette lagen, und er mit der Braut koste, da rauschte es plötzlich und die rothseidenen Vorhänge wurden auseinandergezogen. Bleich und seufzend stand die Wasserfrau da, dem Ritter allein sichtbar: „So warst du auch mit mir," sprach sie, „aber wäre sie nicht rein, würde es ihr ergehen, wie du mir gethan!" Seufzend wich sie. Den Seufzer vernahm die zagende Braut.

Noch vor Jahresfrist gebar sie einen Knaben; er wußte, daß es sein eigen Kind sey, und groß ward seine Freude. Bei der Taufe aber sieht er die Thüre aufgehen, und die Wasserfrau tritt herein und spricht ihn an: „Nach dreyhundert Jahren werden auch jene Kinder, die du von mir hast, erscheinen: denn da werden sie zu Menschen. Deine Familie soll stets gezeichnet seyn, durch blondes Haar und Wasseraugen!"

Darnach wurden dem Grafen noch eilf Knaben geboren, alle schlank und biegsam, alle blond mit Wasseraugen. Nicht mehr gedachte er der Wasserfrau: war sie ja doch nicht wie andere Frauen, war sie ja doch so kühl und ging von ihr oft eine Luft aus wie Wind vom Wasser! Endlich starb er, und als man später seinen Sarg öffnete, war die Leiche verschwunden.

Fort und fort blühte das Geschlecht. Da waren

die drey Jahrhunderte um. Der Letzte des Stammes hielt eben Hochzeit und brachte einen Spruch aus auf das Wiedererstarken des absterbenden Geschlechtes. Da sprang die Thüre auf und herein traten sieben Kinder, vier Jünglinge und drey Mädchen, unendlich schön und zart, im Alter zwischen 16 und 24 Jahren, und der Aeltere fing zu reden an und sprach: „Mein Bruder, du hast gesprochen, laß auch mir ein Wort. Kinderlos wirst du sterben; doch stirbt damit der Stamm nicht aus. Wir setzen ihn fort. Wir sind die Kinder deines Urahnherrn aus seiner Verbindung mit der Wasserfrau. Acht Güter besitzest du. Sieben davon mußt du uns abtreten, das Achte behalte!" Verwunderung, Zorn, Ergebung wechselten in dem Herzen des Bräutigams. Er anerkannte die sieben Fremdlinge, und nahm sie auf. Zur Stelle fanden die drey Schwestern drey Freyer; doch bangte diesen noch vor den Kindern der Wasserfrau. Sie hätten zu gerne deren Füsse besehen, und wagten es nicht, davon zu sprechen. Sie führten daher die Jungfrauen hinaus in's Freye, auf Wege, welche über Wassergräben führten: davon sollten die Füsse naß werden, um einen Grund zu haben, die Füsse zu entkleiden. Aber der Fuß der Mädchen wurde im Wasser nicht naß, und die List mißlang. Da erboten sich die Jungfrauen freywillig, ihre Füsse zu zeigen, um die Unruhe zu beseitigen: sie waren wie die Füsse anderer Menschen. Dabey sprachen sie: „Wir haben unseren Zoll bezahlt; dreyhundert Jahre mußten wir im Wasser verweilen. Die Zeit ist um, und wir sind Menschen; doch altern

wir nicht und werden im Wasser nicht naß; das allein blieb uns von der Mutter." Darüber wurden die Freyer auf's neue unruhig, aber gleich wieder getröstet. „Wir bleiben treu, so lange wir leben," sprachen sie, „dann kehren wir hin, wo wir hergekommen sind: alle dreyhundert Jahre aber ist uns gestattet, ein Menschenalter lang als Menschen zu leben, und auf Erden zu verweilen."

So ward Hochzeit gehalten. Bedingung aber war, daß jedes zweyte Kind den Wasserfrauen unten im See gehören solle, und so verschwand jedes zweyte Kind augenblicklich nach der Geburt. Der Kinder aber wurden so viele, daß die Gatten sich nicht über die Theilung beschwerten. Auch vermochten die Frauen nicht ohne Hilfe der Zwerge zu entbinden. Und starb eine davon, so starb auch ihr Gatte, und ihre Leichen wurden im Sarge später nicht mehr gefunden.

Gleiches war der Fall, als die vier Brüder sich verehelichten. Die Kinder aber aus diesen Ehen waren und blieben vollkommene Menschen. Das ganze Geschlecht ist kenntlich an dem besonderen Blau der Augen, dem Blond der Haare und einem gewissen Bug an der Nase. Ein Theil davon brachte es zur Fürstenwürde, ja auf den Kaiserstuhl, und noch heute herrscht ein Zweig vom Throne.

4) In einem Dorfe lebte ein schöner junger Taglöhner, und sein Liebchen war das schönste Mädchen weit und breit, Anna Mayala mit Namen, aber arm. Die vielen Freyer, die sich meldeten, machten beyden

Leutchen vielen Kummer, doch siegte am Ende die Standhaftigkeit und der Tag zur Hochzeit wurde bestimmt. Veri aber hatte von Natur etwas Wildes an sich: er war so träumerisch und in sich versunken, und sang gar oft gottlose Lieder von der Unterwelt. Davon hieß er der tolle Veri. Tags vor der Hochzeit ging er in den Wald, um ein Wild für das Fest zu erlegen. Mit einem prächtigen Rehbock auf dem Rücken war er auf dem Wege nach Hause. Doch seine Gedanken irrten wild umher, blieben nicht bey der Braut. Während er seinen wilden Träumen nachdachte, kam er an einen Steg. Schon leuchtete der Mond. Da ward er böse über sich, daß er sich verspätet und versäumt habe, den Vorabend seiner Hochzeit bey der Braut zu verbringen. Der Steg ging über ein helles flaches Wasser, und der Mond spiegelte sich gar schön darin. Das zog ihn wieder ab: es wehte ihn so wehmütig an. So legte er sein Ohr, sich niederknieend, auf die Wasserfläche, ob er nichts höre. Da vernahm er denn süsses Singen, je länger, desto schöner, je schöner, desto bezaubernder. Immer mehr neigte er das Ohr den wunderlieblichen Tönen, und gedachte, hinabzusinken in die Fluthen wäre gar so süß. Da schaute er hinein in die dunkle Tiefe; es war, als ob schöne Beine, wie er sie nie gesehen, im Tanze auf- und niederschwebten; er hob das Auge und sah Mädchen schön und reizend, in leichter Bewegung nach den Tönen der Musik einen Reigen beginnen. Alle waren schön, Eine vor Allen. Er frug sie, wie es da unten wäre. Sie näherte sich und legte

ihr bleiches Haupt auf seine Brust und sagte in Wehmut: „Ach, es ist bey uns so schön, so ruhig, viel mehr Lust und Leben als bey Euch. Willst du mit mir?“ Er bejahte es. Sie aber fügte noch hinzu: „Sieh, ich war auch einst auf der Erde. Du hast eine Braut. Kannst du sie vergessen? So du mit mir gingest, müßtest du ihrer nicht mehr gedenken. Jedes Sehnen nach der irdischen Braut würde dir Strafe zuziehen.“ Bey diesen Worten schaute sie ihm so gewinnend in die Augen, daß er sie umschlang. Die Füsse gleiteten ihm aus, er sank hinunter mit ihr in das unbekannte Land.

Im Dorfe aber harrte die Braut umsonst des Geliebten: er kam nicht. Man suchte aller Orten, und fand nichts, als auf dem Stege sein Gewehr und den Rehbock. So vergingen viele Jahre. An einem Dienstage sah man einen Hochzeitzug sich zur Kirche bewegen, die Braut schön und anmutig wie eine Rose, Annamayala genannt, hinter ihr Vater und Mutter. Letztere erschien bleich und leidend, an Jahren noch nicht vorgeschritten, mit den Spuren hoher Schönheit. Der Zug ging über einen Steg. Tief auf seufzte die Mutter. Der Vater suchte sie zu trösten. „Ist die Gegenwart,“ sprach er zu ihr, „nicht besser, als die Vergangenheit? Haben wir nicht in Frieden und Treue gelebt mit einander, und ist unsere schöne Tochter nicht dein sprechend Abbild?“ Inniger lehnte sie sich an ihn.

Plötzlich lief Einer, die langen Haare wild in der Luft flatternd, in hastiger Eile den Bergabhang herunter, geradezu auf die Braut. Wie ein Rasender

schlägt er sich vor die Stirne, wie ein Irrsinniger faßt er das Mädchen und nennt sie seine Braut: erst gestern habe er sie verlassen, sie müsse mit ihm zum Altare. Mit gewaltigem Arme schleudert ihn der Bräutigam hinweg, die Mutter bebt und vermeynt, zusammenzubrechen, der Zug geht weiter.

Nach zwey Tagen geht die junge Frau um Wasser an den Teich. Wieder kommt der wilde Mensch und umschlingt sie und will sie nicht lassen, und wieder wird er vom kräftigen Arme des Gatten hinweggeschleudert.

Darauf sah man ihn im Dorfe herumgehen und nach Leuten fragen, die alle schon tod waren. Zuletzt ging er aus dem Pfarrhause heraus und seitdem sah und hörte man nichts mehr von ihm.

Später kam ein Franziskaner alljährlich in's Dorf, bleich und leidend, noch schön von Angesicht, und nirgends kehrte er lieber zu, als bey dem Annamayala. So oft er kam, befiel die Mutter ein Zagen, das sie nicht erklären konnte. Nun starb der Vater. Der Mönch erschien zur Stelle, um die trauernde Wittwe zu trösten. Er sprach folgende Worte zu ihr: „Gutes Weib, bedenkt, daß alles Leben hart: betrachtet mich und was ich gelitten, so werdet Ihr weniger Euerem Schmerze Euch hingeben.“ Da sah ihn die Trauernde an, sie forschte, zagte, erschrack. Sie hatte den Verl erkannt, welcher in ihr schon längst sein Annamayala gefunden hatte. Nun kam die Reihe zu klagen an ihn; doch er ermannte sich und fuhr fort: „Ich habe da unten gelebt, in der Erde, in einem geisterhaften Reiche,

gelebt mit einer Wasserfrau, schön und verführerisch, wie mit meinem Weibe. Stets war sie um mich, nur an Freytagen blieb sie mir unsichtbar; ich wäre wohl glücklich gewesen in ihrer Liebe: doch blieb mir Etwas zurück im Herzen, das keine Befriedigung fand. Zeitweise quälte mich eine Leere, die ich nicht auszufüllen vermochte; sie war eben doch kein rechtes Weib. Besonders fiel mir auf, daß ihre Füsse stets mit Schleifen gebunden und verhüllt waren. Sechs Kinder hatte sie mir geboren, und auch ihnen waren die Füsse gebunden. Die Kinder wuchsen schnell zur vollen Grösse: so oft sie ein Kind gebar, war das vorhergehende schon vollkommen erwachsen. Das Geheimniß mit den Füssen peinigte mich aber immer mehr. Da löste ich, als sie einmal schlief, die Hülle der Füsse, sie hatten Gänsefüsse, Schwimmhäute zwischen den Zehen, an diesen kleine Krallerln. Ich erboste und fluchte und wünschte, daß doch das siebente Kind ein Mensch werden, mit menschlichen Füssen zur Welt kommen möchte. Und mein Wunsch ward erfüllt. Die Wasserfrau aber, als sie das Kind zum Erstenmale sah, stieß einen Schrey des Entsetzens aus, daß sie einem solchen krüppelhaften Wesen zur Mutter werden mußte und überhäufte mich mit Verwünschungen. Und nicht lange, so kamen die anderen Wasserfrauen, meinem Weibe zur Geburt Glück zu wünschen. Sie sahen aber nicht sobald die Menschenfüsse des Kindes, als auch sie ergrimmten. Sie nahmen das Kind und zerrissen es in Stücke und begierig verschlangen sie die kleinen Glieder. Denn Kinderfleisch

gewährt ihnen wieder auf dreyhundert Jahre Schönheit und Jugend, und macht die Männer in Liebe zu ihnen entbrennen. Machtlos mußte ich Alles dieses über mich ergehen lassen. Zuletzt tippte mich mein Weib an mit einem Stäbchen, ich verfiel in Schlaf, und als ich erwachte, befand ich mich an derselben Stelle, von welcher ich früher in das Wasser hinabgleitete. Ich sah den Hochzeitzug deiner Tochter; sie hielt ich der Aehnlichkeit halber für dich: denn es war mir Alles wie ein Traum. Das Uebrige weißt du. Erst der Pfarrherr klärte mich auf, daß seitdem schon mehr denn zwanzig Jahre verlaufen seyen, und ich hatte gedacht, es wäre Alles erst von Gestern. Im Kloster büsse ich für meinen Frevel. Deinen Enkeln habe ich Perlen und Edelsteine gebracht."

Nicht lange und die Mutter kam zum Sterben. Wieder fand sich der Mönch ein; er kniete sich hin vor die Sterbende, und legte ihre Hände in die seinen: das Haupt sank ihm hernieder. Beyde waren Leichen. Sogleich sah man zwey weisse Tauben zum Fenster hinausfliegen; die grössere davon hatte aber an einem Fusse sieben schwarze Flocken hängen, welche bey der Berührung mit der kleinen fleckenlosen Taube am Fenster abgestreift wurden und weiß zur Erde fielen. Es waren Zettelchen, auf diesen standen die Namen der sieben Kinder des Wasserfräuleins: denn auch ihnen hatte der Vater durch sein späteres frommes Leben die Erlösung erwirkt, so daß auch sie in den Himmel eingehen durften.

Um die beyden Leichen abzuwaschen, ging eine der Enkelinen hinaus an den Teich, um Wasser zu schöpfen,

und schon war Avemaria vorbey, als sie zum Stege kam. Da begegnete ihr eine Freundin, welche sie frug, „warum sie zu so ungewöhnlicher Zeit Wasser hole.“ „Ach,“ erwiederte sie, „es ist ja meine Großmutter gestorben, und ihr Geliebter, der Veri.“ Da vernahm sie eine leise Stimme rufen: „Wer ist gestorben?“ Und nun brauste der Teich, die Wellen hoben sich und wälzten sich auf das Haus zu und füllten die Stube, wo die Verblichenen lagen, und flößten sie hin und her. Die Leute erschracken, gaben den Leichen Weihwasser und die Fluthen zogen ab. Aber sie liessen sechs neue Leichen zurück, schöne Knaben und Mädchen, zwischen zehn und siebenzehn Jahren, die Füsse verhüllt, in den herabhängenden Händen einen Zettel fassend, auf welchem geschrieben stand: „Wir sind erlöst.“ Zu unterst an den Kinderleichen aber lagen zwey Füsse eines Knaben, der dazu gehörige Leib war in seinen Umrissen wie ein Schatten auf dem Boden gezeichnet. Daneben gab ein Zettelchen folgenden Aufschluß: „Der Leib ist verzehrt, die Seele währt.“ Es war das siebente Kind der Wasserfrau, von welchem nur die menschlichen Füßchen übrig blieben.

So oft der Jahrestag des Todes des tollen Veri kommt, bricht der Teich aus; an anderen Tagen schlägt er in seinem Gestade wilde Wellen. Seitdem scheint aber auch der Mond nicht mehr in seinen Spiegel. Neuenhammer.

5) Ein Fischer diente dem Grafen und war wohl gelitten, denn er brachte immer reiche Beute an köstlichen

Fischen. Auf einmal aber vermochte seine Kunst nichts mehr, er fiel in Ungnade und ward entlassen. So lebte er einige Zeit von seinem Ersparten, bis er nichts mehr hatte: da ging er hinaus auf das Wasser, um zu fischen, fing aber wieder nichts und weinte bitterlich im Nachen. Plötzlich legte sich das Wasserfräulein heraus an den Wasserspiegel, und frug ihn um sein Leid, und sagte ihm ihre Hilfe zu, wenn er ihr das verspräche, was er zu Hause nicht wisse: denn sie sey es, welche ihm die Fische erst zugetrieben, dann verjagt habe. Er gab das Versprechen, und that einen reichen Fischzug und trug ihn heim. Als er aber dem Weibe sagte, um welchen Preis er glücklich sey, kam die Reihe zum Weinen an sie: denn sie trug ein Kind unter dem Herzen, wovon er nichts wußte. Doch trösteten sie sich mit dem Gedanken, daß sie das Kind Gott weihen wollten, und der Fischer fischte und fing wie früher die besten Fische, und brachte sie dem Grafen, der ihn wieder in Gnaden aufnahm.

Zur bestimmten Zeit ward ihm denn ein Sohn geboren, der gut gedieh an Leib und Geist, und für den geistlichen Stand bestimmt wurde. Doch als er fertig war, konnte er nicht Primiz halten: er gehörte ja der Wasserfrau. So gab er das Studium auf und wurde ein Bühner und ging in die Fremde. Auf dem Wege aber kam er zu mehreren Thieren, welche über einem Pferdeaas waren, und nicht wußten, wie sie es verthei-len sollten: es war der Bär, der Fuchs, der Falke und die Ameise. Diese baten ihn, die Theilung zu über-

nehmen, und so theilte dieser und warf dem Bären die vier Viertel zu, damit könne er zufrieden seyn, und dem Fuchsen das Rückgrad, und dem Falken das Ingeräusche und der Ameise den Kopf. Dann ging er seines Weges. Der Bär aber meynte, es wäre doch zu unbillig, wenn man den Mann so gar ohne Dank gehen liesse, und befahl dem Fuchs, ihn zurückzurufen; und er kam und die Thiere gaben ihm die Gewalt, sich nach Wunsch in jede ihrer Gestalten zu verwandeln. Da lachte der Geselle und ging von dannen. Unter Weges bemerkte er in einem Kornacker eine Menge Rebhühner: um sein Geschenk zu prüfen, wollte er zum Fuchs werden, und sogleich war er Fuchs und fing sich soviel der Rebhühner, bis es ihm genug schien. Die nahm er in die nächste Stadt und ließ sich selbe in der Herberge zurichten zu einem Mahle. Während dessen traten vier Herren ein und setzten sich an den Tisch, und fingen zu karten an, wohl sehr rauch, denn es ging in Kronenthaler. Der Geselle lag auf dem Stroh hinter dem Ofen, und sah, wie Einer der Spieler schon einen grossen Haufen Geldes gewonnen vor sich hatte: da machte er sich zur Ameise und kroch als solche unter den Spieltisch und hier wandelte er sich in einen Bären und richtete sich auf und warf den Tisch um mitsammt den Kronenthalern, und erschreckte die Herren, daß diese eiligst davon liefen. Nun suchte er die blanken Stücke zusammen und legte sich wieder auf das Stroh und schlief und zahlte am Morgen seine Zeche und ging weiter.

Darauf gerieth er in eine grosse Stadt: da war Alles schwarz behangen und vom Thurme wehte eine schwarze Fahne mit einem Todenkopfe. Er geht also in die Herberge und frägt den Wirth um die Ursache und erfährt, daß der König drey mannbare Töchter habe, alle gleich schön, und einander so ähnlich, daß man sie nicht auseinander kenne. Der König habe aber geschworen, daß nur die Mittere das Reich erben solle: wer sie mit dem Reiche gewinnen wolle, müsse sie errathen: das aber mißlinge jedem, und wer die Probe nicht besteht, verfalle dem Schwerte; so seyen schon Viele umgekommen, und darum sey Trauer im Lande.

Da ging er hin zur Königsburg und sah in dem Garten, den ein tiefer Graben umgab, die Königstöchter lustwandeln, und er machte sich zum jungen edlen Falken und flog hinüber von Staude zu Staude und lockte die Mädchen, und ließ sich zuletzt von der einen fangen; er blieb ihr auf der Hand sitzen, wie früher auf der Staude und ward von ihr in ihr Gemach getragen und auf eine goldene Stange gesetzt. Während sie nun schlief, nahm er seine Gestalt wieder an, jedoch in schönen, reichen Gewändern, und faßte die Prinzessin bey der Hand, daß sie erwachte, und erklärte ihr, wie er der Vogel sey und sie liebe. Anfangs zu Tode erschrocken über den fremden Mann und seine Worte, fand sie doch bald Gefallen an ihm und bekannte sich als die Mittere der Prinzessinen. Sie gab ihm auch den Ring vom Finger, und als Zeichen, woran sie zu erkennen, nannte sie einen rothen Seidenfaden, den sie um den mittleren

Finger der rechten Hand tragen werde, wenn er zur Wahl komme.

Nun machte sie das Fenster auf und der Falke entflog, und der Fremdling kam am Morgen, um die mittlere Königstochter zu werben, vor den König, der ihn mit dem ganzen Hofgesinde ob seiner Schönheit bedauert und bewegen will, abzustehen von dem gefährlichen Vorhaben. Er aber beharrt und wird aufgerufen, in den Saal zu treten, wo die drey Töchter sich befanden, und hinter ihn stellte sich der Scharfrichter mit blankem Schwerte. Da ward ihm bange und ängstig und gerne willfahrte man seiner Bitte, das Fenster zu öffnen. So trat er vor die gleichen Schwestern: die eine trat mit dem Fuß vor, und trug am Finger den rothen Faden; sie bezeichnete er als die mittlere und hatte die rechte getroffen. Grosse Freude herrschte nun am Hofe und in der Stadt: denn schon lange hatte der König Reue über seinen Schwur und das viele Blut, welches floß, und gerne gab er die Tochter dem glücklichen Freyer.

Mehrere Jahre hatten sie glücklich gelebt, da zog er hinaus zur Jagd. Wohl rieth ihm die besorgte Gemahlin ab, denn sie hatte üble Ahnung: aber er achtete es nicht; der Tag war heiß, er hatte lange einen Hirsch verfolgt, und ihn dürstete; nicht mehr gedachte er der Worte seiner Mutter, welche ihn so oft gebeten hatte, sich vor dem Wasser zu hüten. Er eilte dem Gefolge voraus, und fand eine Quelle, und bückte sich eben, um mit der Hand daraus zu trinken, als ihn die Wasserfrau

erfaßt und hinabzieht. Dem Volke aber, welches eben dazu kam, rief sie zu, sie habe ihn theuer erkauft.

Die traurige Märe ward der Königstochter gebracht; diese hatte nicht Rast nicht Ruhe, sondern eilte, zum Brunnen und zu ihrem Herrn und Gemahl zu kommen, und setzte sich hin an's Ufer und weinte. Da tauchte die Wasserfrau auf und tröstete sie damit, daß er es gut habe bey ihr. Die Königin aber war schon zufrieden, wenn sie ihren Gemahl nur zu sehen bekäme, und bot der Wasserfrau den goldenen Kamm vom Haupte. Da hob ihn die Wasserfrau bis unter die Augen empor. Zum zweyten bot sie ihren Ring, und er stieg bis an die Hüften aus dem Wasser; zum dritten bot sie den goldenen Pantoffel vom Fusse, und die Wasserfrau stellte den Gemahl auf die Hand — und siehe, er entschwand als Falke und stand neben der Gattin. Da fährt die Wasserfrau in den Brunnen hinunter, daß es zischt und gischt, und wieder herauf, und wirft der Königin eine Hand voll blauen Sandes in das Angesicht, daß diese zum Drachen ward.

Nun war wieder grosse Noth. Der König bietet die Hälfte seines Reiches dem, der Hilfe brächte. Ein alter Zauberer ließ sich endlich melden und versprach zu helfen, wenn die hohe Frau es aushielte. Er läßt drey Oefen bauen und heizen, daß einer mehr glühte als der andere. Dann steckte er den Drachen hinein, und zog ihn heraus, als die Haut weich war, und kühlte ihn im Wasser; im zweyten Ofen barst die Haut, aber als er den Drachen in den dritten Ofen steckte, mußte der

unglückliche Gatte sich verbergen, um das Klagen und Winseln der Leidenden nicht zu vernehmen. Endlich steht die Königstochter nackt vor dem Gatten, der ihr seinen Mantel umwirft und sie im Triumphe heimführt. Von nun an lebten sie froh und ohne weiteres Hinderniß; die Wasserfrau hatte keinen Theil mehr an ihm. Dümpfel.

6) Bey einem Grafen in den Bergen diente ein verlaufener Bube als Hirt. Der schlich eines Tages in den Baumgarten am Schloß und kam zu einem Brunnen. Da sah er was Glänzendes schwimmen und nahm es heimlich mit. Im Winkel des Stalles hielt er den Fund an's Spahnlicht und es war nur eine kleine goldige Fischschuppe. Er wog und bog und rieb das schimmernde Ding, als auf einmal die junge Burgfrau vor ihm stand. Erschrocken fiel ihr der Hirt zu Füssen, denn sie war gar schön und stolz und hatte den hübschen Knecht noch keines Blickes gewürdiget. Jetzt aber erhob sie das Spahnlicht und strich dem Jungen das Haar aus der Stirne und lächelte gar gnädig ihn an und nannte ihn einen schönen Jüngling, der ihr lieber wäre denn der alte Graf, ihr Gemahl. Das mochte dieser gehört haben: denn grimmig fuhr er herbey, packte den Buben und warf ihn den Felsen hinunter. Wer da hinunterfiel, vergaß das Aufstehen für immer bis zum jüngsten Tag.

Der Hirt aber fiel unten, wo sonst kein Wasser gewesen, in einen weichen Pfuhl und that sich nicht wehe. Eben kam ein Einsiedler des Weges; der trug einen

schweren Sack und sagte zum Jungen: „Hilf mir den Brodsack in meine Hütte tragen!“ Der hatte ein gutes Herz, trug den Sack, und diente fortan dem frommen Mann.

Einmal hatte der Knecht Langeweile und zog seine goldene Schuppe hervor und wollte sie glänzender haben; darum rieb er sie sachte. Wieder stand die Burgfrau vor ihm, der wie Espenlaub vor Angst zitterte, und sie bat, von ihm hinweg zu gehen, damit es ihm nicht noch übler ergehe wie vordem. Sie aber lächelte gar hold, nannte ihn ihren Schatz, und versprach, ganz ihm zu gehören, so er ihr ein Pfand geben würde. Der Junge aber merkte jetzt, was er für einen Fund gethan und hatte Nichts, was er der Gräfin geben könnte. Diese fing nun zu seufzen und zu weinen an und setzte sich an seine Seite und umarmte und küßte den Knecht, daß ihm siedend heiß wurde. Das Weib berückte ihn so, daß ihm die Sinne schwanden und er nicht wußte, was er that, und als er aus seinem Taumel erwachte, war er allein; er meynte, es wäre ein Traum gewesen: aber der Verlust der Schuppe belehrte ihn eines Anderen.

Da ward der Knecht aus Liebe krank, und der Einsiedler pflegte sein wie ein Vater, daß er wieder genas. Doch wich das Bild des schönen Weibes nicht aus seinem Herzen, er brütete Tag und Nacht und der Gram kam wieder über ihn. Da entdeckte er dem frommen Mann sein Leid. Der frug ihn aus um seiner Kindheit früheste Tage — er hatte das eigene, lange verloren geglaubte Kind gefunden. Doch schwieg er hievon;

denn er mochte nicht gestehen, daß er der Bruder des Grafen und durch dessen Zauberkünste um all sein Hab und Gut gekommen sey.

Den Knaben litt es aber nicht länger mehr im dunkeln Walde; er fühlte, wie es ihn anwindete, fortzog; so machte er sich auf und ging in der Irre herum und gelangte wieder zum Garten des Schlosses und zum Brunnen, der im trüben Mondlicht leise Wellen trieb. Er schaute hinein in die spielende Fläche, schüchtern über den Rand des Brunnens gebückt. Da lag die Gräfin im Bade, ruhig und still, und hatte die Augen geschlossen, als ob sie schliefe, und bewegte nur den blendendweissen Arm und die rosigen Finger der Hand, welche anstatt in Nägel, in Schuppen sich endeten. Endlich regte sie sich; sie löste den silbernen Gürtel vom Leibe und hielt ihn schwingend empor. Der Jüngling, welcher die Wasserfrau erkannt hatte und nun vermeynte, sie wolle ihm die Schlinge um den Hals werfen und ihn erwürgen, griff hastig nach dem Gürtel und rannte mit der Beute davon, wie von Hunden gehetzt, in langen Umwegen zur Klause. Schon war es Tag. Da fand er den Grafen traulich beym Alten sitzen. Jener aber hatte kaum den Gürtel in der Hand des Knaben bemerkt, als er rasend aufsprang: „Ha, der Gürtel der Gräfin," rief er, und wollte den Jungen mit dem Schwerte durchbohren. Da rief der Alte: „Bruder, halt ein, es ist mein Sohn!" Das Schwert entsank dem Grafen. Von Beyden gefolgt, eilte er zum Brunnen; da saßen die Meerwölfe und nagten noch an den Knochen

der Wasserfrau; sie mußte sich alle Jahre einmal baden, um die Fischhaut abzustreifen, die ihr alle Jahre wuchs; der Gürtel schützte sie im Bade vor ihren Feinden, den Meerwölfen.

Der Graf verfiel in Wahnsinn und starb bald, nicht lange darnach auch der Einsiedler. So ward der junge Knecht Herr der Burg; unbeweibt endete er in Trübsinn das freudenleere Leben. Lind.

§. 12.

Waschende Frauengeister.

Häufig meldet die Sage von Geistern in Frauengestalt, theils weiß gekleidet, theils grau oder schwarz, mit weisser Kopfbinde, welche am Wasser mit Waschen beschäftiget sind; besonders zahlreich finden sie sich längs des Böhmerwaldes.

Hart an der Strasse von Cham nach Grafenwöhr, neben einem grossen Felsen, läuft ein Brunnen, wo um die zwölfte Stunde ein Weiblein sitzt, und sich die Haare kämmt.

Auf dem Wege von Tiefenbach nach Rötz kommt man zu einem Stege über einen Bach: da sitzt ein Weiblein, den Oberleib nackt, die Haare fliegend, und wäscht.

In Weiding läuft ein Bach: da wäscht ein graues Weiblein, und kommen Leute, steht sie auf und läßt sie vorbey.

Derley Weiblein finden sich in Biberbach, Tiefenbach, im Grünweiher zwischen Bleystein und Vohenstrauß.

Eine halbe Stunde von Massendorf, bey Spalt, ist der Siebenbirkenweiher: sieben schneeweisse Jungfrauen kommen da aus dem Walde, eine nach der anderen, und waschen sich im Weiher die Hände; zusammen gehen sie in den Wald zurück. — Die behauenen Steine in der Nähe weisen auf eine ehemalige Burg.

Etwa eine kleine Stunde von Warmensteinach liegt auf einem hohen Berge eine Fläche, mit Haid und Zwergbüschen bewachsen, unter der Oberfläche eine Menge Ziegelsteine verbergend, welche Zeugniß geben sollen, daß hier einmal eine Stadt gestanden sey. An der nördlichen Seite ist ein Brunnen, der Weissejungfrauen- oder Glockenbrunnen genannt: da sieht man zwey weisse Jungfrauen Wasser schöpfen. Ein Holzhacker wollte dasselbe thun, und erblickte eine silberne Glocke in der Cisterne. Er rief seine Gesellen und die Glocke verschwand; hätte er sie nur mit der Hand berührt, so wären die Jungfrauen erlöst gewesen.

In Räbersreuth, Landgerichts Roding, ging Einer zu seinem Mädchen auf das Kammerfenster; sie wohnte auf einer Einöde und in der Nähe floß ein Bach. An diesem sah er eine Gestalt auf- und abgehen. In der Meynung, es wäre ein Nebenbuhler, schlich er am Staudenwerke hinan und erblickte eine Frauengestalt, nackt, mit fliegenden Haaren. Er glaubte nun, es wolle sich hier Eine baden, und hatte Lust, ihr die Kleider

wegzunehmen. Da aber wurde die Gestalt immer länger, und zuletzt so lange, daß sie zu ihm auf das dießseitige Ufer herüberneigte, worauf er entlief und der Verfolgerin erst in einer Kapelle entrann. Bald darnach starb er.

§. 13.

Geisterfischchen.

Unter den Fischen gibt es viele verwunschene Leute oder Arme Seelen. Ihnen leuchtet nur der Mond; in seinem Lichte spiegeln sie sich. — Das Sonnenlicht ist ihnen verschlossen. — Oft wirft die Sonne ihre Strahlenbüschel in rieselnde Bächlein, wie sie denn überhaupt gerne in reines, murmelndes Rieselwasser sich spiegelt. Da erscheinen schwarze Fischlein, fingerslang und schlank, zart und dünn, mit lebhaften Augen, und sehen die Herrlichkeit des Himmels, und kommt ihnen wieder in Erinnerung, was sie verloren. Dann ziehen sie sich zurück in die Prell, in den bodenlosen schwarzen Dümpfel, so schnell, daß kein Mensch sie fangen kann, und bleiben Jahre lang darin verborgen, in ihrem Schmerze, daß sie so unglücklich sind.

Es treten aber die ächten Fischlein zu ihnen hin und fragen, warum nicht auch sie hinausgehen, um sich zu wärmen an der Sonne. Die Geisterchen antworten darauf mit Ausflüchten; denn sie wollen nicht merken lassen, wer sie sind, um nicht verachtet und verfolgt zu

werden. Zuletzt aber, um Verdacht abzuwenden, geht wohl ein Theil mit hinaus, die einen traurig, die andern leichtfertig und munter. Doch können sie nicht schnalzen und tanzen im Wasser, wie die Fischlein; denn die Trauer kommt wieder über sie und bald kehren sie an ihren dunklen Ort zurück. Vom dunklen Aufenthalte sind sie schwarz gefärbt.

Haben diese Geisterchen nur mehr drey Jahre zur Erlösung, so tanzen sie im Mondenlichte auf dem Wasserspiegel in jener jugendlichen Gestalt, welche sie einst als Menschen mit zwanzig Jahren hatten, gehüllt in feine Florkleider, die Haare lang und fliegend. Doch nur zweymal des Jahres ist ihnen dieses gestattet, in der Christ- und Walburgis-Nacht. — Die Kleider derer, welche noch drey Jahre haben, sind schwarz mit einigen weissen Flecken; im zweyten Jahre halb schwarz, halb weiß, im letzten nahezu weiß. Ist das Kleid endlich ganz weiß, werden sie in den Himmel aufgenommen. Oefters sind auch gefallene Geister, früher Engel, darunter: diese kommen nie zum Tanze und müssen warten in ihrer Fischesgestalt bis zum jüngsten Tag.

Ein Mädchen ging in der Christnacht über einen Steg. Im Wasser unten spiegelte sich der Mond. Da wendete sich ihr Blick abwärts, und sie sah die Geister auf der Wasserfläche tanzen; der weissen aber wurden immer weniger; zuletzt waren nur mehr gefleckte übrig. Unter diesen erkannte sie eine verstorbene Freundin. Die frug sie, und erfuhr nun die Deutung des Tanzes. Doch für ihren Frevel wurde ihr mit Strafe gedroht,

und nach drey Jahren starb das Mädchen. Neuenhammer.

Wieder eine andere Art, aber noch kleiner, etwa nadelgroß, hält sich auf dem dunklen Boden der Stehbrunnen, Cisternen, auf; diese bescheint nie die Sonne.

Eilftes Buch.

Erde.

I. Berge.

§. 1. Das Fichtelgebirge.
§. 2. Der Ochsenkopf.
§. 3. Die Hankerlgrube.
§. 4. Felsen und Steine.
§. 5. Teufelssteine.
§. 6. Steinkreuze.
§. 7. Hussitensteine.
§. 8. Höhlen.
§. 9. Rannlöcher.
§. 10. Schätze.

II. Erdriesen.

§. 11. Bergriesen.
§. 12. Der grosse Hans.
§. 13. Der Hirt und die Riesen.
§. 14. Der Schneider u. die Riesen.

III. Erdzwerge.

§. 15. Im Allgemeinen.
§. 16. Razen.
§. 17. Sagen.
§. 18. Fankerln.
§. 19. Sagen.
§. 20. Hankerln.
§. 21. Zwargl an der Waldnaab.
§. 22. An der Vils.
§. 23. An der Laaber.
§. 24. Bergmännlein.
§. 25. Hüttenmännlein.
§. 26. Venetianer.

IV. Wald.

§. 27. Heilige Wälder.
§. 28. Hoymann.
§. 29. Sagen.
§. 30. Wonzl.
§. 31. Waldzwerge.
§. 32. Hoyweibchen.
§. 33. Holzfräulein.
§. 34. Sagen.

V. Burgen.

§. 35. Im Allgemeinen.
§. 36. Amberg.
§. 37. Rosenberg.
§. 38. Hirschau.
§. 39. Stein.
§. 40. Waffenbrunn.
§. 41. Lobenstein.
§. 42. Hailsberg.
§. 43. Kürnberg.
§. 44. Schwarzenburg.
§. 45. Schwarzenberg.
§. 46. Arnstein.
§. 47. Frauenstein.
§. 48. Reichenstein.
§. 49. Altschneeberg.
§. 50. Wildenstein.
§. 51. Schellenberg.
§. 52. Wendern.
§. 53. Falkenberg.
§. 54. Altneuhaus.
§. 55. Flossenbürg.
§. 56. Haselstein.
§. 57. Reuth.
§. 58. Parkstein.
§. 59. Ebnat.
§. 60. Kulm.
§. 61. Haugsdorf.
§. 62. Velburg.
§. 63. Helfenberg.
§. 64. Adlburg.
§. 65. Habsberg.
§. 66. Riedenburg.
§. 67. Leuchtenberg.
§. 68. Trausnitz im Thal.

VI. Anhang.

§. 69. Untergegangene Städte.
§. 70. Verlassenes Dorf.
§. 71. Verlorenes Dorf.
§. 72. Unterirdische Gänge.
§. 73. Verlassene Strassen.

Eilftes Buch.

Erde.

I. Berge.

§. 1.

Das Fichtelgebirge.

Von dem alten Lande der Rauraken bey Basel am Rhein zieht sich ein mächtiges Waldgebirge im langen Zuge nordöstlich hin zum Harz und zum Böhmerwalde, den Alten unter dem Namen herkynischer Wald bekannt. Ein Zweig davon, ein Ausläufer, ist das Fichtelgebirge, zugleich das Glied, welches hier den Uebergang in den Böhmerwald vermittelt, das eigentliche nordgauische Gebirge, jetzt die Gränzscheide zwischen den Stämmen der Oberpfälzer und den äussersten Ostfranken, nicht minder reich an Mythe und Sage als der Harz, aber weniger besucht und erforscht, weßhalb noch bis vor Kurzem der alte Spruch gelten konnte, das Fichtelgebirge sey den Wälschen besser bekannt, als den Deutschen.

Es ist die Burg, in welche sich die Ureinwohner vor den siegreichen Germanen zurückgezogen haben; noch gelten sie als Zwerge gleich den Venetianern, den Walen, welche im Mittelalter hieherkamen, um nach edeln Metallen zu graben, ein Fingerzeig, daß Zwerge und Walen als Einem Stamme angehörend, von den eindringenden Germanen auseinander gerissen wurden. Sie besitzen von Alters her die Kenntniß des Reichtumes an edeln Metallen, der hier zu finden, sie wissen die Stellen, wo diese Schätze zu gewinnen sind. Ein friedfertiges Volk zogen sie vor den neuen Eroberern in die Halden des hohen Bergrückens zurück und weilen nun, weil auch da friedlos, in dessen Innerm. Es sind Kelten.

Neben den Zwergen hausen aber auch die Sieger, die Germanen, in den unterirdischen Gemächern dieses Gebirges. Kaiser Karl der Grosse lebt darin mit seinen Kriegern; wenn sein Bart siebenmal um den Tisch gewachsen ist, wird die Welt ein Ende nehmen. Ehe dieses aber geschieht, entsteht Krieg zwischen Christen und Antichristen; die erstern unterliegen und sind so zusammengeschmolzen, daß ihrer Alle, Sieben an der Zahl, unter Einem Baume essen. Diesen hilft endlich der Kaiser zum Siege. Nachdem die andere Menschheit im Kampfe gefallen, sterben auch sie. Gleich den Zwergen harren also auch die Deutschen Helden des Tages, wo sie aufwachen, um den Ihrigen beyzustehen, zum Siege zu verhelfen. Und diese Gefahr stand ihnen nahe genug durch die nachrückenden Slaven. Nördlich wie südlich dem Bergrücken haben diese ihre zerstreuten

Sitze aufgeschlagen, heut zu Tage noch kenntlich an den fremden Klängen, womit ihre Namen das deutsche Ohr treffen. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, den die Deutschen mit den Slaven zu bestehen hatten und nicht ohne Grausamkeit soweit zu Ende führten, daß ihnen der Name der Slaven zum Sklavennamen ward. Zum zweytenmale mußten die Germanen sich den Boden erobern, welchen ihr nach dem Süden gerichteter Blick allmälig weniger zu schätzen angefangen hatte. Nun ist hier der Slave zum Deutschen geworden, auf deutschem Boden, aber in vielen kleinen Zügen jetzt noch kenntlich, und es ist wohl nicht Zufall, daß diese slavischen Ueberreste einen hochgebogenen Gürtel um die ganze Oberpfalz, von der Donau im Osten aufsteigend, im Westen wieder niederfallend ziehen.

Hier war auch einst das Paradies; Zeuge dessen sind die vier Flüsse, welche am Gebirge ihren Ursprung nehmen, Mayn, Eger, Naab und Saale. Bärnau.

Im Fichtelgebirge liegt auch eine Vala, eine Sibylla Weis, begraben. Sie wohnte an der Saale, bey Münchberg, im Walde, und als sie starb, verordnete sie, daß man ihre Leiche auf einen mit Kühen bespannten Wagen legen und die Kühe ohne Führer gehen lassen sollte, wohin sie wollten: da, wo sie stehen blieben, solle man sie begraben. Und es geschah so.

Sie sagte voraus: wenn alle Wege und Stege zu Wies und Feld gemacht sind, kommt die böse Zeit.

Einmal ging sie über einen Abgrund auf einem Stege von Wachholderholz gemacht: der brach und sie

fiel hinunter. Da fluchte sie dem Wachholderbaume, und seitdem kriecht er nur mehr als niederer Strauch am Boden dahin.

§. 2.

Der Ochsenkopf.

Viel besprochen im Munde des Volkes sind die Schätze, welche das Fichtelgebirg in sich verschließt, und was die Sage in geheimnißvollen Worten andeutet, bestätigen Ortsbenennungen, wie Goldkronach, Goldbrunnen, Silberbrunnen u. s. w. Jedem Bewohner ist der altüberkommene Satz gegenwärtig: „Wirft Mancher da einen Stein nach der Kuh, und ist der Stein mehr werth als die Kuh.“ Einige fuhren schon ein mit Wagen und Pferd; ein Geselle schlich ihnen nach; lange ging es da fort, bis ein Bach kam; leicht gingen die Fuhrleute hindurch, er aber konnte nicht hinüber, und kehrte daher zurück, um draussen zu warten; da sah er die Fuhrleute mit vollen Wagen hinausfahren. Es waren wohl Venetianer; denn ein Deutscher kann keine Schätze mehr finden, seit sie für ihn verbannt sind. Bärnau.

Nördlich und südlich vom Gebirge laufen die Goldadern aus. Eine solche trat bey Münchberg in der Dicke eines Blochs zu Tage, in der Goldgrube, welche noch heut zu Tage zu sehen ist. Ein altes Weib verwünschte sie in ihrer Bosheit auf so viele Jahre, als Körner in einen Metzen gehen; seitdem ist kein Gold

mehr zu finden. Denn was sonst die Alten wünschten, wurde wahr. — Wenn die Plössener in die Kirche nach Münchberg wollten, mußte ein Theil auf Umwegen über Poppenreut, ein anderer über Straß gehen. Da opferten sie zwey goldene Kelche in die Kirche, und seitdem dürfen sie gerade über den Berg hin gehen.

Hier sind es nun zwey Oertlichkeiten, welche in der Sage vorzügliche Berühmtheit erlangt haben, das Haupt des Gebirges, der Ochsenkopf, dann jene Gruben, welche südlich hin unter dem Namen der Hankerlsgruben bekannt sind. Auf dem Ochsenkopf befindet sich nach der Sage eine Kapelle, die Geisterkapelle, gerade unter dem Felsen, welcher der Kirche von Bischofsgrün gegenüber liegt, gefüllt mit unendlichen Schätzen an Gold und Edelsteinen. Am Johannestage, wenn der Pfarrer von Bischofsgrün das Evangelium von der Kanzel herabverkündet, öffnet sich die Kapelle, um mit Ende des Evangeliums sich wieder zu schliessen. Wehe dem, der dann die Frist übersieht: er wird zurückbehalten. Dagegen glücklich, der die kurze Zeit zu benützen wußte: er kehrt reichbeladen heim. — An diesem Tage wächst dort eine einzige Blume ihrer Art: sie ist der Schlüssel zum Oeffnen der Kapelle. Vor vielen hundert Jahren glückte es mehreren Landleuten der Gegend, sie zu finden und die Kapelle zu öffnen: sie konnten sich nicht sattsehen an den Herrlichkeiten drinnen; Altäre und Kanzel waren von Gold, die Säulen von Silber, mit Edelsteinen besetzt. — Einst regnete es an diesem Tage, und der Köhler wollte seine Kohlen retten und war in

den Wald geeilt, als die Glocken eben zusammenläuteten. Da sah er die Kapelle offen, trat ein, und der Glanz eines goldenen Altares trat ihm entgegen. Er lief nach Hause, um Leute zu holen, allein das Läuten nahm ein Ende und der Köhler vernahm nur mehr das Zusammenstürzen der Kapelle. Waltershof.

Auf diesem Berge ist auch ein verwunschenes Schloß mit vielen Schätzen versunken. Wenn am Johannestag der Pfarrer das Evangelium liest und auslegt, steht es dem offen, der den Weg weiß: das Gold hängt wie Eiszapfen herab. — Einer fand eine schöne Blume und trug sie heim; zu Hause ward sie zum Schlüssel; er dachte, es wäre der Schlüssel zum Schlosse, ging an den Berg, kam in die Burg und packte alle Taschen voll Gold und Silber, bis Einer rief: „Mache, daß du fortkommst, vergiß aber das Beste nicht!“ In Angst und Eile ließ er den Schlüssel stecken. Nächstes Jahr zur selben Zeit fand er wieder den Weg: er ging in die Burg und verspätete sich so, daß er ein Jahr lang eingeschlossen blieb. Doch dünkte es ihm gleich drey Tagen. Gefrees.

Im Ochsenkopfe befinden sich unterirdische Gemächer: in diesen hängt Gold und Silber herunter, wie Eiszapfen. Man hört auch zeitweise arbeiten drinnen, wie von Bergleuten. Am Johannestag um die zwölfte Stunde ist der Berg offen. Warmensteinach.

§. 3.

Die Hankerlgrube.

Sie befindet sich im Walde von Boitenthann, vielmehr bey Draybendorf, und führt unter einem Felsen fort. Am Charfreytage während des Passions findet man den Schlüssel dazu, welchen die Venetianer in den nahen Hankerlbrunnen geworfen haben. Grube und Brunnen sind benannt von den zwerghaften Hankerln, welche im Innern wohnen und früher unter die Leute gingen und ihnen Glück brachten, so sie gut waren.

Eine Mutter hatte in der Grube ihr Kind gelassen, als sie hinauseilte; es ward eingeschlossen; im nächsten Jahre zur selben Zeit saß das Kind heraussen: es war ihm bey den Hankerln gut gegangen.

Wieder Einer hatte auch am bestimmten Tage mit seinem Kinde die Höhle betreten; er nahm von den Schätzen, so viel er tragen konnte, leerte sie draussen auf den Boden hin und kehrte immer wieder nach neuen zurück. In seiner Habsucht gedachte er nicht der Kürze der Zeit, er schüttete eben wieder Gold vor die Höhle hin, da schloß sich die Thüre und das Kind blieb drinnen, bis es am nächsten Palmsonntage wieder zum Vorschein kam.

Einst erblickte ein Hirt am Rande des Hankerlbrunnens eine wunderschöne Blume; er brach sie ab und hatte dafür einen Schlüssel in der Hand, und vor ihm zeigte sich die Thüre zur Höhle. Er schloß sie auf, sah die Schätze und nahm davon zu sich. Beym Hin-

ausgehen rief ihm eine Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Doch verstand er nicht den Sinn der Worte; erst als beym Hinaustreten Höhle und Thüre verschwanden, wußte er, daß er den Schlüssel abzuziehen vergessen habe.

Zwey Mädchen gingen grasen und kamen an diese Stelle. Da fand die eine davon den Schlüssel und zugleich ward ihr auch die Grubenthüre sichtbar. Voll Freude rief sie der andern, aber damit war Alles verschwunden.

Ein Weib aus Münchberg ging in's Fichtelgebirge und kam zur Grube und fand sie voll Goldzacken. Sie brach gierig davon ab und ging hinaus, den Korb zu holen. Aber die Thüre fiel zu und der Schatz blieb damit verschlossen. Es war eben der Johannestag.

Kleine Buben fanden in der Gegend oft Nüsse und steckten sie ein: zu Hause waren sie Gold.

Weiter hinein im Fichtelgebirge, sechs Stunden von Voitenthann ist ein Felsen, hinter welchem auch Hankerln wohnen und ihre Schätze hüten. Am Fronleichnamstage während der Evangelien ist der Felsen weggerückt und der Gang liegt offen.

Einfache, gutartige Leute haben aber das Glück, auch an andern, als den bestimmten Tagen, den Eingang zur Höhle zu finden.

§. 4.

Felsen und Steine.

Die Oberpfalz birgt eine Mehrzahl von Steinen und Felsen, welche durch Gestalt, Lage und Benennung ausgezeichnet, demjenigen, der sich mit ihrer nähern Untersuchung befassen wollte, eine reiche Ausbeute in mehrfacher Beziehung versprechen. Die Namen selber, welche sie tragen, weisen auf ihre Bedeutsamkeit im Heidentume. Zweifelsohne dienten sie einst als Mittelpunkte heidnischen Götterdienstes, als Opferstätten, wo Menschenopfer fielen, zugleich aber auch als Gerichtsstätten. Zu diesem Zwecke sind die Sitze für Priester und Richter angebracht, die Mulden für den Leib der Opfer, die Grübchen und Rinnen für Sammeln und Ablassen des Blutes. — Daß solche Denkmäler noch gar zu wenig Beachtung finden, liegt im Geiste der Zeit: sie sind eben nicht Römisch. Auch die Schwärmer für das Keltentum in Bayern halten sich von diesen harten Steinen in bescheidener Entfernung; es ist bequemer, im Zimmer an der edeln deutschen Muttersprache herumzunergeln und sie auf der Sezirtafel so lange auseinander zu renken, bis sie in Laut-Atome zerfällt, welche sie mit gleichem Fuge für Chinesisch ausgeben könnten wie für Keltisch. — Ich will vorerst nur Einiges aus verschiedenen Theilen des Landes mittheilen.

1) Heiligenkammer, ein Mantelberg bey Unterzell mit einem hohlen Raume im Berge, der leicht acht

Rinder faßt. Er trägt davon den Namen, weil in ihm ein Heiligtum errichtet werden könnte, sagt man in der Gegend. Ich denke, er ist von der Thatsache benannt.

Schneiderhöhe, ein hoher Granitfels ebendort, mit hohlen Vertiefungen, in einem schönen Schwarzwalde, bey Unterzell, berüchtigt, weil es dort nicht geheuer. Unfern die Einöde: Kessel.

In der Nähe der Burgruine Lobenstein ist der Helfenstein, ein grosser Granitstein, worauf ein kleinerer ruht, und die steinerne Brück, Waizstube, Waizkammer, unterirdische hohle Räume im Steingesprenge, bis zur Hammühle sich erstreckend.

Der Mantelberg.

Der Segensberg mit den Trümmern der Burg Segensstein.

Bey Süssenbach ist der Sattelstein, ein grosser Felsen in Gestalt eines Sattels. Hier stand einst ein Schloß; es versank, als man frevelnd am Charfreytage darin tanzte. Ein gespenstisches Roß ohne Kopf soll auch die Wanderer irre führen.

In dem Drubenstein bey Kirchenrohrbach, im sogenannten Hoselberge, sieht man die Eindrücke von Händen mit den Fingern, dann von einem Gesichte mit Augen und Nase.

2) Unfern Redwitz ist der weisse Stein; da streiten sich noch jetzt Drey um einen Schimmel.

3) Bey Ebnat ist eine Gegend, Sackspfeife genannt, und in dem dortigen Walde ein Stein, welcher

den Namen Aentenfuß trägt. Hier ist es sehr unsicher, gespenstige Thiere, wie Pferde ohne Kopf, Pudel mit feurigem Rachen, Menschen ohne Kopf treiben sich herum; nur mit Angst betritt man die Stelle. Der Aentenfuß selber ist ein Granitblock, an der Strasse gelegen, von sonderbarer Gestalt, mit fremdartigen Zeichen, wie Kreuze, Dreyecke, Grübchen, Rinnen, Sternchen, überdeckt: die Andreaskreuze sollen „Sax" bedeuten. Vorne hat er einen Sitz, wie ein Kanapee, mit Buchstaben bezeichnet. Er ist uralt und ganz bemoost. Schon Viele haben sich hier das Leben genommen.

Eine halbe Stunde weit entfernt, in der Saulatsche, ist ein ähnlicher Stein, gleichfalls mit Zeichen versehen, Dudelsackstein genannt.

4) Unweit Voitenthann, auf breiter baumloser Fläche, zwischen zwey Weihern, ist der Himmelstein, ein Granitblock, walzenförmig, zum Theil in die Erde gesunken und etwa 20 Fuß hoch noch emporragend. Oben befindet sich in der Platte am Rande eine Mulde eingeschnitten, etwa 3 Fuß lang, in der Mitte ½ Fuß tief, von welcher ein Ausschnitt ausgeht, groß genug, daß ein Mensch darin liegen mag. In der Mulde haben einst die Riesen ihre Suppe gekocht, in dem Ausschnitte gleich in einem Bette geschlafen. Zur Platte führen grosse Felsenblöcke wie Stufen hinauf; hier versammeln sich die Hexen in der Walburginacht; hier geht auch ein schwarzer Pudel um.

In nordwestlicher Richtung davon, aber ganz nahe, liegen drey kleine Teiche, Himmelteiche, in südwest-

licher dagegen ein Granitfels, das alte Pferd genannt, auf einem Hügel. Der Stein ist wie ein Kinderpferd gestaltet, oben schmal, unten breit, mit einem Fußtritt zum Hinaufsteigen: sitzt man droben, in einer Mulde, wie bey einem zugerittenen Pferde, so dienen statt der Steigbügel wieder zwey eingehauene Fußtritte; doch ist es ohne Kopf. Unter ihm liegt der Riese begraben, der auf ihm saß.

Um das alte Pferd liegen noch mehrere formlose, zum Theil mit Aushöhlungen versehene Steine, darunter einer, „das junge Pferd" genannt, auf dem der Sohn des Riesen, der kleine Riese, ritt, unter dem er begraben ist.

5) In der Großbissendorfer Flur, bey Hohenfels, ist mitten in einem Acker ein grosses Felsenstück, welches von seiner Gestalt das steinerne Roß heißt. Die Sage meldet, daß ein geiziger Bauer nicht genug bekommen konnte, und daher Tag und Nacht arbeitete. Sein Weib aber hatte über sein stetes Ausbleiben grossen Verdruß, und stieß einmal, als er noch spät Abends mit seinem Pferde auf dem Acker arbeitete, den Fluch aus: „So wollte ich, daß sein Pferd zu Stein würde!" Der Wunsch war sogleich erfüllt. Betrübt kehrte der Bauer heim, kam aber auf andere Gedanken und legte seinen Geiz ab.

6) Westlich von Geroldsee bey Velburg befindet sich ein Berg, mit Holz bewachsen, der „Himmel" genannt, in welchen ein kesselförmiges Thal hinabgeht, die Hölle. Es wohnt eine einzige Familie darin, man sagt, sie

stamme von Zigeunern ab; ihr Aeusseres ist jedenfalls fremdartig, dunkelgefärbt, mit fetten, schwarzen, wolligen Haaren, dicken Nasen und Lippen. — „In der Höll" ist häufig Benennung von wilden Wald- und Felsengegenden in der Oberpfalz. — Eine Hölle findet sich auch am Hohenbogen, und das Himmelreich am nahen Keitersberge.

7) Nicht selten findet man Felsenblöcke, welche, meist einzeln stehend, noch Eindrücke bewahren, von Christus dem Herrn, aus der Zeit, da er noch auf der Erde wandelte, wie in einem Walde bey Höll an einsamer Stelle ein Stein, mit den Spuren von zwey Knien, weil Unser Herr hier gekniet und gebetet haben soll; ferner bey Röslau hinter Wunsiedel jener Stein, der die Merkmale eines Leibes und zweyer Füsse trägt, davon, daß Unser lieber Herr einmal da geruht hat, mit der Eigentümlichkeit, daß die Fußspur Jedem paßt, der sich hineinstellt, — oder, und das trifft sich am öftesten, vom Teufel, worüber in nachstehendem Paragraphen das Nähere.

8) Im Schwarzenberge, einem Bergwalde bey Stockenfels, ist der Judenstein, wo der ewige Jude umgehen soll.

9) Auffallend ist die Menge der Berge, welche den Namen „Schwarzenberg" führen: sie finden sich überall in der Oberpfalz, wie denn auch gar viele Wasser und Ortschaften mit „Schwarz" zusammengesetzt sind.

§. 5.

Teufelssteine.

1) Der Teufelsstein, Teufelszehe, gehört zu den Belemniten: er ist schwarzbraun, stinkt gerieben fürchterlich, und hilft, wenn Jemand verzaubert ist; er kömmt überall vor. Diese Teufelszehen dienen als Heilmittel: das Geschabsel davon, auf Wunden gelegt, heilt diese. Ensdorf.

2) Doch nicht von diesen soll hier die Rede seyn, sondern von jenen eigentümlichen Steinen, vielmehr Felsentrümmern, welche der Mund des Volkes mit dem Teufel in Verbindung bringt. So finden sich auf dem Sträßchen von Falkenstein nach Zell zwey Granitblöcke unter dem Namen Teufelssteine: durch den einen ist der Teufel mit der Pfarrerköchin gefahren, die er erwürgt hatte, auf dem andern hat er gerastet; noch sieht man die Spur der Falten ihres Gewandes, welches sich abdrückte.

3) Im Stadlernberge bey Schönsee ist in hartem Felsen ein feiner Frauenfuß und ein Gaisfuß eingedrückt. Davon meldet die Sage: In der Filialkirche zu Stadlern steht ein schönes Muttergottesbild, ursprünglich für die Kirche in Schönsee bestimmt. Die Schönseer kamen auch und nahmen es und stellten es in ihrer Pfarrkirche auf: aber so oft sie es holten, immer stand es wieder in der Kirche zu Stadlern. Als die Muttergottes das leztemal den Weg machte, schlief sie am Wege auf der Höhe unter einer Haselstaude ein;

der Teufel war aber verfolgend hinter ihr her und schon sehr nahe, als eine Menge Eidechsen Unserer Lieben Frau über Gesicht und Hand wegliefen und die hohe Frau weckten, die Gefahr in Acht zu nehmen. So flüchtete sie sich mit erneuter Kraft in ihre geliebte Kirche. Daher die beyden Fußspuren im Felsen, daher auch der Glaube, daß Eidechsen heilige Thiere, und unter der Haselstaude Niemand vom Blitze berührt wird.

4) Beym Dorfe Sewarn, unweit Neunburg, ist ein Stein, wo der Teufel, als er des Pfarrers Köchin geholt, gerastet haben soll; Zeichen seines Verweilens ist der eingedrückte Gaisfuß; er mußte hier ausruhen, um zum Besteigen der nahen zwey Berge neue Kraft zu haben.

5) Im Walde bey Leuchtenberg ist aus Felsen zu sehen des Teufels Butterfaß: auf einem grossen Stück Felsen liegt ein kleineres als Deckel, ein Drittes in Form eines Stieles, endlich dahinter ein Viertes, in Form eines Stuhles.

6) Ausser Tirschenreut, etwas gegen Westen, bey einer Mühle, liegt mitten im Felde ein sehr grosser Felsen von länglich runder Form, auf einer Seite leicht zu besteigen. Auf dem oben zugerundeten Theil befinden sich zwey glattgearbeitete Vertiefungen von gleicher Grösse, Spuren des teuflischen Ehepaares, als es hier ausruhte; es sind eigentliche, bequeme Sitze. Der Platz ist nicht geheuer, daher gefürchtet, ein Pudel mit feurigen [illegible]gen und gleicher Zunge geht hier um.

7) Auf dem Wege von Neustadt a. d. W. N. nach

Wilchenstein ist eine Felsenparthie; einer der Felsen hat die Gestalt eines Butterfasses, so groß wie ein Baum. Das Mölterl liegt daneben und hart daran der Stein, auf dem der Teufel saß, als er butterte; man sieht noch die Spuren des Sitzes und der beyden Füsse. Die Gegend dort heißt der Tost, weil das Bächlein, von dem der Markt Floß den Namen hat, dort über Felsen tosend stürzt. Ein heidnischer Priester brachte einst hier dem Teufel Opfer, um mit dessen Hilfe einen christlichen Glaubensboten zu tödten. — Damit steht auch die Wilde Jagd in Verbindung. Durch Bergnersreuth zog alle Wochen zweymal, am Irtag und Mittwoch, gleich nach dem Lichtaufzünden die Wilde Jagd, an der Spitze der Teufel, der immer „Hußdadah=dachdachdachdach" rief, hinter sich die Meute der bellenden Hunde, groß und klein durcheinander, bis in den Wald Daust; dort hatte der Teufel sein Butterfaß, und butterte jedesmal nach der Jagd aus; die bösen Buben vou Bergnersreuth entwendeten ihm aber einmal bey Tag den Rührstecken, den er im Butterfaß gelassen hatte, und legten ihn in einem Hause auf die Stange am Ofen, und ein zweytesmal verunreinigten sie ihm sogar dasselbe, worüber er so in Zorn gerieth, daß er diesem den Boden durchstieß und seitdem aus der Gegend fort ist, ohne daß man weiß, wohin. Der Stein erscheint hier offenbar als Opferstätte des Wodan.

Besonders das Naabgebiet weist diese St[illegible] auf; ein solcher steht an der Waldnaab im Waldrevier Reuth,

ein anderer auch bey Diepoldsried. Es sind wohl alte Opfersteine; eigentümlich erscheint aber, daß gerade Teufel und Hexe mit Buttern zu thun haben.

8) Der Teufel ging einmal die Wette ein, die Kirche des Dorfes Störnstein mit einem Wurfe zusammenzuwerfen. Schon hatte er den Stein gehoben und schwang ihn zum Wurfe, als es in der Kirche zur heiligen Wandlung läutete, und der Felsen der Hand des unmächtigen Teufels entsank. Er liegt noch dort und trägt die Spuren der Teufelskrallen.

Im dortigen Felsengesprenge ist auch ein Stein mit den Spuren von drey eingehauenen Sternen: diese sollen früher mit Gold eingelassen gewesen seyn, welches die Schweden herausnahmen. — Ein Felsenstück mit zwey eingehauenen Schüsseln befindet sich auch bey Neukirchen St. Christoph.

9) Wenn man von Neuenhammer zur Ziegelhütte hinaufgeht, befindet sich am Flüßchen, Zood genannt, ein grosser Stein, der Teufelsstein, rings von Wasser umflossen. Er ist etwa 12 Fuß lang, halb so breit und hoch, und oben auf der Fläche sieht man eine Pfanne, 1½ Fuß im Durchmesser, ausgehauen, nebst dem Hagl oder Stiel. Da bäckt der Teufel in den Raunächten seine Kücheln, und davon ist die Pfanne so schwarz. Man sieht in diesen Nächten das Feuer brennen auf dem Steine. — Ganz nahe beginnt wieder der Wald, und liegen noch viele Felsenblöcke.

10) Der Teufel war auf dem Wege nach dem Blocksberge in einer Walburgisnacht müde geworden;

so setzte er sich, um auszuruhen, auf das platte Dach des Kirchthurmes zu Vilseck, das eben unter ihm lag. Davon brach der alte morsche Thurm zusammen, und die Vilsecker mußten einen neuen bauen, den sie aber um so spitziger machten, als der erste stumpf war, damit der Teufel nicht wieder darauf rasten könne. So wurde der Vilsecker Thurm der spitzigste in der ganzen Oberpfalz. Das verdroß natürlich den Teufel; er nahm ein Felsenstück auf den Kopf und trug es gen Vilseck, um den Bau zu zertrümmern. Es war im Vilsecker Wald, wo er ein altes Weib, eine Schusterin und zugleich Vilseckerbötin, des Weges nach Hambach gehen sah. Diese frug er, „wie weit er noch nach Vilseck habe, er müsse dort den Thurm einwerfen.“ Da öffnete die Alte ihren Zegerer voll alter zusammengebettelter Schuhe und erwiederte ihm: „So weit, daß ich alle diese Schuhe schon zugegangen habe; ich komme gerade von dort her.“ „So weit kann ich den Stein nicht mehr tragen,“ rief der Teufel voll Zorn und warf das Felsenstück mit solcher Gewalt hin, daß die Splitter, zentnerschwer, heute noch im Walde zerstreut liegen. Der Hauptstein aber, so groß wie ein Bauernhaus, fiel mitten im Walde auf eine Anhöhe; er zeigt noch die Spuren des Trägers, die Bratzen und den Kopf, letztern so groß, wie ein grosses Wasserschäffel. Es ist der Teufelsstein. Ringsum tönt der Boden hohl; daher die Sage, daß hier eine Ortschaft untergegangen.

Zum Andenken, daß ein altes Weib den Teufel geprellt, errichtete man auf der Anhöhe ein hölzernes

Kreuz, wovon sie den Namen Kreuzberg trägt. Jetzt steht dort ein Kirchlein.

Nach einer andern Sage aus Gefrees hatte aber Einer mit dem Teufel einen Bund gemacht, und als die Zeit um war, diesen gebeten, er möchte ihm nur so viel Zeit noch lassen, bis er, der Teufel, einen Stein, den er ihm zeigte, gen Vilseck getragen hätte. Dem Teufel dünkte diese Arbeit ganz leicht, er nahm den Stein und trug ihn fort. Anderthalb Stunden vor Vilseck begegnet ihm eine Alte; die frägt er, wie weit er noch habe. Als aber die Antwort erfolgte: „noch drey bis vier Stunden," ward der Teufel zornig und warf den Stein mit den Worten hin: „Wenn nur der Teufel das Vilseck einmal holen thäte!"

11) Unter Breitenau am Böhmerwalde ist der Teufelstisch, ein kegelförmiger Felsen, oben mit einem Steine, platt wie ein Tisch, an den vier Seitenflächen mit Einschnitten; der Teufel hat ihn hierhergebracht, als er mit den Juden aus Deggendorf vertrieben wurde, und darauf Mittäg gemacht. Die Einschnitte sind die Spuren seiner Klauen.

§. 6.

Steinkreuze.

Durch die ganze Oberpfalz sind steinerne Kreuze zu finden, niedrig, mit sehr weiten Armen, in geringer Entfernung von einander in die Erde, zumeist an die Strassen, gesetzt. Zu welchem Zwecke sie errichtet sind,

läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Aus dem Namen: Bußkreuze, den sie auch führen, wie bey Velburg, glaubt man entnehmen zu sollen, daß sie von den Rittern zur Sühne begangener Verbrechen errichtet worden seyen. Dagegen streitet aber deren Menge, welche ein sehr ungünstiges Zeugniß für die Zeiten der Ritter ablegen würde, noch mehr das enge Beysammenstehen derselben. Man hat daher auch gemeynt, sie hätten zur Zeit der Reformation dazu gedient, die Gränzen der verschiedenen Konfessionen, der katholischen und protestantischen Pfarreyen, zu bezeichnen. Wäre aber dieses der Fall, so würde die Erinnerung daran sich wohl erhalten haben. Wollte man die Richtung, in der sie ziehen, verfolgen, wäre ein Schluß leichter zu machen. Zwischen Amberg und der Haselmühle steht ein solches Kreuz. Darüber geht eine Sage, welche die erstere Meynung bestärkt. Zwey Ritter kamen auf einem Turniere in Streit, ohne ihn schlichten zu können. Bald trafen sie wieder zusammen; der eine fiel tödtlich getroffen. Da hob ihm der Sieger das Visir und frug um seinen Namen, und erfuhr zu seinem Unglück, daß es sein Bruder sey, den er seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen. Er ließ ihn auf dieser Stelle begraben: das errichtete Steinkreuz erhält das Gedächtniß der That.

Grosse plumpe Steinkreuze finden sich auch auf der Strasse von Neustadt nach Floß, Denksteine für hier erschlagene Ritter; dann bey Waldthurn, ferner zwischen Tiefenbach und Waldmünchen, von Münchszell nach Maybrunn u. s. w.

Solche Kreuze wurden auch als fromme Gedenksäulen für erhaltene Gnaden von Oben errichtet. So bey Bärnau am Wege nach Böhmen von einem Schmide, der von seinem eigenen Gespann überfahren, Rettung fand. Als Zeichen trägt das Kreuz vorne das Hufeisen.

In die Stadtmauer selbst ist ein mannshohes steinernes Kreuz eingemauert, zum Wahrzeichen, daß der Baumeister als des Betruges schuldig zum Tode verurtheilt und unter die Mauer begraben wurde.

§. 7.

Hussitensteine.

Nach der Sage stellten die Hussiten längs des ganzen Weges, den sie von Böhmen herausmachten, Steine auf, die heut zu Tage noch stehen und Hussitensteine heissen. Sie sind 1½ Fuß hoch, 1 Fuß breit, vorne flach, oben abgerundet, hinten halbrund, alle gleichmässig mit drey verschlungenen, oben offenen Achtern bezeichnet. Dieselben Zeichen machten sie an die Bäume; daran sollten die Nachziehenden erkennen, welchen Weg sie gemacht, sie selber wieder die Richtung nach Hause finden. Ebnat, Hambach, Hirschau.

Es wäre empfehlenswerth, die Spuren derselben zu verfolgen.

§. 8.

H ö h l e n.

An Höhlen, so merkwürdig in ihren Benennungen, wie unbeachtet, ist die Oberpfalz überreich; man sollte meynen, alle Berge wären hohl. Dieses gilt insbesondere von der westlichen Seite, wo die Berge von Velburg an bis über Sulzbach und Hirschau hinaus buchstäblich unterminirt sind. Hier gäbe es eine unbekannte unterirdische Welt zu entdecken. Sinn für solche Entdeckungsreisen in der eigenen Heimat ist äusserst spärlich zu finden, und wo er vorläge, fehlen Mittel und Zeit.

Vor Allem ist es die Gegend um Velburg und Lutzmannstein, welche bemerkenswerthe Höhlen aufweist, dann jene westlich von Sulzbach. Um Velburg führen sie den bedeutungsvollen Namen Holl-Löcher, von Hulda oder Freyja, welche darin ihren Dienst hatte. Dabey fällt auf, daß diese Höhlen, welche augenscheinlich zum Dienste der Götter, wohl auch in der ältesten Zeit zu Wohnungen benützt wurden, den Eingang hoch im Felsen haben, so daß man nur mit Leitern oder Seilen hineingelangen kann. Sie ziehen sich weit fort im Innern und haben wohl auch ihre unbekannten Ausgänge auf der entgegengesetzten Seite, wenn man nicht lieber annehmen will, daß sie nach oben zu Tage mündeten, um dem Lichte Eingang zu verschaffen und Neugier abzuhalten.

Was die Höhlen bey Sulzbach betrifft, so befindet sich die erste in dem S t o r n s t e i n oder Sternstein —

altn. stôr = groß — unweit Sulzbach, innen ganz ausgehöhlt — daneben das Osterloch, — nordwestlich davon, vor den Meinshöfen und östlich vom Osterberg ein zweytes Osterloch, eine vierte in gerader Linie südlich hinter Ilschwang im Hainsburger Walde; hiezu kommt das Windloch bey Matzenhof, und ober diesem, bey Klausen, das Winterloch. Auf mehreren der Felsen, welche diese Höhlen enthalten, befinden sich Plattensteine, auf andern Steinen gleich einer Opferplatte aufliegend. Heidnischer Götterdienst muß in dieser Gegend geblüht haben: Zeuge dessen ist der Götterhain bey Amberg, Götzendorf zwischen Kastel und Ilschwang, Siebeneichen und der Mallersbühelwald, und daß das Land schon in den ältesten Zeiten bewohnt gewesen, dafür sprechen die Gräber, die man dort entdeckt, die übergrossen Gebeine, welche sie enthalten. In seiner Schrift über Sulzbachs Urgeschichte hat schon im Jahre 1789 Schleis von Löwenfeld darauf hingewiesen, daß diese Gegend in der Heidenzeit für die Verehrung der Götter, insbesondere für den Sonnendienst, von hoher Wichtigkeit gewesen seyn müsse.

Die Grafen von Sulzbach, Kastel und Ammerthal gehören zu den ältesten Namen im Lande.

Auf die Höhlen bey Velburg, welche ich in Augenschein genommen, will ich später noch des Näheren eingehen und damit in Verbindung bringen, was deren Wichtigkeit in der Sage erhöht.

In einer Waldung, Loppenboh genannt, zwischen Batzhausen und Mittenstall, befindet sich eine Unzahl

grosser Löcher, etwa zehn Fuß im Durchmesser, mannstief, unten gerundet, in einer Ausdehnung von nahe einer Stunde in dem ebenen Grunde; der Teufel soll darin gerastet haben.

§. 9.

Raunlöcher.

So reich die Gegend im Westen an Höhlen, so merkwürdig ist sie auch durch die sogenannten Raunlöcher.

Diese sollen nach des Volkes Meynung dem Blitze ihr Entstehen verdanken, der in den wasserarmen Boden einschlägt und ein kleines Loch hinterläßt. Dieses bildet sich immer fort, indem das Erdreich sich ablöst und versickert, so daß am Ende ein ungeheurer Trichter sich bildet, in welchem Kirchen Raum genug hätten. Der Boden ist dort ganz locker, und Regen- und Schneewasser kann sich leicht Abzüge graben. Durch diese Trichter fließt also das Wasser ab in das Innere der Erde, und ohne sie würden die Thäler zu Seen. Oft ließ man mit dem Wasser Häckerling hinunter: er kam in einer Entfernung von zwey bis drey Stunden mit Quellen zum Vorscheine. Einmal wurden die Halme aus dem Felde hinweg von Krumpenwün bis Abertshausen unter der Erde fortgeführt.

Diese Löcher finden sich auf dem ganzen Berglande von Hohenfels und Lauterhofen auf der sogenannten „Dürre;“ dann auch gegen die Vils hin. So befindet

sich zu Balkering bey Ensdorf ein Raunloch auf einer Wiese, durch welches das wilde Wasser vom Regen abfließt: der Vater des Erzählers schüttete eine Kürm voll Halme hinein, und diese kamen, eine halbe Stunde weg, unten am Berge aus einer Quelle zum Vorschein.

Sie tragen auch den Namen „Schauerlöcher“ da, wo Schauer für Gewitter gilt. Das Wort Raunloch ist gebildet wie Raun-Nacht, wo Raun = heilig, geheimnißvoll; sie verdanken ja ihr Entstehen dem Blitze, der Alles heiligt, was er trifft.

§. 10.

Schätze.

Die edlen Metalle, besonders die gemünzten, welche sich bereits im Verkehre der Menschen befanden, aber durch Zufall oder mit Absicht demselben entzogen und unter die Erde gerathen sind, so daß der Mensch kein Wissen mehr darum hat, können nicht ruhen und wollen wieder in den Besitz der Menschen gelangen. Ein solcher Schatz senkt sich neun Klafter tief und steigt dann alle sieben Jahre einen Fuß hoch zur Oberfläche empor. Wenn oben angekommen, gibt er von seinem Daseyn durch ein über der Stelle schwebendes bläuliches Lichtchen Zeugniß. Dann heißt es: der Schatz blüht — und ist reif zum Heben. Wird er nicht oder unrecht gehoben, so sinkt er wieder. Neuenhammer.

Diese Lichtchen sieht man gewöhnlich auf offenem Felde, in Kellern, aus hohlen Bäumen brennen. —

Aber nicht bloß hierin, sondern auf vielerley Weise gibt sich der Schätz dem menschlichen Auge kund, häufig als glühende Kohlen, oft aber auch in ganz unscheinbarer Gestalt. — So gingen Kinder aus Velburg in's Aehrenlesen: eines derselben kam auf Eyerschalen, stieß daran und verspürte einen gewissen Schmerz im Fusse. Zu Hause angekommen, hatte es ein Goldstück unter dem Nagel der grossen Zehe. — Wenn man am Wege bey Sonnenschein auf schöne gelbe Erbsen, Arbes, stößt, sind sie lauter Gold: der Schatz sümmert, sommert sich da ab. Velburg. — Eine aus Tiefenbach ging in die Schwämme und fand auf einem freyen Platze eine Menge Maueracherln und zugleich einen neuen Thaler. Sie grub ihn heraus und warf dabey einige Morcheln um. Als sie wieder an diese Stelle kam, lagen so viele neue Thaler da, als sie früher Morcheln umgestossen hatte. Die andern waren verschwunden. — Ein Student hatte in einer Burgruine die schönsten blauen Zwetschen, noch bethaut, auf dem Boden gefunden; sie verwandelten sich in seiner Tasche in Thaler. Neukirchen B. — Eine von Eslarn ging am Weihnachtstage, eine Kürm auf dem Rücken, durch den Wald nach Hause. Da bemerkte sie einen Haufen Moos auf dem Schnee, ging hin, stürte herum und fand ein grosses Hummelnest. Sie nahm es in ihre Kürm, um es ihren Kindern heimzutragen; da nahte sich ihr ein kleines Männchen, grün gekleidet, und frug sie, was sie hier thue, und ließ sich das Nest im Korbe zeigen. Sogleich fing er an, Alles heraus-

zuräumen; mit dem Schlage zwölf verschwand es. Da fürchtete sich das Weib und machte, daß sie heimkam. Im Korbe lag ein neues Silberstück. Der Zwerg hatte ihr einen Hummel darin gelassen, als ihn der Schlag der Glocke überraschte.

Wer einen Schatz findet, muß sogleich das Kreuz darüber machen, oder ein Stück seiner Kleidung, einen Rosenkranz oder Brosamen darauf werfen, damit er sich nicht mehr wegziehen könne. Es ist die Handlung des Besitzergreifens. Von dem Augenblicke an, wo er ihn findet, darf er nicht umschauen und nicht reden, bis er ihn gehoben hat; sonst greift er in einen Haufen Koth, oder der Schatz verschwindet ohne alle Spur. Auch thut man gut, ehe man hebt oder gräbt, den rechten Schuh auszuziehen und hinzustellen. — Den gehobenen Schatz muß man Jahr und Tag bewahren, ohne ihn anzurühren, sonst wird man krank. Gefrees. Beym Heben des Schatzes hat der Mensch vielerley Prüfungen auszustehen: es zeigt sich als Hüter ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen und glühender Zunge, der ihn schreckt, daß er sich nicht hinzugehen traut, oder es entsteht solcher Lärm, als wenn Alles zusammenbrechen wollte, damit er in Furcht enteile; oder er hört Stimmen, welche ihn warnen, bedrohen, abrufen. Auch hier hört man den Ruf, wie bey der Kindbetterin: „Kafts koiñ Bandla?“ — So entleerte der Student, welcher die Zwetschen fand, seine Taschen auf den Ruf einer Stimme: „Lasse sie liegen, wirf sie weg!“ bis auf zwey Stücke, die er ohne Absicht behalten hatte. — Eine

Frau von Ebnat sah im Winter auf dem Wege ein Säckchen Roßzwiebel oder Roßkäfer, die einen schon heraussen, die andern drinnen sich emsig rührend, und doch war es zugebunden; sie stieß mit dem Fusse daran. Da ward ein Wind, der ihr das Gesicht benahm. Als sie den Rückweg vorbeykam, kamen Reiter und Männer mit schrecklichem Lärmen daher, es ward Nacht um sie; voll Angst und Schrecken verließ sie den Platz. — Wieder dort fanden Mehrere nach einander steinkohlenartige Stänglein, glühend und klingend, ganz schön aufgekastelt; die einen vertrieb die Furcht, die andern stinkender Wind. — Ein Weib aus Fronau fand am Wege glänzende Schwämmchen; sie gedachte, selbe zu pflücken, würde aber durch sonderbares Peitschen und Knallen vertrieben. — Eine Dirn bey Tiefenbach sollte Mist breiten und fand einen Misthaufen, der war nicht, wie die andern, drauf einen neuen Kronenthaler, den nahm sie und eilte heim, vom Funde zu erzählen. Wie sie mit den andern wieder hinauskam, war Haufen und Geld verschwunden. — Wie bey den Mahlzeiten der Hexen die Speisen zu Koth werden, wandelt sich hier Mist in Gold und umgekehrt. Tiefe Moral liegt in diesen Anschauungen. — Bey Besprechung der Burgen wird des Weiteren von den Schätzen die Rede seyn.

II. Erdriesen.

§. 11.

Bergriesen.

1) Die Riesen sollen vor der Kreuzigung Christi in der ganzen Welt geherrscht haben. Waldmünchen. Riesen waren die ersten Menschen. Lixentöfering.

Zur Zeit als die Erde neugeschaffen und noch weich war, machten die Riesen, wenn sie darauf herumgingen, mit ihren Fußtritten die Thäler und Berge der Erde; so groß und schwer waren sie.

Das Himmelsgewölbe war einst ohne Sterne: nur Sonne und Mond leuchteten. Da warfen die Riesen mit Kugeln nach der Sonnenscheibe und durchlöcherten den Himmel. Aus diesen Löchern, den Sternen, sieht nun das Licht des innern Himmels.

Ein Riese wurde mit dem Alter faul und ging nicht mehr gerne zu Fuß. Da stieg er auf den Grad der Berge, als eben der Mond aufging, und setzte sich wie ein Reiter auf den Mond und ritt mit ihm bis dahin, wo die Sonne untergeht. Der Riese aber war so schwer, daß nach jedem Ritte die Mondscheibe wie ein Sattel eingedrückt war und etliche Zeit brauchte, um wieder rund und voll zu werden. Der Mond gerieth in grosse Furcht vor dem Riesen, dem er als Roß dienen sollte und ließ sich oft längere Zeit gar nicht sehen. Daher das Auf- und Abnehmen des Mondes,

das Neulicht und der Vollmond. Noch jetzt sieht man die Striemen und Narben am Bauche des Mondes, welche der böse Riese ihm geritten. Neuenhammer.

2) Die Riesinen haben ihr schönes Haar mit Roßgerippen gekämmt. — Eine schöne Riesin, die einen himmelhohen Stuhl hatte, strählte ihr blondes Seidenhaar mit der Sichel des Mondes: die Stäubchen, welche vom Haare fielen, flimmerten in der Luft: es sind die Sternschneutzen.

Eine Riesin hatte so schöne Augen, blau von Farbe, daß Meer und Himmel darüber in Streit kamen: von diesem Streite kommen die Stürme. Ebendort.

3) Riesen wohnten aller Orten in der Oberpfalz, und häufig sieht man noch die Spuren ihrer riesigen Thätigkeit, ihrer Kraft. Ihre Wohnstätten, alte Burgen, nun meist in Trümmern, trifft man vorzüglich längs des Böhmerwaldes von Bärnau an bis hinunter zur Donau, dann westlich hin am Fichtelgebirge und von dessen Ausläufern hinab über Velburg zur Laaber, aber auch im Innern des Landes, wie um Amberg. Das Volk beharrt fest auf seiner Meynung, daß Riesen im Lande gehaust hätten. Auffallend ist, daß die Sage von den Riesen vorzugsweise in den gebirgigen Strichen geht, und gerade da, wo die Zwerge noch vor Kurzem wohnten. — Die Riesen um Frauenstein sollen vorzüglich von Raub gelebt haben: diese hatten überdieß die Sitte, sich grosse starke Knechte gegen ein Stück Land und ein hölzernes Häuschen mit plattem Schindeldache, wie sie dort jetzt noch üblich, in Dienst zu nehmen.

In der Nähe von Wingmais hielt sich vor Zeiten ein Riese auf. Der hat den Bodenwöhrer-Weiher ausgegraben. Der Schubkarren, der ihm hiebey diente, war so groß wie ein Bauernwagen.

Ausserhalb Oberviechtach ist die Egidienkirche, aus Quadern gebaut; sie heißt noch der Hof und ist ein Riesenbau. Auch der nun weggebrochene Pfarrhof war ein ungewöhnlich starker Bau. Die ungeheuren Quader des Kirchleins erregen die Verwunderung der Fremden. Riesenweiber waren es, welche sie zum Baue in ihren Schürzen herbeytrugen.

In Aschach bey Amberg haben sich zwey Riesen einen hohen runden Thurm gebaut, Riesenthurm genannt; sie wurden sehr alt und liegen in den Riesengräbern begraben.

Um Treffelstein haben sonst die Riesen auf den Bergen gewohnt, und die Menschen mit den Worten auf den Zeigefinger gestellt: „Ach die kleinen Erdwürmer, wie müssen sie sich plagen, um ihr Maul fortzubringen!“ Es war dieses eine Riesin, welche in keinem Hause Platz hatte, sondern in einer Höhle wohnte, am sogenannten Kirchengarten, wo ehedem eine Kirche stand. Die Höhle ist aussen groß genug, um hineinzuschliefen, und wirft man Steine hinein, so rollen sie mit grossem Gehalle lange dahin.

Als die Kirche zu Fronau gebaut wurde, trug ein Riese die Steine, viele Zentner schwer, auf der blossen Hand herbey, und als der Bau vollendet war, gedachten die Riesen eine zweyte Kirche zu bauen, waren aber

unschlüssig über die Wahl des Platzes. Da that der Kräftigste von ihnen seine Stockhaue, Pickel und Schaufel zusammen und warf sie gen Aufgang der Sonne mit solcher Gewalt, daß die Werkzeuge eine gute halbe Stunde weit flogen. An der Stelle, wo sie zur Erde fielen, bauten sie eine zweyte Kirche, siedelten sich um dieselbe an und gründeten so das heutige Dorf Friedensried; daher stammen die Riesenknochen, die man in jener Gegend so häufig findet.

In dem uralten, nach der Sage noch aus der Römerzeit stammenden und gleich einem Kastelle gebauten Beinhause zu Perschen bey Naabburg werden ebenfalls Riesenknochen aufbewahrt.

Auch im Schlosse am Haus haben Riesen gewohnt. Dort ist ein Brunnen, zehn Fuß in der Weite, den mußten ihnen die Menschen mitbauen helfen. Da traf es sich öfter, daß diese in ihrer Ungeschicklichkeit Steine hinabfallen liessen, worauf die Riesen nur ein Gschi, gschi! hinaufriefen, vermeynend, es wären scharrende Hennen.

Als die Kirchhöfe zu Winklarn und Tiefenbach vor die Ortschaft hinausverlegt wurden, stieß man auf Riesenleiber. Nach der Mittheilung eines Augenzeugen war an einem solchen das Schienbein eine volle Spanne länger, als bey einem gewöhnlichen Manne, der Schädel viel grösser als beym heutigen Schlage, keine Kugel, sondern ein plattgedrücktes Viereck, mehr lang als breit, bildend, die Stirne vorhängend, die Nasenwurzel eingedrückt, die Zähne sehr breit und weiß, oben etwas

schief vorstehend, die unteren nach Innen sehr abgenützt, so daß das Kinn bedeutend hervortreten mußte.

Nach der Sage aus Waldmünchen guckte einst ein Riesenfräulein zum Fenster hinaus und sah unten im Thale ein kleines Ding ackern. Sie rief ihren Vater und frug ihn, was dieses sey? Der aber sagte: „Das sind unsere Nachfolger, die werden uns vertreiben.“ „Nein, die will ich vertreiben,“ rief die Riesenjungfrau voll Zorn, ging hinaus, faßte den Bauer mit seinem Gespanne und erdrückte Alles in ihrer Schürze.

Aehnliches geht von dem Hohenbogen, wo auch Riesen gewohnt haben. Die Riesin brachte in der Schürze ihrem Manne den Bauer mit dem Gespanne und die Bäuerin, voll Freude, so schöne Käferchen gefangen zu haben, mußte sie aber sogleich wieder auf den Acker zurücktragen.

Der rauhe Kulm in der Oberpfalz ist ein vollkommener Kegel, aus Basalt und Sandstein, etwa 1800 Fuß hoch, unten mit üppigem Walde bewachsen, auf dem kahlen Scheitel von den Trümmern einer im Schwedenkriege zerstörten Burg gekrönt. Oestlich davon erhebt sich ein kleinerer, zur Weide benützter Basaltberg, der Kühkübel genannt, und südlich noch ein kleiner Kegel, der kleine Kulm genannt.

Ursprünglich war der rauhe Kulm von einem Riesengeschlechte bewohnt. An einem schönen Abende ging nun ein Riesenfräulein den Berg hinunter, um sich die Gegend zu beschauen, und fand auf der Fläche

einen Bauer mit seinen Ochsen pflügen. Sie hatte noch nie Menschen gesehen, und war also freudig erstaunt, so kleine Dinger zu finden, welche sich immer bewegten, ohne gerade viel vom Platze zu kommen. Während sie so ihre Neugier befriedigte, brach die Nacht herein: sie sollte zum Vater heim. Ohne viel Besinnen raffte sie ein gut Stück des Ackerlandes in ihre Schürze, legte ganz sachte das vom leisen Fingerdrucke schon ohnmächtige Bäuerlein mit Gespann und Pflug darauf und eilte, ihr neues Spielzeug auf die Burg zu bringen und dem Vater zu zeigen. In der Eile aber löste sich des Schurzes Band, die Last mochte doch etwas zu groß seyn, und Erde, Bauer, Pflug und Ochsen fielen zu Boden. Die Erde ließ nun das Riesenkind liegen und sie liegt noch heute da, wo sie der Schürze entfiel; es ist der Kühkübel. Bauer, Ochsen und Pflug aber nahm sie wieder auf, trug sie hinauf und stellte sie dem Vater auf den Tisch. Doch dieser belehrte sein Kind in ernsten Worten, wie der Bauer auch M e n s c h s e y g l e i c h i h n e n, nur kleiner, und wie diese Menschenkinder das Feld bebauten und Nahrung schafften, o h n e w e l c h e s i e a u f d e r R i e s e n b u r g b e y a l l i h r e r G r ö s s e u n d S t ä r k e v e r h u n g e r n m ü ß t e n. Zugleich ertheilte er dem betroffenen Kinde den Auftrag, den Bauer und seine Thiere gleichwohl für diese Nacht zu beherbergen und gastlich zu verpflegen, des folgenden Tages aber unfehlbar an den nämlichen Ort zurückzutragen, wo sie ihn genommen.

Etliche Stunden östlich von Bärnau in Böhmen,

haben die Riesen ein Schloß gebaut, Frauenberg genannt. Es waren ihrer zwölf Paare, und die Weiber trugen die Steine in ihren Schürzen auf den Berg. Als es vollendet war, feyerten sie in der Hütte, welche sie seither bewohnten, das letzte Fest. Einer der Riesen aber war so klug und reichte den Anderen im Weine einen Schlaftrunk und zündete die Hütte an, und verbrannte diese mit sammt den eilf Riesen und ihren Weibern. So war das Schloß ihm und seinem Weibe. Dieser Riesenstamm hat sich lange gehalten. Sie trieben dabey das Handwerk des Raubens und plünderten die Kaufleute, welche auf der Heerstrasse von Hamburg über Nürnberg nach Böhmen hineinzogen. Denn die Strasse ging unweit der Burg. Jetzt ist sie Wald, wie denn Böhmen nach Aussage des Holzfräuleins schon neunmal Wald und eben so oft Feld und Wiese gewesen ist.

Der letzte Riese aber hat die Tochter eines Fürsten geraubt und den Kriegsleuten — im Schwedenkriege etwa — die Lebensmittel weggenommen. So ging er und seine Burg im Sturme unter.

4) Auch die Mundart zeigt auf alte Riesenbenennungen. Das Altnordische thurs = Riese, mhd. turse, ist im Namen des Städtchens Türschenreut, urkundlich tursinriut erhalten; so auch in Schimpfwörtern, jedoch in entstellter Form, durch Versetzung oder Erweiterung der Laute. Drausch gilt für starkes grobes Weibets, mit dem Nebenbegriffe des Ungeschlachten, Duschl für ein solches mit dem des

Ungeschickten, daneben Dransch für eine derbe, plumpe Dirn.

Altnordisches tröll, schwedisch troll, erhält sich in Droll und Drolln, jenes auf Männer, dieses auf Weiber im Sinne von Draúsch angewendet.

Das niederdeutsche lubbe, lübbe = plumper Riese, tritt im Worte Löypl, Lüppl, für fauler, dummer Kerl auf, der jedoch immer noch „a gouda Löypl" bleibt. In Burg und Ort Luppurg suche ich Riesenburg.

Auf Riesinen führen die Schimpfnamen Gurrn = gefrässig, gierig, neidisch, altn.: gurri — und Gaúggn = groß und ungeschlacht, altn.: gŷgr, zurück. Auch werde ich nicht irren, wenn ich dem Norwegischen Namen einer Riesin djurre, das oberpfälz. Dayar = Thier, Schimpfwort für eine grosse, ungelenke Dirn, zur Seite stelle.

Endlich das Angelsächsische ent = Riese, hat eine Spur noch im vergrössernden enziõn = riesengroß, z. B. ein Enziõn-Mõn = riesengrosser Mann, und in enterisch = ungeheuer, geisterhaft, wie: ein enterischer Mann, eine enterische Gegend.

5) Nachstehend gebe ich drey Märchen von Riesen: doch lebt die Erinnerung an diese gewaltigen Wesen weniger in dem Märchen, als in der Sage, die an Burgen und Felsen haftet, weßhalb unten noch Mehreres über sie folgen wird.

§. 12.

Der grosse Hans.

Ein Bauer hatte zwey Söhne. Als er den letzten erhielt, sagte er zum Weibe: „Laß ihn sieben Jahre saugen, den Hans!“ Es geschah so, und als die Zeit um war, sendete der Vater den Hans aus, in den Wald, einen Baum auszureissen und heimzubringen. Der Bube ging hinaus und brachte einen Baum heim: der war dem Bauer aber zu klein und die Mutter mußte ihn daher noch sieben Jahre an der Brust haben. Nach dieser Zeit sandte er den Hans wieder aus und der starke Bube brachte einen Sägbaum und der war recht. Da sagte der Bauer zum Weibe: „Jetzt mußt du ihn herabthun.“

Darauf spannt er seine zwey Söhne an den Pflug zum Ackern. Der Hans aber zog immer vor, weil er stark war, und stieß endlich voll Ungeduld seinen Bruder ganz hinweg, weil dieser immer hinten blieb; lieber zog er allein am Pfluge. Zur selben Zeit fuhr ein reicher Herr des Weges: der sieht den Hans und fragt sogleich den Bauer, ob der Bube ihm nicht feil wäre. Der Bauer aber wußte nicht, was er dafür bekäme. So bot ihm der Herr seine zwey Rosse vom Wagen und einen Sack voll Geld. Der Bauer war zufrieden, wenn es auch dem Hans recht wäre. Dem Hans war es recht, und der Herr spannt ihn sogleich vor den Wagen. Dann frägt er ihn, wie er heisse, Hans oder Hansl. Der Hans aber sagte drauf, „es sey gleich,

er höre überall.“ Wieder frägt der Herr, „ob er laufen könne.“ Der Hans erwiederte: „ein wenig,“ und der Herr befiehlt ihm: „so lauf!“ Da lauft der Hans und lauft immer stärker. Der Herr aber kriegt Angst und ruft ihm zu: „Hansl, stad!“ Der Hansl geht aber immer geschwinder und hört nicht auf seinen Herrn, der ihn zurückhalten will, weil sonst Alles hin wäre, und bald fliegt ein Rad, dann das andere, dann der Kasten, und der Hans geht nur mehr vor den zwey Rädern, zuletzt an der Deichsel allein. So mußte der Herr ihm nachlaufen, der Hans aber war lange zur Stelle, als er ankam. Die Frau ging ihrem Manne jammernd entgegen, und zankte, daß er wieder einmal einen feinen Knecht eingestellt habe.

Auf Morgen befahl der Herr dem Hans, mit zwey Rossen in's Holz zu fahren. Aber alle Knechte waren am Morgen schon aus, nur der Hans blieb liegen und wollte auch nicht aufstehen, bis man ihm einen Höhlhafen voll Knödeln brachte. Die verzehrte er, den letzten wie den ersten, und fuhr dann aus. Auf dem Wege sieht er die anderen Knechte schon heimwärts ziehen mit den holzbeladenen Wägen. Da kam er in einen Hohlweg und das war ihm recht: denn er verrichtete seine Nothdurft ungesehen, aber so stark, daß die Knechte, als sie hinkamen, stecken blieben. Hans fährt nun ein, holt die Klafter Holz, und zieht wieder heimwärts. Im Hohlwege aber können seine Rosse nicht durch, so arg er auch antreibt. Voll Zorn schlägt er den einen Gaul nieder, und weil der zweyte jetzt noch weniger den Wagen

hinüberbringen kann, auch diesen und wirft das Aas auf den Wagen hinauf und zieht nun selber. Es waren aber Wölfe in der Gegend zu Hause und einer kam herangesprungen, um das Aas herabzureissen. Doch Hans schlägt den Wolf tod und wirft auch ihn auf den Wagen und bringt den Wagen allein heim. Da zankte die Frau noch mehr wie gestern mit dem Manne über den dummen Knecht, und ruhte nicht eher, als bis er versprach, den Hans fortzuthun.

Der aber sagte zum Hans: „Weißt was, Hans, ich gehe in's Wirthshaus zum Wein; wenn es Abend wird, kommst du und leuchtest mir mit der grossen Laterne heim." Als es nun gegen die Nacht zuging, zündete der Hans den Stadel an. Das Feuer gab grossen Schein und der Herr kam in Angst gelaufen. Weidlich wurde Hans ausgescholten über diesen neuen Streich: der aber entgegnete ruhig, er habe den Befehl des Herrn getreulich vollzogen; die Scheuer sey ja die grosse Laterne gewesen und hätte dem Herrn recht gut geleuchtet, weil er so schnell habe laufen können. — Nun wollte die Frau gar Nichts mehr von Hans wissen. Am Hause war ein tiefer Brunnen, der, lange nicht gebraucht, ohne Wasser stand. Diesen sollte Hans reinigen und während er unten wäre, könnte man ihn tod werfen. Hans stieg wirklich in den Brunnen, wie es der Herr befahl. Die oben geblieben waren, warfen ihm grosse Steine nach; aber der Hans rief herauf: „Da müssen Hennen oben seyn, die scharren und kratzen Sand herunter." Nun warfen sie einen grossen Mühlstein hinab: der fiel gerade

so, daß er dem Hans als Halskrause diente. Dieser machte seine Arbeit fertig und stieg unverletzt herauf.

Nun dieses nicht verhalf, sendeten sie ihn auf eine Mühle, wo es Niemanden litt; dort sollte er mahlen. Als es Mitternacht schlug, klopfte es. „Herein!" ruft Hans. Da kommen ihrer zwölf, Einer um den Anderen, und setzen sich an den Tisch und fangen zu karten an. Hans geht hin und schaut zu, und sieht, wie sie sich im Spiele betrügen; nicht faul nimmt er einen von ihnen bey der Mitte und trägt ihn in die Mühle hinunter und nimmt das obere Zeug herab und schleift dem Geiste den halben Hintern zu. So trägt er ihn wieder hinauf und setzt ihn wieder hin. Wie das die anderen sahen, liefen sie Alle fort, der mit dem halben Hintern hintendrein. Am Morgen aber bringt der Hans sein Mehl richtig heim.

In Verzweiflung, daß sie seiner nicht loskommen können, schicken sie ihn zur Hölle: er solle dort ein Achtel Geld, das die Teufel schuldig wären, holen. Der Hans geht zur Hölle und verlangt für seinen Herrn das Geld. Die Teufel aber weigerten sich dessen, und stritten sich lange herum, bis der mit dem halben Hintern herangelaufen kam und den Anderen abbot: mit diesem sey nichts zu machen. So ging Hans mit dem Gelde heim. Ein pfenziger Teufel aber konnte es nicht verwinden, daß der Hans mit dem Gelde fortging, und lief ihm nach, und hielt ihn auf dem Wege an und sagte: „Hier habe ich einen Sack voll Geld; wollen wir wetten; wer auf meinem Höllhorn am stärksten blasen

kann, dem soll Alles, was dein und mein ist, gehören." Dem Hans war dieß recht. Da blies der Teufel in das Höllhorn, daß die ganze Welt erzitterte. „Tropf du!" sagte Hans, „kannst du's nicht besser? Gib her das Hörnl, aber laß mich's erst mit einer Wied roitteln, daß es nicht zerreißt, wenn ich blase." Da ward dem Teufel bange. „Halt!" schrie er, „das gilt nicht, ohne Horn dürft' ich ja gar nicht mehr in die Hölle hinein!" Er lief mit dem Horn davon und ließ dem Hansen das Geld.

Der Hans trägt nun das Geld heim zur Frau; die aber schickt ihn fort zu seinem Vater mit sammt dem Gelde, damit er nur ging. — Und so war der grosse Hans wieder zu Hause. Oberbernried.

§. 13.

Der Hirt und die Riesen.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der war groß und stark, schickte sich aber nicht recht zu Pflug und Wagen. Da brachte er ihn zu einem Schmid in die Lehre, da könne er das harte Eisen schlagen. Der Junge schlug aber gleich das erstemal so gewaltig auf den Ambos, daß das Horn wegflog. „Weißt was," sagte der Meister, „du schlägst mir gar ein wenig zu grob drein; für dich wüßte ich einen anderen Platz, droben auf dem Berge beym Grafen, der braucht starke Leute wider die Riesen, welche seine Heerden plagen. Hai, da hast du ein altes Schwert, dort kannst du es brauchen."

Der Bube ging auf's Schloß und ließ sich dingen als Viehhirt, und trieb sogleich aus auf einen Berg. Als er es sich kaum versah, stand ein Riese da, und wollte auf Vieh und Hirten einhauen. Der Hirt aber rannte auf ihn zu, und schlug ihm mit seinem rostigen Schwerte beyde Hände ab. Da heulte der Riese wie ein Wetterhorn, fiel dem Hirten zu Füssen, und flehte: „Dein Knecht will ich seyn, dein Vieh will ich hüten, stets will ich dir helfen, wenn du mir meine Hände wieder ganz machst.“ „Daß du aber auch Wort hältst,“ sagte der Hirt! „Ein Riese lügt nie,“ erwiederte dieser, und der Hirt schlug rückwärts mit seinem Schwerte, und der Riese hatte seine Hände wieder.

Der Hirt trieb heim und wieder aus und kam in ein Thal weit hinein. Kaum war er da, so lief das Vieh zusammen und brüllte, und ein Riese, grösser als der gestrige, lief hinterher. Der Hirt lachte sich in die Faust und richtete sein Schwert her. „Was willst du hier,“ brüllte der Riese, „in meinem Gehege!“ „Du trauriger Wicht,“ entgegnete der Hirt, „mach', daß du weiter kommst, sonst ergeht es dir, wie gestern deinem Gesellen!“ Da wollte der Riese auf den Hirten los, der aber zuckte sein Schwert, und schlug dem Riesen die Arme weg, wie Nichts. Der sang dasselbe Lied, wie der gestrige, und erhielt seine Arme.

Der Hirt trieb heim und wieder aus, und kam in eine andere Gegend, in einen tiefen, finsteren Wald. Schon meynte er, heute ohne Strauß durchzukommen. Aber plötzlich kam ein Riese, so groß wie ein Tannen-

baum: der trappte daher und hätte das Vieh zertreten wie Flöhe. „Lümmel," schrie ihm der Hirt zu, „reiß aus oder ich lasse dich auf den Knieen tanzen!" Da beugte der Riese sein Haupt und sah herunter und brummte: „Gibt es da auch Frösche? wart, die fresse ich erst gerne." „Halt!" schrie auch der Hirt, „ich will dir eine Brühe dazu richten," und schlug mit seinem Schwerte darein wie ein Holzhauer, und fällte den Riesen, daß er ohne Beine lag. Der Riese bat jetzt um schön Wetter und ward, wie die Anderen, mit dem Hirten gut Freund.

Der Hirt trieb heim, und schon wartete seiner, gnädigen Blickes, der Graf. „Mir scheint es," sprach er, „du kannst mehr als schwarzes Brod essen; so wie du, hat mir noch Keiner die Heerde heimgebracht. Ich will dir was sagen. Unser Land verwüstet ein Lindwurm mit neun Köpfen; er will nicht eher ablassen von seinem Gräuel, als bis ihm der König seine Tochter zur Speise gibt. Wer den Drachen erlegt, erhält von ihm Reich und Tochter zum Lohne."

Der Hirt nahm also Abschied vom Grafen und ging zum Riesen mit der Hand, und sagte ihm, er solle einstweilen für ihn seine Heerde hüten, vorerst aber eine Rüstung und ein weisses Roß bringen. Der Riese gehorchte und der Hirt ritt von dannen. Da kam er zu einem Gerüste, das war errichtet, um die Prinzessin darauf zu stellen, wenn der Drache käme, sie zu holen. Dieser kam auch in Dampf und Rauch wie ein Backofen heran, und der Hirt sprang auf das Gerüste, und

war kaum oben, als das Unthier schon nach ihm schnappte. Doch mit einem Streiche schlug er diesem drey Köpfe ab, und schnitt sich die drey Zungen aus dem Rachen und steckte sie zu sich. Der Drache entwich heulend und der Hirt stieg auf sein Roß und sprengte davon in solcher Eile, daß die Rüstung barst und der Gaul erlag.

Des anderen Tages ging der Hirt zum zweyten Riesen und verlangte den Dienst und eine andere Rüstung und ein braunes Roß — und wieder trabte er auf den Kampfplatz. Der Drache kam, der Hirt harrte schon seiner und schlug ihm drey andere Köpfe ab und steckte die Zungen zu sich: rechtshin entwich der Drache, links der Hirt so spornstreichs, daß die Rüstung barst und der Gaul tod niederfiel.

Am nächsten Morgen ging der Hirt zum dritten Riesen und verlangte den Dienst, und erhielt eine goldene Rüstung und einen Rappen. So ritt er davon auf den Kampfplatz; doch ließ der Drache heute den ganzen Tag auf sich warten; erst Abends schoß er, wüthend von Schmerz, heran, und bäumte sich und schlug das Gerüste in Trümmer. Zu gleicher Zeit mit den Balken flogen aber auch die letzten drey Köpfe von seinem Rumpfe und der Hirt nahm die Zungen und ritt heim. Ein Hoflackey aber kam, und nahm die neun Köpfe mit sich.

Der Hirt hütete nun wieder seine Heerde: es war Ruhe im Lande. Auf der Strasse aber wurde es lebendig. Ein Zug Ritter um den anderen, in vollem

Schmucke, zog heran, er wußte nicht warum. Und als er heimwärts trieb, kommt auch sein Graf des Weges mit stattlichem Gefolge und rief ihm zu: „Wärst du weniger dumm und faul, als du stark bist, könntest du jetzt mein Gebieter seyn!" Der Hirt verstand den Sinn der Worte nicht, und lief zu seinen Riesen, sie zu fragen. Diese sagten ihm, daß die Königstochter, welche er vom Drachen befreyt hatte, dieser Tage Hochzeit halte. Er soll nur auch hingehen, sie würden getreulich der Heerden warten.

„Der Teufel mag die Heerden hüten," rief der Hirt. „Auf! und rüstet mich und euch: wenn sonst zu Nichts, zu Musikanten kann man uns dort wohl noch brauchen. Die Riesen gingen nun zu Fuß neben ihm her, denn kein Roß ist stark genug, auch nur ein Riesenkind zu tragen. Der Hirt aber saß im schönen Wammes und Zeug auf einem hohen Rappen und fort ging es zur Königsburg. Der Einlaß hielt aber gar schwer, denn der Bräutigam, ein Herr von Hof, hatte befohlen, nur Vertrauten und Herren, nicht aber Unbekannten und Abenteuerern, die Thore zu öffnen. — Im Burgsaale aber saß der König auf seinem Throne, zur Seite die Prinzessin, ringsum die Herren und Vasallen ohne Zahl. Da öffneten sich die Flügelthüren und neun Pagen trugen auf neun goldenen Schüsseln die neun Häupter des erschlagenen Drachen, und der Herold blies in die Trompete und rief aus: „Wer das Schwert gegen den Drachen gezückt, trete vor, und empfange des Königs Dank mit der Hand der Prinzessin!" Geschmückt wie ein Prinz

trat ein Hoflackey hervor aus der Menge und kniete sich nieder vor dem Throne und sprach gebeugten Hauptes: „Mein ist der Lohn, denn mein sind die neun Drachenköpfe," — und der König führte ihm seine Tochter zu und ließ ihm huldigen.

Aber schon krachte das Burgthor, von den drey Riesen zerbrochen, Treppen und Gänge zitterten unter ihren Füssen, es flogen die Thüren des Saales auf, und herein trat der Hirt, hinter sich die Riesen, und frug, wer der sey, der ihm die Drachenköpfe gestohlen. Der Lackey trat vor. Da höhnte ihn der Hirt und sprach: „Wohl habe ich die Köpfe weggeworfen gleich tauben Nüssen; hier sind die Zungen, seht zu, ob sie den Köpfen passen!" Und es fand sich so und der Hirt wurde der Gemahl der Prinzessin und der Herr des Landes; der freche Lackey aber von vier Pferden zerrissen. Neuenhammer.

§. 14.

Der Schneider und die Riesen.

Es war einmal ein Schneider, klein von Gestalt, der auf der Welt in der Fremde herumwanderte. Wie er eines Tages so dahin ging, kam er in einen Wald und in diesem zu einer Quelle, neben welcher er ein rothseidenes Band fand, auf dem die Worte standen: „Sieben auf einen Schlag, wer macht es mir nach." Der Schneider hob es auf und band es sich um den Leib.

Da er schon lange weiter gewandert war, kam ihm plötzlich ein Riese entgegen, der ihn hart anfuhr und ihm fürchterlich drohte. Der Schneider aber gedachte seines Bandes und der Worte, die darauf standen, und machte sich nicht viel aus den Drohungen des Riesen. So zankend und streitend kamen sie zu einem Kirschenbaum, der voll reifer Kirschen hing. Da sagte der Riese höhnisch: „Halt, ich will dir die Aeste des Baumes herabbiegen, damit du von den Kirschen essen kannst. Laß es dir noch schmecken, denn wenn du gegessen hast, will ich dich umbringen.“

Der Riese bog also den Baum hernieder, und der Schneider hielt sich fest an dem Gipfel desselben, um bequem die üppigen Kirschen verspeisen zu können. Aber zu gleicher Zeit ließ der Riese den Baum wieder los und der gute Schneider ward hoch in die Luft hinaufgeschleudert. Er hatte es dem Bande zu danken, daß er unversehrt auf der anderen Seite wieder zur Erde kam. Da bekam der Schneider Muth, der Riese aber gerieth in Erstaunen und ließ den kleinen Mann von nun an neben sich herziehen.

Wie der Schneider nun so hinter dem Riesen einherging, lief ihm ein Spatz unter den Füssen herum; er bückte sich, ergriff den Vogel und trug ihn, ohne daß der Riese es sah, fortan in der Hand.

Auf diese Weise waren sie eine bedeutende Strecke gegangen, da hob der Riese einen Stein auf und sagte zu seinem Gefährten: „Nun wollen wir in die Wette werfen, und sehen, wer weiter wirft.“ Und er warf

und der Stein flog so weit, daß ihn die Augen des Schneiders gerade noch ersehen konnten.

Da bückte sich auch der Schneider, als wolle er einen Stein aufheben, ließ aber den Vogel fliegen: dieser flog so weit, daß der Riese gar nicht bemerken konnte, wo der Stein zur Erde fiel.

Nun bekam der Riese schon eine bessere Meynung von seinem kleinen Reisegefährten, und bot ihm an, ihn in seine Höhle zu nehmen, wo ihrer zwölf beysammen wären: er selber aber sey König.

Wieder gingen sie einige Zeit des Weges, da lag ein Käslaibchen auf der Straße, welches der Schneider gleichfalls aufhob und in der Hand behielt. Bald darauf hob der Riese einen Stein auf und drückte ihn in seiner gewaltigen Faust so fest, daß Wasser heraustrat. Der Schneider bückte sich nun auch, that, als nähme er einen Stein von der Erde auf und drückte dann das Käselaibchen, das er in der Hand trug, so fest, daß Milch herausdrang. Neckisch frug er den Riesen, ob er es auch so könne. Dieser war nun voll Erstaunen über die Kraft des Zwerges, wie er meynte.

So kamen sie in die Höhle, und der Riese erzählte seinen Genossen, was der Erdwurm bisher alles gethan habe. Sie hiessen ihn daher willkommen und behielten ihn bey sich, ohne ihm etwas Leides zu thun. Sie gingen oft auf Raub aus; manchmal nahmen sie ihn auf ihre Streifereyen mit, meistens aber mußte er zurückbleiben, wo sie ihn dann einsperrten. Alle Abende aber mit dem Schlage sechs Uhr verfielen sie in Schlaf, aus

welchem sie nicht zu wecken waren, bis sie nicht volle zwölf Stunden geschlafen hatten. So hatte er zwar zu leben, aber auch viele Langweile. Als daher einmal die Riesen wieder ausgezogen waren, besah er sich die Höhle recht genau, ob denn kein Entkommen möglich wäre. Da entdeckte er eine Thüre, welche in einen langen dunklen Gang führte. Er ging hinein und mehrere Stunden in grosser Finsterniß fort, bis endlich Helle ihn umfloß und er sich wieder oben auf freyer Erde sah.

Vor seinen Augen lag eine Stadt; er ging also auf sie zu. Unterdessen waren die Riesen nach Hause gekommen; sie fanden den kleinen Mann zwar nicht, bekümmerten sich aber auch nicht viel um sein Verschwinden: denn sie dachten, der Erdwurm werde sich irgendwo verkrochen haben, und schon wieder zum Vorschein kommen, wenn ihn hungere.

Dieser aber war in die Stadt getreten, wo er Alles in Bestürzung und Trauer fand. Alle Fenster waren mit schwarzen Tüchern verhangen. Er erkundigte sich daher, was die Ursache solcher Trauer wäre, und erfuhr, daß Riesen in der Nähe wohnten, welche die Stadt immer in Angst und Schrecken hielten; und daß sieben Drachen in einer nahen Höhle hausten, welchen sie jeden Tag einen Menschen opfern müßten, — und endlich sey eine Schlange nicht weit auf einem Baume, welche alle Menschen verzehre, die unglücklicher Weise in ihr Bereich kämen. Niemand aber wäre zu finden, welcher die Stadt von diesen Ungeheuern befreyen wollte.

Nun sey das Loos auf die Königstochter gefallen,

daß sie des übermorgigen Tages den Drachen geopfert werden solle. Der König habe zwar verkünden lassen, daß, wer diese Ungeheuer erlegen würde, die Königstochter zur Ehe und später das Königreich als Erbe haben sollte; aber Niemand finde sich, der ein so gefährliches Unternehmen wagen wollte.

Da meynte der Schneider, er wäre nicht abgeneigt, das Wagestück zu unternehmen: man möge ihn nur zum Könige führen. So wurde er denn zum Könige geführt und dieser versprach ihm auf's neue seine Tochter und sein Reich als Lohn, wenn ihm die That gelingen würde.

Der Schneider ließ sich nun ein Schwert geben, welches er leicht handhaben konnte, und legte den Harnisch zur Seite, womit man ihn bekleiden wollte. Denn das Zeug war sehr schwer und hinderte ihn am Gehen. Darauf ging er der Riesenhöhle zu, welche er eben verlassen hatte. Da er auch die Zeit wußte, wann die Riesen in ihren festen Schlaf versenkt wären, so betrat er nach sechs Uhr die Höhle und schlug ihnen Allen den Kopf ab: die Augen und die Zungen schnitt er ihnen heraus und brachte sie als Wahrzeichen dem Könige, welcher grosse Freude darüber hatte.

Des anderen Tages ließ der Schneider ein grosses Faß machen, aussen voll eiserner Spitzen, nahm sein Schwert, und kroch in das Faß. Dieses Faß ließ er dann unter den Baum bringen, welcher der Schlange als Wohnung diente. Wie die Schlange den Geruch von Menschenfleisch in die Nase bekam, stürzte sie vom

Baume herab, und zu dem Fasse hin, in welchem der Schneider ein Loch gelassen hatte. Die Schlange bog eben ihren Rachen über diese Oeffnung. Da nahm der Schneider die Gelegenheit wahr und stieß ihr das Schwert bis in den Hals hinein, daß sie sich in Schmerz und Wuth um das Faß in vielen Ringen herumwand, sich aber an jedem eisernen Zacken spießte und bald tod war. Da stieg der Held aus dem Fasse, schlug der Schlange den Kopf ab und brachte ihn dem Könige als Siegeszeichen, welcher heute eine viel grössere Freude hatte als gestern.

Nun waren die Drachen noch übrig zu erlegen — wohl die schwerste und gefährlichste Arbeit. Der Schneider ließ sich nun einen eisernen Wagen machen, der bis auf eine kleine Oeffnung ganz verschlossen war. In diesen stieg er am dritten Tage, und ließ sich zur Höhle der Drachen fahren. Kaum war er dort angekommen, so fuhr einer der Drachen heraus, zerfleischte die beyden Rosse vor dem Wagen und stürzte den Wagen um. Da indessen der Kopf des Drachen in die Nähe der Oeffnung gekommen war, so stieß ihm der Schneider sein Schwert bis an das Heft hinein und tödtete so das Unthier. Da sah er auf sein rothes Band, welches er um den Leib hatte, und siehe, die Worte waren verschwunden, statt deren aber stand geschrieben: „Gehe nur in die Höhle hinein, die übrigen sechs Drachen können dir nichts mehr anhaben, weil du den ersten davon erschlagen hast." Er stieg daher aus dem Wagen und trat in die Höhle und tödtete die sechs Drachen, welche

sich wirklich nicht bewegen konnten. Die Köpfe aber brachte er dem Könige, welcher ihm nicht Dank genug zu beweisen wußte und ihm noch an selbigem Abende die Königstochter zur Ehe gab, wobey es gar herrlich und fröhlich herging, weil jeder Einwohner an der Freude über die Rettung aus Noth und Gefahr den innigsten Antheil nahm.

Da nun der Schneider Beylager mit der Königstochter hielt und eingeschlafen war, träumte ihm von seinem Handwerk, von Nadel, Scheere, Bügeleisen, und da er laut träumte, hörte die Prinzessin, welche wach war, Alles, und gerieth in grosse Besorgniß, es möge ihr Gatte doch wohl nicht mehr als ein Schneider seyn. Kaum war es Morgen, so ging sie zu dem Könige und klagte diesem ihren Argwohn, und erklärte ihm, nie und nimmer die Schande ertragen zu können, als Königstochter die Frau eines Schneiders zu seyn.

Der König aber tröstete sie und sagte, er wolle ihn zum Feldherrn machen und gegen die Feinde schicken und ihn an die äusserste Spitze stellen, damit er gleich im Anfange zu Grunde gehe. Sein Wort aber, das er ihm gegeben, und wodurch er sein Eidam geworden, könne er nicht zurücknehmen, mithin auch die Ehe nicht lösen.

Der Schneider wurde inne, daß ihn die Königstochter hasse und den Grund warum. Wie er daher wieder zu Bette ging, stellte er sich, als träume er wieder, und diesesmal von lauter Schlachten und Siegen.

Da wurde die Königstochter noch trauriger und ging

am Morgen wieder zum Könige und meldete ihm, was ihr Gatte heute Nacht geträumt habe. Worüber aber ihr das Herz brechen wollte, das erfüllte das Herz des Königs mit Freude.

Er ertheilte noch am nämlichen Tage dem Eidam den Befehl, das Heer gegen den Feind zu führen, ließ ihm aber doch, seiner Tochter zu Gefallen, die schlechteste Rüstung und das schlechteste Pferd geben; zugleich befahl er ihm, stets an der Spitze des Heeres zu bleiben.

Der Schneider aber machte sich nicht viel daraus, sondern band sein rothes Band um den Leib, und wie er es betrachtete, las er die Worte: „Du wirst Sieger seyn!“

Er zog also getrost aus. Da sein Pferd aber sehr matt ging, so blieb er häufig zurück, und so auch in dem Augenblicke, wo die Feinde, lauter Heiden, an der Seite herankamen. Eben strauchelte das Pferd und riß im Fallen ein Kreuz um, welches an dem Wege stand. Das Kreuz aber fiel auf den Schneider, welcher es faßte, und weil es nicht schwer war, in der Hand behielt. So ging es gegen den Feind. Dieser aber wurde kaum des Kreuzes ansichtig, welches der Schneider an der Spitze des Heeres trug, als sie in wilder Flucht umkehrten und dem Schneider den vollständigsten Sieg überliessen. Sie hatten nämlich vermeynt, daß der Gott der Christen mit diesen streite, und gegen einen Gott könnten Menschen nicht kämpfen.

So wurden die Feinde geschlagen und ihnen ein grosser Theil ihres Landes abgenommen. Der Schneider

aber kehrte wohlbehalten, an Ehren reich, zurück, und wurde auch von dem Könige mit allen Ehren, von der Königstochter aber mit Liebe empfangen; denn diese hatte nun ihren Gatten achten gelernt.

Von da an lebten sie noch lange und glücklich. Tiefenbach.

Dieses Schneidermärlein geht aller Orten, natürlich mit vielerley Abweichungen, wovon an einem anderen Orte.

III. Erdzwerge.

§. 15.

Im Allgemeinen.

Unter Erdzwergen sind jene geisterhaften kleinen Wesen verstanden, welche theils einzeln, theils Familienweise, oft auch in Völkergemeinschaft unter oder auf der Erde leben und bis in die jüngere Zeit herab mit den Menschen in gesellschaftlichen Verkehr traten.

Wenn auch unter dem gemeinsamen Namen der Zwerge zusammengefaßt, theilen sie sich doch in verschiedenartige Gruppen und tragen in diesen ihre besonderen Namen. Diesen Gruppen sind wieder ihre eigenen Landstriche zum Aufenthalte angewiesen. So hausen am unteren Böhmerwalde in den Bergen die Razen, und machen sich durch ihre Liebe zur Haus- und Feldwirthschaft bemerklich, während in dessen oberen Strichen, mehr in das Waldgebirge zurückgezogen, die

Fankerln und Hankerln als unterdrückte Ureinwohner des Landes mit hervortretenden mythischen Zügen sich kennzeichnen. Der Reichtum des dortigen Berglandes an Erzen macht sie zu Schmiden und Bergleuten. Unter dem allgemeinen Namen der Zwargl oder Zwergl gleichen sie sich an der Vils und Laaber der ersten Gruppe an, und neben ihnen erscheinen da noch die einsamen Wald- und Wiesenzwerge. Endlich unterscheiden sie sich, wie in Namen, Wohnort und Beschäftigung auch in der Farbe ihrer Tracht, welche grau, roth und grün ist, und dadurch die Eigentümlichkeit des Ackermannes, Feuerarbeiters und Hirten kundgibt.

Noch muß ich kurz auf die Namen dieser Gruppen zurückkehren.

Das Wort Zwerg lautet oberpfälzisch Zwargl und gilt nicht bloß als allgemeine Benennung, sondern erhält sich auch neben den einzelnen Gruppennamen, welche allgemach zurücktreten; vorherrschend ist es an Vils und Laaber. — Hier erscheint auch ein Ausdruck, der sich zum Worte Zwargl halten liesse, nämlich wargeln, twargeln, für das andauernde heftige Weinen der Kinder. „Das Kind wargld, wai wenns in Messa stack!" — Um Neuenhammer heißt quarrn: schwer sprechen, zu reden anheben und nichts herausbringen. Dieses kommt dem sächsischen Worte Querx für Zwerg nahe. Die Zwerge wären demnach die Schreyenden, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, und somit auch die Stummen: wie denn der zu ihnen zählende Wechselbalg sich vor anderen Menschenkindern durch

Schreyen und dadurch, daß er es nicht zum Sprechen bringt, auszeichnet. — Im Allgemeinen ist auch ihre Stimme grob: statt zu reden, rölpsen sie.

Hankerl stimmt zu Hank, lendenlahmes Pferd; Hankel ist ein grosser, ungeschlachter, schlotteriger Mensch. Neuenhammer. Ein langer magerer Mensch heißt bey Fronau: dürra Hankerling. Im gemeinen Englisch bedeutet hunker: a great lazy fellow. Schmeller führt ein fränkisches Hankelein für Füllen an. — Ob man das oberpfälzische hayna, gothisch hiunan? für: weinen, mit weinerlicher Stimme sprechen, recht wehmütig und leidend thun, herbeyziehen kann? es wäre damit ein Seitenstück zu dem schwer sprechenden Querr gefunden; hayna sagt man auch vom Walde, wenn ihn der Wind säuselnd durchzieht. Am leichtesten erscheint freylich die Deutung von hinken, da sie auch im Gange etwas Auszeichnendes haben.

Die Räzen (mit weichem z), Schrazen, Strazeln erklären sich aus dem althochdeutschen scrat = haarig, was zu ihrer rauhen Kleidung paßt. Uebrigens könnte man auch das Schwedische: skratta = lachen, anführen, wie sich denn die Zwerge auch durch ihr Lachen auszeichnen, womit wieder die Stimme in das Bereich der Deutung käme.

Endlich Fankerl, wohl nicht Nebenform zu Hankerl, bedeutet nicht bloß Zwerg, sondern auch den neckischen Teufel, junges Teufelchen. Kleine Leute, besonders Kinder, mit schelmischen Augen, recht hurtig und lebhaft, heissen Fankerl. Im Nordischen ist fan = Teufel.

Im Oberpfälzischen findet sich das Wort Feuerfank, ein Schmetterling, Feuerfalter. Zieht man noch Feuerfax = feuerroth, ursprünglich rothhaarig, hieher, so sind die Fankerln die Rothen, was den feuerarbeitenden Zwergen mit ihren rothen Röckchen vollkommen entspricht.

§. 16.

Razen.

1) In den südlichen Theilen der Oberpfalz, nach Ost und West hin, gelten die Zwerge als kleine Leute, welche in dem Innern der Berge hausen gleich den Menschen auf der Erde, und zu diesen öfter herauskommen, um ihnen bey der Arbeit zu helfen, wofür sie mit den Speiseresten sich begnügen, welche man auf dem Tische oder in den Geschirren gerne, oder weil es so bedungen ist, stehen läßt. Sie haben weniger mythischen als menschlichen Charakter, sind körperliche Wesen, ohne an den Raum gebunden zu seyn, und leben und pflanzen sich fort wie Menschen. Nach dem Buch Noe erlaubte Gott diesem und seinem Weibe rückwärts Steine zu werfen: daraus wurden diese Zwerge, Männlein und Weiblein, — und der Herr befahl ihnen, den Menschen zu dienen. Amberg.

2) Im Südosten, am Böhmerwalde, heissen sie Razen, Razeln, Schrazen, Schrazeln, Strazeln, selbst Strafeln, Schrafeln, im Westen tragen sie keinen besonderen Namen und heissen glattweg Zwerge. Doch kommt bey Velburg ein Razenberg

vor. Ihr Erscheinen war sonst sehr häufig: es werden gar viele Orte benannt, wo sie zu den Menschen kamen, ihnen zu dienen, und die vielen unterirdischen Gänge, ihre Arbeit, die man jetzt noch sieht, geben von ihrem Daseyn Zeugniß. Doch bleiben sie nur bey guten Leuten und bringen durch ihre Anwesenheit dem Hause Glück.

Indessen dürfen die Menschen ihnen dafür nicht danken, besonders nicht mit Geschenken, es wären denn Speisen, die man für sie übrig läßt. Sie weinen dann und klagen und ziehen mit den Worten ab: „Wehe, wir haben unseren Lohn empfangen, wir dürfen nicht mehr kommen." Sie glauben in ihrer grossen Empfindlichkeit damit bezahlt worden zu seyn für ihre Arbeit und den Abschied erhalten zu haben. Doch kommen auch öfter Fälle vor, wo sie um Lohn arbeiten.

Ihre Arbeit verrichten sie bey Nacht, wenn Alles schläft, denn sie wollen sich nicht sehen lassen, selten bey Tag.

3) Wenn sie im Hause gearbeitet haben, geht es an's Essen; was in den Geschirren, die sie scheuern, übrig blieb, gehört ihnen. Haben sie sich satt gegessen, so geht es in den Backofen zum Tanzen und Dreschen; zehn Paare können in einem Backofen dreschen. Ebendort.

Wenn kleine Menschen zusammen heiraten, geht jetzt noch das Sprichwort: „Diese bringen auch Strazeln zur Welt, deren zwölf in einem Backofen dreschen." Fronau.

4) An manchen Orten erscheinen sie nackt, in der Grösse zweyjähriger Kinder — Waldmünchen — meistens aber ärmlich gekleidet; von Farbe sind sie grau, aber man kann nicht unterscheiden, ob von Natur aus oder ob sie graue Kleidung anhaben. Tiefenbach. Sonst sind sie nicht plump gebildet, sondern ganz fein und nett gestaltet, wie ein Mensch, aber ohne Haare. Tiefenbach. Umgekehrt gelten sie als kleine nackte haarige, aber menschenähnliche Dinger im nahen Waldmünchen.

§. 17.

Sagen.

1) Ein Razelloch ist zu Dörfling in der Kirche, an der Stiege, welche zur Bahre führt: der unterirdische Gang zieht sich bis Eibengrub, etwa 150 Schritt lang fort.

2) Bey einem Bäcker zu Neunburg v. W. unweit der alten Burg stellten sich die Razen zum Arbeiten ein: sie machten über Nacht das Brod zurecht, und der Mann hatte am Morgen nichts zu thun, als es in den Ofen zu schieben. Dafür erhielten sie als Lohn jedesmal drey Bröckchen Brod und drey Pfennige, womit sie zufrieden waren.

3) Wieder war bey einem Bauer in Wutzelsdorf ein Strazel; es mußte für seine Dienste gerade das rechte Maß und die rechte Güte der Kost haben; nicht zu viel, noch zu wenig, weder zu gut noch zu schlecht durfte die Speise seyn, die ihm der Bauer hinsetzte.

Fuhr dieser zur Stadt, war das Strazel auch mit, und hatte er dabey einen Handel, so gelang er immer. Es soll noch die Thüre vorhanden seyn, durch welche es das letztemal ging, als es für immer verschwand.

4) Der Siebenberg, Saymberg, etwa 1½ Stunden von Rötz entfernt, ist seit undenklichen Zeiten Aufenthaltsort der Strazeln. Ganz öde und ohne Ruine, aber durch Geister und Sagen gleich dem Untersberge verrufen, ist er fast ganz ausgehöhlt von den Schrazen, welche hier ihren Sammelplatz hatten; die Gänge, die ihn durchziehen, tragen noch die Spuren von den kleinen Leuten, welche hin und wieder gingen: an den Stellen, wo sie mit den Ellenbogen anstreiften, ist die Wand ganz glatt. Wo diese Gänge zu Tage gehen, sind sie etwa 3 Fuß hoch, 2 Fuß breit, oben halbrund.

Aus diesem Berge führt ein langer, unterirdischer Gang bis in den Keller eines Wirthes in Heinrichskirchen: er soll von den Strazeln gebaut seyn. Da dieser Keller auch zur Aufbewahrung von Eßwaaren diente, bemerkten die Wirthsleute gar oft einen Abgang daran und liessen daher die Dienstboten nicht mehr allein hinunter gehen. Gleichwohl fehlte ungeachtet dieser Vorsicht nach wie vor Manches an den Vorräthen, weßhalb sich der Wirth einmal Nachts hinter einem Fasse versteckte. Da sah er gegen den Morgen hin die Strazeln in grosser Menge aus der Oeffnung, durch welche das zusammengesessene Wasser ablaufen sollte, herauskommen, und weil sie von ihm ungestört blieben, auf die Speisen zugehen und heißhungerig davon verzehren;

als sie satt waren, nahm jeder noch mit, so viel er eben tragen konnte. Das war dem guten Wirthe denn doch zu unbescheiden, und er rief ihnen ein ernstes „Halt" zu. Mit jämmerlichem Geschrey drängten sich die Kleinen durch das Loch hinaus, ohne Etwas von dem, was sie einmal eingepackt, fallen zu lassen. Der Wirth ließ es gutwillig geschehen, verwahrte sich aber gegen die ungebetenen Gäste für die Zukuuft durch ein Gitter, welches er vor die Oeffnung stellte. — Nicht lange darauf fand man aber das Gitter eingeschlagen.

Man hatte ihnen später Mehl gestreut, um zu sehen, was sie für Füsse hätten: es drückten sich natürliche Kinderfüsse ab, denen je eine Zehe fehlte.

Von demselben Berge geht ein anderer Gang bis Rötz hinein in den Keller eines Wirthes, der zugleich Metzger ist. Man hatte einmal eine Gans am Berge in den Gang hineingelassen, und diese war beym Wirthe in Rötz herausgekommen, was einen Weg von über einer Stunde macht. Da waren sie auch seit lange auf dem Hause und wohnten im Keller. Nachts arbeiteten sie die Arbeit, welche übrig geblieben war, und brachten der Wirthin gar oft Brod, kleine Laibchen, welche sie annehmen mußte, wollte sie nicht, daß die Kleinen traurig wurden und weinten. Die gute Frau wollte ihnen auch Etwas zu Gute thun und ließ ihnen mehreremale besondere Speisen zurichten. Auf dieses hin blieben sie aus, sie waren für ihre Arbeit im Hause bezahlt und durften nicht mehr bleiben.

Nach Aussage der Wirthin waren diese Schrazen etwa 2 Fuß hoch, mit schneeweissen Haaren und rothen Augen, weßhalb sie das Tageslicht nicht vertragen konnten, sonst waren sie gestaltet wie Menschenkinder und auch so gekleidet; ihre mantelartigen Röckchen waren aus Binsenmatten von ihnen selbst geflochten. Es zeigten sich ihrer stets mehrere zusammen, Männlein und Weiblein: erstere trugen das Gesicht von Haar und Bart ganz verwildert. Eine Sprache redeten sie, welche Niemand verstand; dagegen konnten sie singen so schön, wie die Meerfräulein, glockenhell.

Ausser der Wirthin sahen sie nur Sonntagskinder, und auch diese nur flüchtig; man hieß sie bloß die Kellergäste.

Seit die Stadt abgebrannt ist, hört man nichts mehr von ihnen.

Da war auch ein Hirt, welcher um den Berg herum hütete: dieser sah gar oft, wie sie unter das Vieh gingen, die Kühe aufsuchten und Milch tranken; sie waren eben groß genug, um, wenn sie sich streckten, die Striche in den Mund zu bekommen. Wollte der Hirt auf sie zugehen, machten sie sich eiligst davon: nie gelang es, einen dieser Zwerge zu erwischen.

An schönen Tagen kamen sie auch aus dem Berg heraus und sangen und sprangen und trieben mancherley Kurzweil.

Es waren aber lauter Männchen.

Oefter waren auch die Leute auf den Wiesen am Berge beschäftiget, Heu zu machen: da kamen die Strazeln herbey und arbeiteten mit, besonders um die Mittagszeit, wann die Menschen von der Arbeit ruhen. Gingen diese wieder an die Arbeit, so machten sich die kleinen Dinger dahin, wo Mittag gehalten worden war und verzehrten die Ueberreste des Mahles. Sowie man aber auf sie zuging, liefen sie in den Berg hinein und nahmen mit, was sie an Speise erhaschen konnten.

So befreundeten sie sich gar sehr mit einem Knechte. Wenn dieser auf dem Felde arbeitete und seinen Goller auf den Rain geworfen hatte, kamen sie schnell herbey und durchsuchten die Taschen, ob sie Nichts zu essen finden möchten: er hatte aber schon dafür gesorgt, daß sie nicht umsonst suchten. Mit der Beute liefen sie schnell davon.

Einmal hatte er sich unter Mittag in den Schatten gelegt und war erst gegen Abend erwacht. Da fand er zu seinem grossen Erstaunen alle Arbeit schon gethan und sah, wie ihrer drey gerade noch beschäftigt waren, den letzten Bifang zu ackern; zwey gingen hinter dem Pfluge, einer vor den Ochsen.

Aus dem Orte Berg bey Thannstein waren eines Tages Einige mit Streurechen beschäftiget. Als sie sich zum Mittagessen niedersetzten, kamen die Strazeln herbey und rechten so lange, als jene beym Essen waren.

Wieder einmal wurde bey der Feldarbeit eine Magd unwohl und mußte sich im Walde niederlegen, bis die Anderen sie Abends auf dem Wagen nach Hause fahren

würden. Da kamen die Männlein herbey und brachten ihr Wurzeln, welche sie aß, und bliesen ihr in die Ohren. In etlichen Stunden war die Dirn so hergestellt, daß sie wieder an die Arbeit gehen konnte.

Aus demselben Orte war ein Bauer im Holze: dort fließt ein Wasser, der Goldbach genannt. Da sah er den Zwergenkönig, ein wunderschönes kleines Männchen mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe. Der Bauer schlich sich hin, das Ding zu fangen: es war im Wasser beschäftiget, wie wenn es Etwas suchen wollte, verschwand aber plötzlich, als der Mensch nahe kam.

5) Von demselben Berge geht ein ähnlicher drey Stunden langer Gang bis Dayplesried unter der Erde fort, Strazelloch genannt. Es ist am Eingang, den ein Gebüsch versteckt, so groß, daß ein Mensch bequem hineinschliefen kann; man hat einmal eine Katze, mit einer Rolle behangen, hineingesteckt, und sie ist zu Dayplesried in einem Keller zum Vorschein gekommen. Dieser Gang ist sehr reinlich gehalten, denn die Strazeln sind sehr arbeitsam.

Wenn man sie haben will zum Arbeiten, so geht man zum Strazelloch und ruft hinein: „Manna, kumts heind, kraygts wos z'essn, odar arbedn möyts!“ Dann kommen sie in der Nacht. Man stellt ihnen Suppe mit Brod auf den Tisch, und die Kleinen verzehren Alles, sey es viel oder wenig. Vor Allem lieben sie Brod und Milch. Fische und Fischbrühe rührten sie nicht an. Wenn sie assen, knieten sie auf den Bänken um den Tisch herum, wie Kinder.

Was sie arbeiten, geschieht mit größter Reinlichkeit, doch darf kein Mensch anwesend seyn. So haben sie in dem Hause, wo Erzählerin diente, gedroschen: gar oft auch hatten sie, wenn die Leute kamen, das Getraide schon auf der Tenne angelegt. Im Hause selber spülten sie ab.

Sie sind gestaltet wie die Kinder, sehr klein, etwa 1½ Fuß hoch, daß ihrer vierzehn in einem Backofen arbeiten, und gekleidet wie die Bauerleute mit Schnallenschuhen, weissen Strümpfen, schwarzledernen Höschen, drüber her ein graues Mäntelchen; auf dem Kopfe, dessen Haare blankblond, treibt eine schwarze Zipfelhaube den Trollen kerzengerade in die Höhe. Dabey sind sie sehr feinhörig, und schnell und unendlich scheu. Man beobachtete sie durch die Thürritzen, wenn sie assen.

Immer zeigten sie sich mehrere beysammen.

6) Der Stoinbügerl, Steinbühel, ist ein ziemlich grosser Berg bey Neukirchen B. Oben steht ein einziger grosser Baum, ein Birnbaum, den man vom Amberger Frauenberge aus bey heiterem Wetter sehen kann; er ist schon sehr alt und bekommt dürre Aeste, darf aber nicht umgeschlagen werden. In diesem Berge ziehen sich auch Razellöcher durch: ein solches mündet im Keller des Sch. Bräuers aus, er ist etwa 3 Fuß hoch, 2 Fuß breit, oben gewölbt. Dort waren auch Razeln auf dem Hause, welche für das übrig gebliebene Essen Hausarbeit thaten, besonders die Geschirre reinigten.

Ein ähnliches Razelloch ist dort auch beym Wolf.

7) Zu Waldmünchen auf dem Hause der Erzählerin

waren gleichfalls Razeln: aus dem Keller führte ein Razelgang in des Nachbars Haus. In diesem Gange wohnten viele Razeln, Männer, Weiber und Kinder. Ihre Kleidung war grau. Nachts kamen sie hervor, fegten, wuschen, schmierten die Schuhe, wofür ihnen Speise und Brod auf den Tisch gelegt wurde: so viel es auch war, am Morgen fand sich doch der Tisch leer. Einmal sah man sie zu Sechst im Backofen dreschen. — Im Gange selbst, den sie bewohnten, waren sie nackt. Geschenk an neuen Kleidern vertrieb sie auch hier.

8) Strazeln hausen auch im Schwarzenwürberge: sie machen dort Musik, um die Menschen anzulocken.

Auf einem Bauernhofe bey Murach droschen sie schon vor Tags das Samengetraide, und beym Wirthe zu Moosbach reinigten sie das Geschirr: an beyden Orten wurden sie mit Geschenken vertrieben. Das unergründliche Zwergenloch am letzten Orte ward bey dem letzten Brande verschüttet.

Wenn auch nicht mehr die Sage, gibt doch das Vorhandenseyn der Zwergellöcher im Wölsenberge bey Naabburg, im Haabügerl bey Röz, einem nackten Berge, dann im Dachsbau bey Heumaden — es haben sich Dachse darin angesiedelt — von dem Daseyn des kleinen Volkes Nachricht.

9) Links auf dem Holzwege von Kemnat nach Schwarzenfeld ist ein Berg, wo jetzt auf Bley gegraben wird. In den Berg führt eine Oeffnung in Gestalt eines gothischen Thürchens, etwa 2½ Fuß hoch, zur ehemaligen Wohnung der Razen. Man ließ eine Gans

hineingehen: unter dem Altare in der Kirche zu Kemnat hörte man sie schreyen. Das älteste Wirthshaus zu Schwarzenfeld ersparte einen Dienstboten, weil die Razen für Brod, das man ihnen vor die Thüre legte, Dienste leisteten.

10) Seit uralter Zeit geht die Sage von den Razen in der ehemaligen, nun zu einer Tabakfabrik umgewandelten Klostermühle Schönthal. Sie wird von der Schwarzach getrieben, welche oft aus den Ufern tritt und die Arbeit des Müllers auf längere Zeit verhindert.

In grauer Vorzeit nun war der Fluß auch einmal übergetreten, die Mühle stand. Das Gemalter mehrte sich mit jedem Tage und damit der Ungestüm der Mühlgäste. Endlich fiel das Wasser. Der Müller voll freudiger Hoffnung nahm sich vor, die ganze Nacht über recht fleissig zu schaffen, und legte sich, um seine Kräfte beysammen zu halten, schon bey Tag zu Bette, verschlief aber ermattet von den seitherigen Sorgen und erwachte erst gegen Morgen. Ganz betrübt ging er in seine Mühle hinunter an sein Geschäft, welchem trübe Wolken am Himmel keinen günstigen Erfolg versprachen. Wie groß aber war sein freudig Erstaunen, als er dort sämmtliches Gemalter gemahlen, die Säcke nach Abzug der Mauth gehörig gefüllt, die Kleyen abgesondert und Alles nach den Gesetzen der Mühlordnung bestellt fand. Zugleich gedachte er, wie vortrefflich es seyn müsse, durch fremde Knappen sein Mehl mahlen zu lassen und versuchte es daher, noch einmal das Gemalter sich ansammeln zu lassen, vielleicht würden die dienstfertigen

Knappen wiederholt für ihn arbeiten. Doch stach ihn die Neugierde, zu erfahren, wer ihm denn so gar zu Gefallen stehe, ging auf den Dachboden der Mühle, hob ein Brett aus und legte sich dann nieder, um Nachts sicher bey Handen zu seyn und die sonderbaren Helfer belauschen zu können.

Um Mitternacht sah er denn auch in seiner Mühle ganz kleine, noch kleiner als Zwerge gebaute Männchen kommen, in der Zahl unter zwölf; denn mehr als eilf konnte er nicht zählen, obwohl ihn die Anzahl bald grösser, bald kleiner däuchte. Ihre grauen Bärte wallten lang herab, ihre Röckchen schienen zerrissen. Diese kleinen Dingerchen arbeiteten nun so geschäftig, wie emsige Ameisen, banden die Getraidesäcke auf, indem einer den andern hinaufschob, brachten das Getraide in die Gosse, verrichteten überhaupt die Arbeit mit einer Genauigkeit und Schnelligkeit, daß der Müller über ihre Kunstfertigkeit und Stärke nur so staunen mußte.

Er ließ sie daher ohne Unterbrechung fort arbeiten, faßte aber den Entschluß, den guten Männlein seine dankbare Gesinnung kund zu geben, indem er ihnen statt der abgetragenen neue Röckchen machen liesse. Nach geschehener Arbeit verschwanden endlich die Razen in einer Ecke der Mühle, oder es schien ihm vielmehr, daß sie sich dort in einem Loche verkröchen.

Als nun der Müller wieder ein ansehnliches Gemalter beysammen und in der Mühle aufgestellt hatte, legte er neue Röckchen auf die Brente, das Schlafbrett in der Mühle, und begab sich wieder auf den Boden,

um zu lauschen. Wieder kamen die kleinen Leutchen und arbeiteten unverdrossen, wie sonst: doch schienen sie nicht so heiter und fröhlich wie vordem. Der Müller meynte, es wäre ihnen der Lohn zu geringe und nahm sich vor, das nächstemal mehr zu thun. Doch tröstete er sich wieder, als er sah, daß die Zwerglein die alten Röckchen aus- und die neuen anzogen: aber wieder erschrack er zu Tode, wie er sah, daß sie die alten Kleidchen unter den Arm nahmen und mit herzzerreissendem Weinen und Wehklagen abzogen.

Das nächstemal hoffte der Müller seine Sache vortrefflich zu machen, wenn er viel schönere Wämschen mit Hütchen auf das Gemalter ausbreitete. Aber die Männchen kamen nicht und holten auch ihr Geschenk nicht ab; sie waren für immer verschwunden.

Später erst erfuhr er, wie man ihnen keinen höheren Lohn reichen dürfe, als drey Stückchen Brod auf die Bank hingelegt, damit sie nicht glauben sollen, man habe ihnen den Dienst aufgesagt und zahle sie aus.

11) Die Kazeln heissen auch Erdleute. Neukirchen, unfern dem hohen Bogen, steht hochgelegen auf einem Boden, der von Gewölben und Gängen ganz hohl ist: einst haben da unten die Erdleute gewohnt. Am Fusse des Bühels war ein Bauer angesiedelt, der mußte jedesmal beym Backen hüten lassen, weil ihm sonst die Leute aus dem Berge das halbgebackene Brod stahlen. Dafür arbeiteten sie ihm aber, so er beym Essen war, auf Feld und Tenne, und förderten in einer

Stunde mehr, als der Bauer mit all seinen Knechten und Dirnen den ganzen Tag.

§. 18.

Fankerln.

1) An der Zoot, einem Nebenflüßchen der Pfreimt, heissen die Zwerge Fankerln.

Dort sind sie kleine Leute, so groß wie Kinder, welche in Gemeinschaft leben, in der Erde, in Gemächern, von Lampen erhellt, auch in Wäldern in hohlen Bäumen. Letztere dienen ihnen zum Aufbewahren ihrer Schätze, weßhalb es in den Wäldern oft umgeht, wenn nämlich der Schatz reif ist zum Heben und nicht gehoben wird.

2) Von Avemarialäuten bis zur Frühglocke dürfen sie ihre unterirdischen Wohnungen verlassen und auf die Erde herauskommen, ebenso wenn ihnen ein Brunnen bricht, auf so lange, bis sie dessen Herstellung vollendet haben. Denn sie fangen zu wirthschaften an, wann die Menschen ruhen: ihnen gehört die Nacht. Dabey sind sie sehr friedfertig und verkehren gerne mit guten Leuten, so lange diese fromm bleiben: böses Leben treibt sie zur Auswanderung. Sie gehen aber nur in jene Häuser, wo Kinder sind; um Speise arbeiten sie den Menschen; sie wahrsagen ihnen auch, aber ungerne und weinen darnach.

Ihre Augen sind roth vom Aufenthalte im Dunkel der Erde, die Wimpern lang. Beyde Geschlechter tragen

das Haar in einen Zopf geflochten, der unten mit einer rothen Masche gebunden ist. Zähnchen schön und weiß, Händchen feingeformt, wenn sie gleich schwer arbeiten. Die Männer lassen sich den Bart stehen.

Die Kleidung der Männchen besteht an Werktagen zur Arbeit aus dem Schmeerkäppchen, grauen Röckchen und Höschen, enge und bis an's Knie reichend, wie bey den Bauern, grauen Strümpfen mit rothen Zwickeln, Bundschuhen mit Holzsohlen: an Feyertagen haben sie spitze Hütchen, rothe Röckchen, weisse Strümpfe mit rothen Zwickeln.

Nahrung ist Mehlspeise und Milch, besonders warm von der Kuh. Fleischspeisen verschmähen sie. Gebrannte Wasser munden ihnen.

Von grünem Moos machen sie ihr Bettchen: wird es gelb, holen sie frisches.

Sie baden sich gerne, aber Regen scheuen sie; als Brücke über das Wasser dient ihnen ein Strohhalm, ein Rüthchen.

Unter sich reden sie eine fremde Sprache, mit den Menschen in deren Mundart.

3) Wird ihnen ein Kind geboren, so trauern sie. Zum Zeichen der Trauer hängen sie sich Streifen von Spinnweben an. Die Taufe kennen sie nicht, lassen aber ihren Kindern oft den Namen von Menschen geben.

Die Hochzeit wird drey Tage lang gefeyert, mit Musik und Gesang.

Stirbt ein Zwerg, so freuen sich die Anderen

und tanzen. Die Welt ist jetzt so verkehrt, sagt der heutige Landmann, daß man bey der Geburt eines Menschen nicht mehr weint, beym Tode nicht mehr lacht. Nachklang hievon ist, daß die Familie über das Ableben eines kleinen Kindes eben nicht in grosse Trauer verfällt: man findet darin Trost, einen Engel im Himmel zu haben, der für die Hinterbliebenen auf Erden bittet. Jeder Zwerg macht sich im Leben einen gläsernen Sarg; in diesen wird er, vollständig gekleidet, mit einem Hammer, gethan und so in das Wasser gelassen. Da schwimmt er in ein anderes Land, ihren Himmel, eine Insel. Wenn der Sarg an das Land stößt, erwacht der Tode, zerschlägt die gläserne Hülle mit dem Hammer und steigt an's Land. — Sie werden übrigens sehr alt. Wenn krank, heilen sie sich mit Kräutern und Wurzeln.

Zum Vergnügen reiten sie auf kleinen Pferden.

4) Die Männer sind meist Feuerarbeiter, sie verfertigen feine Arbeit in Gold und Silber, Kelche, feine Schnitzereyen, doch nur die Alten, denn die Jungen müssen das Härtere verrichten, Erze fördern, Waffen schmieden. Sie machen eine Art Beile, doppelschneidig, Schwerter, Spieße, Blechhauben, Brustschilde, und theilen sich nach Gewerben in diese Arbeiten. Die Waffen bewahren sie sich auf für den Krieg, den sie einst gegen ihre Unterdrücker führen werden; sie waren ja sonst mächtig und herrschten und besassen Schlösser und Städte, wie die Menschen. Das Läuten der Glocke können sie nicht vertragen; da müssen sie weinen: es

erinnert sie an das traurigste Ereigniß in ihrem Leben. Die Bäuerin, mit der sie so gerne verkehrten, mußte sogar die Schellen von den Kühen entfernen.

Die Weibchen spinnen und wirken feines Gespinnst aus Flachs und Wolle, nicht selten für die Menschen.

Von den Fankerln unterscheidet das Volk noch besonders die eigentümlichen Zwerge mit Kropf, grober Stimme und rauher Haut, sogenannter Krötenhaut; sie haben an den Füssen einen Fehler, weßhalb sie hart gehen, vertragen das Tageslicht nicht und sind überhaupt recht schläferig.

§. 19.

Sagen.

1) Der Blaubauer hatte einen Sohn, den er einem reichen Mädchen verheiraten wollte; dieser aber hatte schon gewählt, ein hübsches und frommes, aber armes Kind. Der Vater drängte immer mehr, und die Lage der Liebenden wurde immer unerträglicher. Eines Abends hatte Röschen, so hieß das Mädchen, noch am Brunnen zu thun; auf einmal vernahm sie ein Seufzen; neugierig sah sie auf und erblickte einen Zwerg, der mit aller Anstrengung sein Krügerl Wasser nicht aus dem Brunnen hervorzuheben vermochte. Röschen lachte darüber, fühlte aber doch Mitleid, und hob auf einen bittenden Blick des Kleinen das Krügerl heraus und gab es ihm in die Hand. Da sagte das Zwerglein: „Was willst du zum Dank für deinen Dienst?“ „Mir

kann Niemand helfen, denn Gott allein," war die Antwort. „Warte ein wenig," rief der Zwerg, „ich muß das Krügerl hineintragen, mein Weib hat Durst, ich bin gleich wieder da." Derweil setzte sich das Mädchen auf den Brunnenring und weinte. Der Zwerg aber kehrte schnell zurück und setzte sich ihr auf den Schoß und ließ sich von ihrem Kummer erzählen, und wie er Alles vernommen, begann er: „Dein Karl war ein reicher Mann; sein Geld aber hat der Geizhals vergraben, und das Geheimniß ist mit ihm zu Grabe gegangen. Geh nun heim und hebe vom Herd in der Küche . . . Doch nein, heute Nacht um 11 Uhr will ich deiner in der Küche warten und dir zu den Schätzen verhelfen, damit du nicht mehr eine arme Dirne bist." Als nun Röschen etwas vor Mitternacht in die Küche trat, wartete ihrer schon lange der Zwerg und zankte sie, daß sie so spät komme. „Du hast lange geschlafen," sagte er, „und unser Viere haben zu schütteln gehabt, um dich zu wecken." Sie mußte nun die obere Decke des Herdes herabthun und mehrere Steine herausnehmen: es zeigte sich eine Oeffnung, die abwärts ging. Der Zwerg sprang hinein, das Mädchen ihm nach, ein Gang führte sie zu einem Gewölbe. Der Zwerg zog einen verrosteten Schlüssel heraus und öffnete es. Da standen die Schätze in grossen und kleinen Häfen. Nun war Röschen reicher, als die dem Geliebten vom Vater bestimmte Braut. Am andern Tage ging sie heiter und hüpfend dem Geliebten entgegen, der aber traurig den Kopf hing und nicht begreifen konnte, warum das

Liebchen heute gar so lustig sey; er selber habe keinen Grund, sich zu freuen: er sey auf des Vaters Befehl hier, um ihr zu entsagen. Röschen aber lachte und erzählte ihm von ihrem Glücke und der Vater war gewonnen.

Der Zwerg verließ die junge Hausfrau nicht; sie arbeitete zwar selbst sehr fleissig, aber der kleine Freund hatte seine Genossen mitgebracht und ging ihr mit diesen immer zu Handen und half, wo er konnte, die Arbeit fördern. Das Geschäft ging immer besser, die Kunden mehrten sich, der Reichtum wuchs zusehends an. Die Zwerge fegten und putzten, reinigten das Vieh im Stalle, gaben ihm Futter vor, sie halfen der jungen Frau bey ihren Geburten, warteten der Kinder, spielten mit ihnen. Als Lohn erbaten sie sich täglich dreymal warme Kuhmilch.

Später brachten sie auch ihre Weiber auf Besuch und ihre Kinder; diese lernten sogar lesen von der Bäuerin. Kamen die Zwergenweiblein hinwieder in's Kindbett, so besuchte sie die Bäuerin und gab den Kindern ihren Namen her. Dabey gingen die Zwerge in den kleinsten Gängen voran, die Bäuerin ohne Beschwerniß hintennach. Es war das innigste Verständniß zwischen beyden Theilen. Die Bäuerin bat daher einst die Zwerge, sie möchten auch ihren Kindern zur Seite bleiben, und erhielt zur Antwort: „Wohl, aber nur so lange sie gut bleiben.“ — Wollte sie die Kleinen auf Besuch haben, so rief sie nur: „Mannla, kumts, d'Manna han furt!“ und die Zwerge schlüpften sogleich aus den Spalten des Bodens hervor.

2) Auf einem Edelhofe meldete sich einst spät Abends eine schöne Jungfrau, ärmlich aber reinlich gekleidet, bey der Verwalterin, welche wegen ihres gestrengen Regimentes weit und breit verschrieen war und eben jetzt einer Dirne bedurfte. Sie erbat sich, bey ihr sogleich in Dienst treten zu wollen und bedang sich Lohn, so viel oder so wenig man ihr geben wollte, wenn sie nur eine Kammer für sich allein erhielte. Die Verwalterin hatte kundigen Blickes die feinen Händchen des Mädchens bemerkt und hielt sie nicht eben geeignet für rauhe Arbeit. Doch behielt sie Evchen bey sich, um die Probe mit ihr zu machen.

Evchen ließ sich aber gut an; sie war ernst, lachte nie, that ihre Arbeit. Doch die Frau forderte gar so viel, besonders gab es viel Geschirr zu spülen, und man konnte ihr damit nicht früh genug zu Ende kommen. Darüber mußte Eva einmal harte Worte hören: statt zu essen, stellte sie ihr Töpfchen mit Hirsebrey unter die Bank und setzte sich hin, um recht von Herzen zu weinen. Als sie genug geweint hatte, wollte sie das Töpfchen unter der Bank hervornehmen, war aber sehr verwundert, zwey kleine Zwerge dort unten zu sehen, welche erschrocken die Reste des Hirsebreyes von ihrem Munde abzuwischen sich bemühten. Als Eva kein böses Gesicht machte, wurden sie zutraulich und erboten sich ihr bey der harten Arbeit zu helfen, wenn sie ihnen von ihrer kleinen Mahlzeit täglich etwas mittheilen wollte. Das Mädchen ging den Vertrag mit Freuden ein, und nun brauchte sie zum Spülen nicht einmal jene Zeit, welche

die Verwalterin ihr gesteckt hatte. — Die Beziehungen zu den Zwergen wurden so immer inniger; sie entdeckte ihnen den Kummer, der ihr Herz bedrückte, daß sie mit einem Kinde schwanger sey, und die Kleinen gaben ihr etwas in die Suppe, daß dem Menschenauge ihr Zustand verborgen blieb. In ihrer Kammer hatte sie hinter dem Bettvorhange eine Wiege mit Zubehör versteckt. Als nun ihre Zeit um war, gebar sie, und die Zwerge leisteten Hebammendienste und gaben ihr einen stärkenden Trank, damit sie sogleich aufstehen, und um allen Verdacht abzuwenden, ihrer Arbeit nach wie vor nachgehen konnte. Die Furcht, es möge das Kind schreyen und Alles verrathen, benahmen ihr die kleinen treuen Freunde mit der Versicherung, sie würden es während der Abwesenheit der Mutter wohl warten und verhüten, daß es schreye. So trugen ihrer Sechs das Kind im Büscherl herum und wiegten es in Schlaf, indem sich je drey an die Wiegenbänder rechts und links hingen. Das machte die Mutter immer heiterer. Es kam der dritte Sommer und die Herrschaft wollte ihn auf dem Edelhofe zubringen. Da ward Alles zum Empfange hergerichtet. In einem Prunkzimmer hing eine Laute. Diese nahm Eva und setzte sich hin und spielte und sang wundervoll dazu; die Verwalterin, in Angst, es möchte die Herrschaft ohne ihr Wissen bereits im Schlosse seyn, eilte hinauf und sah — die Magd. Sie schüttelte den Kopf und behandelte von nun an Eva aufmerksamer.

Bald darauf fuhr ein Wagen vor. Sechs Zwerge hüpften heraus, machten den Schlag auf, und ein junger,

hübscher Mann stieg aus. Eva lag ihm im Arme. Versteinert schaute die Verwalterin drein. Eva aber beruhigte sie und sprach: „Ich bin die einzige Tochter reicher Aeltern; zur Waise geworden, wollte ein habsüchtiger Vormund mein Vermögen durch meine Hand gewinnen, ich wollte nicht; da drang er in mich, den Schleyer zu nehmen: ich hatte aber schon einen Bräutigam gewählt und entfloh. Seitdem bin ich bey Euch. Nun ist der Vormund tod und ich bin frey. Doch jetzt muß ich nach meinem Kinde schauen.“

Sie eilte hinauf in ihre Kammer. Die Zwerge hatten reiche Gaben an Perlen und Edelsteinen ausgelegt. Sie führten das Kind ihr entgegen.

Nun war nicht mehr länger ihres Bleibens an diesem Orte der Dienstbarkeit. Als sie abfuhr, weinten die Zwerge. Sie beschied sie zu sich auf das Schloß ihres Bräutigams, und nicht mehr trennten sie sich. Wie früher leisteten sie auch da Hebammendienste und pflegten und warteten der Kinder. Ein Mädchen davon war schon zur schönen Jungfrau geworden und hatte das Herz eines Zwerges so entzündet, daß dieser um ihre Hand anhielt. Wohl ward ihm statt dieser ein Körbchen. Doch störte dieses die Freundschaft nicht und das Glück blieb mit den Zwergen beym Hause, bey Kindern und Kindeskindern.

3) Die Zwerge sind kunstfertige Schmide; davon eine Sage, welche in die Göttersage hinübergreift.

Es war einmal ein Herrscherpaar, mit grossem Gebiete, in der Zauberkunst wohl erfahren; selbst die

Elemente waren ihnen unterthan. Er hieß Woud, sie Freid.

Der König war ein gewaltiger Mann mit langem wallenden Barte, sein Auge so feurig blitzend, daß Menschen, welche hineinblickten, darob erblindeten; gewöhnlich ging er nackt, nur an der Hüfte bekleidet; gehalten wurde das Hüftenkleid durch einen endlosen Gürtel, an diesen war die Herrschergewalt gebunden: so lang er ihn trägt, herrscht er. Doch kann er ihm nicht entwendet werden, denn Hüften und Schulter sind so breit, daß der Gürtel sich nicht abziehen läßt. — So oft er zum Herrschen ging, hing er einen Mantel um, der ihn ganz einhüllte.

Seine Gemahlin war das schönste Frauenbild; sie trug ein Hüftenkleid gleich ihrem Gatten, aber die Haare so reich und lang, daß sie sich darin ganz verhüllen konnte. Sie trank nur Wasser aus der Quelle, ihr Gatte eine Art Wein. Wenn sie sich bückte über der Quelle, um mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen, erglänzte ihr Haar im Sonnenglanze und ihr Arm wie Schnee.

Doch wurde sie eifersüchtig, sie fürchtete, dem feurigen Gatten nicht zu genügen; in ihrer Leidenschaft ging sie zu kunstreichen Zwergen. Diese arbeiteten ihr einen Halsgürtel, der die Kraft hatte, daß, wer ihn trug, alle Herzen bezauberte und den Geliebten nie in seiner Treue wanken ließ. Doch mußte sie sich den Zwergen zum Lohne ergeben.

Mit dem Schmucke angethan, fesselte sie den Gatten

in Liebe. Doch erfuhr er, um welchen Preis sie den Schmuck erworben. Da entwich er von ihr. Als Freid am Morgen im Bette erwachte, streckte sie den Arm aus nach dem Gatten. Er war nicht da; sie fuhr mit der Hand an den Hals, das Halsgeschmeide fehlte. Namenlos unglücklich machte sie der Verlust des Schmuckes erst recht in Liebe zu Woud entbrennen. Sie eilte dem Flüchtigen nach in viele Länder lange Jahre. Wenn sie Abends ermüdet von der Fahrt sich niedersetzte, weinte sie in ihren Schooß, und jede Thräne ward zur kostbaren Perle.

Endlich als die Zeit um war, traf sie ihn und klagte ihm ihr Leid und wies auf die Perlen, die sie geweint um ihn. Und er zählte die Perlen, und ihrer waren gerade so viele, als der Sternchen im Halsgeschmeide. Da ward er erweicht, und reichte ihr zur Versöhnung den Schmuck. Weit sey er herumgewandert, aber Keine habe er gefunden, ihr gleich an Schönheit: so habe er ihr die Treue bewahrt. Neuenhammer.

Es ist genau die Erzählung der Edda von Odin, vielmehr Odhr, und Freyja, von dem Halsbande Brisingamen, welches die Zwerge um Liebeslohn geschmiedet, den Thränen, die sie um den Geliebten weinte, hier in Perlen statt Gold verwandelt. Während der Mantel auf Odin, weist der Stärkegürtel Megingiardr und die blitzenden Augen auf den Donnergott.

§. 20.

Hankerln.

1) Jene Zwerge, welche das Fichtelgebirge bewohnten, heissen Hankerln.

2) Zu Mitterteich, nicht ferne von Waldsassen, an den südöstlichen Ausläufern des Fichtelgebirges, hauste in grauer Vorzeit ein eigentümliches zwergenhaftes, munteres Völkchen, die Hankerln, als Ureinwohner, unter einem Oberhaupte, und wendete seine grossen Reichtümer, sein geistiges Vermögen, seine körperliche Kraft und Gewandtheit nur zum Wohle der mit ihnen zusammenlebenden Menschen an; sie halfen diesen im Felde und zu Hause, waren kluge Rathgeber in Noth und Gefahr, Beschützer im Unglücke. Sie hatten Mitterteich so liebgewonnen, daß sie es zu einer Stadt erheben wollten, die ihres Gleichen nicht fände, von Fuchsmühl bis Waldsassen in einer Länge von 2½ Stunden sich ausdehnen sollte. Aber der Mensch ist undankbar und ungenügsam. Als die guten Zwerge eines Abends zum Tanze versammelt waren, fingen die garstigen Menschen mit ihnen Händel an und erschlugen Einen aus ihrer Mitte. Noch zeigt man das Haus, wo der Frevel geschehen. Da zogen die gekränkten Zwerge aus von ihrer seitherigen Wohnstätte und flüchteten sich weiter hinein in das Fichtelgebirge auf den dichtbewaldeten Teichelberg, der von einem Teiche oben auf seinem Rücken, nun in die Seewiese umgewandelt, seinen Namen trug.

3) Dort, wo im gebirgigen Hochwalde an grossen Granitblöcken eine kleine klare Quelle entspringt, der Hankerlbrunnen, ist eine Höhle, Hankerlgrube genannt, durch wildes Gesträuch fast unzugänglich gemacht. Durch diese Höhle zogen sie mit ihren Schätzen ein in den Berg, wo sie in schlafartigem Zustande ruhen, vier auf den längs der Wand laufenden Bänken, der alte Hankerl aber in der Mitte an einem steinernen Tische, den Kopf in die rechte Hand gestützt. Sein Bart ist schon zweymal um den Tisch gewachsen, und wenn dieses zum drittenmale geschehen seyn wird, erwachen sie und die glückliche Zeit kehrt wieder. Mit Sehnsucht erwarten die armen Bewohner der Umgegend diesen Tag.

Doch haben sie nicht ganz ihre Wohlthaten den Menschen entzogen; alljährlich öffnet sich am Palmsonntage, während der Passion in der Kirche gelesen wird, die Höhle, und den Menschen steht es frey, von den aufgehäuften Schätzen nach Belieben zu nehmen. Wer aber vor Ende des Passions die Höhle nicht verlassen, muß bis zum nächsten Palmsonntage bey den Hankerln, die ihm indessen Nichts zu leid thun, verbleiben.

Uebrigens werden noch manche Felsen des Fichtelgebirges als solche bezeichnet, in welchen die Hankerln wohnen: so hat der alte Hankerl auf einem grossen Steine bey der Silberwäsche zwischen dem Ochsenkopf und dem Schneeberg mit seinen drey Spießgesellen gespielt: in die vier Höhlungen, welche sich in Schüsselform darauf befinden, haben sie ihr Spielgeld gelegt.

4) Nicht weit vom Orte Fichtelberg ist eine verfallene Burg, Zwergennest oder Zwergenburg genannt. Aus diesem Orte ging ein Weber in die Fremde; als er heimkehrte, waren die Aeltern tod; er wollte sein Geschäft beginnen, seinen Webstuhl aufschlagen; Niemand nahm ihn auf, denn seine Mutter war als böse Hexe bekannt gewesen. Sie wiesen ihn hinaus mit seinem Webstuhle in die Schafhütte am Zwergenneste. Diese hatte der Schäfer verlassen müssen, weil die Zwerge Nachts die Schafe versprengten und zu Falle brachten.

So ging er denn hinaus und richtete sich die Hütte zurecht und schlug seinen Webstuhl auf. Als er nun die erste Nacht zu Bette lag, erwachte er plötzlich und sah einen Zwerg beym Lichte des Vollmondes hereinkommen in die Kammer, der, ein Hütchen auf dem Kopfe, in Frack und kurzen Höschen, mit Schnallenschuhen und einem Stöckchen in der Hand, mehremale auf- und abging und sich neugierig Alles besah; er schien vergnügt zu seyn, Alles so wohlgeordnet zu finden. Zuletzt sprang er auf den Tisch, setzte sich — er war nur spannlang — auf den Brodlaib, der noch dort lag, und schnitt sich ein Stückchen ab, das er aß. Da redete er den Gesellen an, daß, so er hier wohnen wolle, Miethlohn gezahlt werden müsse. Er verlange nicht Silber noch Gold, denn er wisse ja, daß er arm sey, aber drey Bedingungen setze er, welche genau zu erfüllen wären. Das erste sey, daß an jedem Vollmonde der Webstuhl abgeräumt seyn müsse, das zweyte, daß

der Weber niemals bey Nacht in die Werkstätte hineinsehe, das dritte, daß er schweigsam bleibe. Damit war der Geselle zufrieden und der Zwerg ging.

Nun hatte er in Bayreut einen Kaufherrn gefunden, der ihm Arbeit gab, und richtete es so ein, daß mit nächstem Vollmonde der Stuhl abgeräumt war. Als er daher am Morgen darauf in die Werkstatt trat, war er nicht wenig erstaunt, am Stuhle einen Streifen seidenen Gewebes, ein Muster, zu finden, welches seines Gleichen nicht fand. Damit ging er zum Kaufherrn und bat um Seide, um nach dem Muster zu wirken. Er erhielt so viel er deren bedurfte, und schon am nächsten Vollmonde brachte er ein wunderschönes Stück Seidenstoff, welches dem Herrn so gefiel, daß er dem tüchtigen Gesellen sogleich neue Arbeit gab.

So hatte der Geselle Brod, und öfter traf es sich, daß er am Morgen nach der Vollmondsnacht ein neues schönes Muster am Stuhle fand, was ihm stets neue Bestellungen verschaffte. Darüber wurden aber die anderen Handwerksgenossen voll Neid, besonders der Werkmeister; sie bemühten sich auf alle Weise, ihm sein Geheimniß zu entlocken; er schwieg. Da führten sie ihn öfter zum Weine und machten ihn trunken; aber auch so hielt er sein dem Zwerge gemachtes Versprechen. Doch einmal kehrte er berauscht heim: Neugier hatte ihn erfaßt, die Werkstätte zu besehen. Schon hatte er den Griff der Thüre in der Hand, als sein guter Geist ihn noch zurückhielt. Am Morgen fand er zwar ein Muster am Stuhle hängen, aber ganz verworren.

Gleichwohl machte er es nach, und die Arbeit gefiel mehr als alle früheren.

Indessen wurde ihm stets mehr und mehr mit Wein zugesetzt: er verfiel in Trägheit und schlechte Sitte, das Geschäft blieb zurück. Umsomehr wollte er sehen, wie es die Zwerge machten, hatte aber kaum die Thüre geöffnet, als er ohnmächtig zu Boden fiel. Am Morgen war der Webstuhl zerbrochen und die Hütte in ihrem vorigen zerfallenen Zustande.

Da nahm er seine Arbeit, um sie zum Kaufherrn zu bringen und Alles dort zu entdecken. Auf dem Wege legte er sich unter einem Baume nieder; zufällig sah er nach dem Gewebe, es war in Asche zerfallen. In höchster Verzweiflung machte er sich auf den Weg, um in die weite Welt zu gehen; er kam in einen Wald, und hier dachte er, wie gut es für ihn wäre, wenn ihm der Teufel helfen wollte; jetzt habe er ja doch nichts mehr zu verlieren und dem Teufel wäre er ja ohnehin schon verfallen. Wie er nun so vor sich hinging, sah er ein zwey Schuh hohes Männchen auf einem Steine sitzen, welches einen Stiefel ausgezogen hatte und zu schmieren begann. Der Weber dachte, das könne nur der Teufel seyn und ging auf ihn zu. Das Männchen aber kannte des Gesellen Herz und rief ihm entgegen: „Ich bin nicht der Teufel, aber ich suche, was du suchest, Rache an den Zwergen. Willst du mit mir gehen, um dich zu rächen, so thue, was ich dir sage. Hole mir da unten zwey Binsen herauf.“ Der Weber brachte sie. Sie setzten sich nun rittlings jeder auf eine

Binse und flogen weithin durch die Luft. An einem steinigen Platze hielten sie an und gingen dann, das Männchen voraus, der Weber hintendrein, in das Steingesprenge und zuletzt durch eine Kluft, welche so enge wurde, daß der Geselle vermeynte, er müsse zu einem Kartenblatte werden, um durchzukommen. Endlich machten sie Halt. Da sagte das Männlein zum Weber: „Hörst du nicht Musik; sie kommt von den Zwergen, welche Hochzeit halten; sieh durch diese Oeffnung hinunter, und wenn die Braut dir nahe kommt, hole sie mir herauf!"

Da schaute der Weber hinunter durch eine Spalte in einen Saal, in welchem die Zwerge bey süsser Musik fröhlich auf- und abgingen und tanzten. Die Braut trug nebst allen Gästen seidene Kleider: die Stoffe waren dieselben, deren Muster einst an seinem Webstuhle hingen; im Bräutigam erkannte er den Zwerg, mit dem er einst verkehrt hatte. — Köstlicher Speisengeruch stach ihm in die Nase: schon näherte sich die Braut; er wollte sie herauf langen: doch zog er die Hand wieder zurück; dem ungeduldigen Begleiter, der ihn darüber zankte, entschuldigte er sich, daß ihm ein Schweißtropfen von der Stirne in das Auge gelaufen sey. So auch das Zweytemal: immer überkam ihn eine gewisse Furcht, die Braut zu stehlen. Da fuhr das Männchen zornig auf seinen Nacken und drohte ihn zu erwürgen, so er nicht zugriffe. Zum drittenmale streckte der Geselle die Hand aus nach der Braut, da nieste sie, und er rief ihr unversehens ein „Helf Gott" hinunter.

Nun brach Alles zusammen mit fürchterlichem Getöse: der Weber lag von einem Schlage des Männchens getroffen ohnmächtig da. Als er erwachte, standen die Zwerge um ihn und der Bräutigam dankte ihm für die Rettung seiner Braut, ermahnte ihn aber, von nun an ein besseres Leben zu führen; mit Silber könne er ihm nicht lohnen, aber zu Arbeit wolle er ihm helfen, wie früher.

So ging der Weber heim, die Hütte war wieder ganz und der Webstuhl ordentlich aufgestellt. Er fing wieder zu wirken an, hatte stets der Arbeit genug und lebte fortan glücklich.

5) Ein Graf im Fichtelgebirge hatte Weib und Kind, Heerden und Hirten, war aber rauh und hart. Da schwur ihm der Hirt Rache und stahl einst dem Vater das Kind und vertauschte seine Tochter dagegen. Hylde, des Hirten Kind, war aber garstig und böse, schön und gut hingegen Bertha, das edle Kind. Als nun der Hirt alt und schwach wurde und nicht mehr lange zu leben hatte, warf er der jungen Gräfin einen Stein in's Auge, daß es erblindete, und der Graf befahl, ihn dafür zu hängen. Fortan mußten die Hirtin und Bertha die Heerden hüten. Da kam ein schmucker Geselle und sprach bey der Hirtin zu und blieb bey ihr, um statt ihrer den Dienst zu thun. Das war dem Grafen gerade recht: denn nun mußte Bertha als Magd in's Schloß. Weil sie aber schön war und klug und den Neid des häßlichen Burgfräuleins vermeiden wollte, verunstaltete sie ihr Gesicht mit Ruß und ihre Gestalt

durch plumpe alte Kleider. Nicht lange, so gefiel dem Grafen der junge Hirte und er nahm ihn als Knappen in's Schloß. Seine schöne Gestalt gewann gar schnelle das Herz der häßlichen Hylda, aber auch das der bescheidenen Bertha. Doch that der Knecht stolz gegen Beyde. Als aber einmal Bertha am Brunnen Wasser holte und mit dem Krug fiel, hob er sie auf und that ihr schön. Das sah die Gräfin vom Fenster und voll Eifersucht und Rache ließ sie der schönen Magd die schönsten Kleider anziehen, und in diesen Allen zum Spotte die niedrige Arbeit verrichten. Darüber härmte sich Bertha und weinte im Stillen; der Stallknecht aber schlich ihr nach und tröstete sie. Einmal wagte er es, sie zu küssen. Das sah aber die alte Hirtin, die hinter der Burgmauer stand, und der Maid nun in harten Vorwürfen drohte. Sie zu begütigen, zog die erschrockene Tochter die goldene Nadel aus dem Haare und steckte sie in den rothen Schuh und warf Beydes ihr zu. Aber auch die Gräfin hatte den Vorgang gesehen und ließ aus Zorn und Wuth die Magd in den Thurm werfen.

Alle Jahre ritt der Graf einmal aus und kehrte erst am nächsten Morgen wieder. Das reizte den Knappen und er ging der Hufspur nach, welche in einer engen Bergschlucht sich verlor. Da trat er zur alten Hirtin und frug sie um den Weg, und diese gab ihm ein Stäbchen und ein Päckchen; jenes werde ihm das Bergthor, dieses den Eingang in die unterirdische Burg eröffnen. Er ging nun wieder vor den Berg und schlug

mit dem Stäbchen daran, und der Berg ging auseinander und der Knecht hindurch. Da arbeiteten Zwerge gleich Goldschmiden, und mehrere davon waren eben daran, dem Rosse des Grafen goldene Hufeisen anzuschlagen. Er drang weiter vor und gelangte auf eine schöne Au; hier stand ein grosses weisses Schloß: ein grosser Hund mit eines Mannes Kopfe hütete des Einganges. Der Knecht warf ihm das Päckchen vor und kam unbehindert in das Schloß und in den Saal. Da sassen alte graue Herren am langen Tische, und junge Leute tanzten zur Seite. Der Knappe trat an den Tisch und brachte damit die Ritter in Bewegung. Der Aelteste aber befrug ihn: „Wer bist du?“ — und der Knappe rief voll Entsetzen ihm zu: „Mein Ahnherr!“ — Da ward Alles finster um ihn, er sank ohnmächtig nieder; am Bergthor erwachte er, eben ritt sein Graf vorüber.

Bald darauf hieß es, ein junger Fürst durchreise das Land, sich eine Braut zu wählen. Mit Ungeduld harrte seines Besuches die Gräfin: aber der junge Fürst zog an dem Schlosse vorüber. Da ließ sie ihre Wuth gegen Alle im Schlosse aus: besonders hatte es die Magd im Thurme zu fühlen, daß sie so schön sey. Eben hatte sie wieder die Unbilden der boshaften Gräfin zu ertragen, da erbebte die Burg, und Zwerge traten herein und brachten den rothen Schuh und die goldene Nadel und sagten, jene sey des Fürsten Braut, welcher Beydes gehöre. Da griff die Gräfin darnach. Zu gleicher Zeit aber traten der Fürst und die Hirtin ein;

mit grossem Gefolge; die Hirtin verkündete, daß Bertha des Grafen rechtes Kind sey, Hylda sey ihr eigenes, das sie ausgewechselt habe, um sich zu rächen. Zum Zeichen trage ihre Tochter Schafhaare auf den Armen, wie sie, die Alte, selber.

Da stürzte sich die Gräfin vom Thurme, der Graf enteilte auf seinem Hengste und Bertha wurde des jungen Fürsten, des früheren Knappen, schöne Gemahlin. Neuenhammer.

6) Das Wort Hankerl findet sich auch südlich, so bey Ensdorf, und gilt wie Fankerl für Teufel.

§. 21.

Zwargl an der Waldnaab.

Vor dem Fichtelgebirge, an der Waldnaab hinauf, tragen die Zwerge, Zwargl genannt, mehr den Charakter der Waldleute. Sie wohnen im Walde in den Steingruppen, in Felsen, an welchen kleine Thürchen ein- und ausführen, und stehen unter einem König, dem „Zwargl-Küni.“ Sie sind daher auch Hüter des Waldes und strafen die Waldfrevler.

Ein Bauer von Neustadt stahl einstens Holz; da kam ein Zwerg, drohte ihm mit dem Finger und warnte ihn mit den Worten: „Beym Tage arbeitet man, bey Nacht ruht man.“

Doch gehen sie auch hier in die Bergmännlein über: da sie meistens „unterirdisch“ sind, arbeiten sie in den Bergwerken und stehlen das Gold und Silber

daraus; deßhalb sind sie böse Leute. Sie haben ihre eigenen Feste, an welchen sie feyern, und kommen gern am Rhein zusammen, weil da viel Gold und Silber ist. Bärnau.

Sie können die Menschen verwünschen, ihnen aber auch Gutes thun, besonders wenn man ihnen Speisen von Mehl in den Wald hinlegt. Doch nehmen sie niemals Wohnung in deren Häusern; oft haben sie den Menschen schon geholfen, welche in der Noth verzweifelnd in den Wald kamen; während die Leute im Walde arbeiten, helfen sie die Arbeit zu Hause thun, und auch im Walde geht die Arbeit leichter.

Sie sehen aus, wie kleine Menschen, die Männchen voll Bart, breitenlang, die Weibchen sehr alt, in graue dicke Kittel gewickelt, kurz an Armen und Füssen, dick am Kopf. Wenn auch kaum ein paar Schuh hoch, sind sie doch sehr stark. Nach Belieben können sie sich sichtbar und unsichtbar machen. Neustadt.

Früher sah man sie sehr häufig.

§. 22.

An der Vils.

1) Im Kricklhof bey Hirschau hausten auch einmal Zwerge, zwey Männlein, von den Leuten: Böybla oder Büblein genannt, nicht im Hause selbst, sondern in einem unterirdischen Gange, der bis Aschach führt und dort an einem Felsen im Stadel ausgeht, wie es auch im Kricklhof der Fall ist.

Sie arbeiteten den ganzen Tag für die Leute, nach Gebetläuten nicht mehr; ihr Geschäft war: Bett aufmachen, Kinder warten, Feuer anmachen, kehren, putzen, ausmisten, Dung aufladen, waschen; doch gingen sie nie zu diesem Zwecke in's laufende Wasser. Sie hatten es nicht gerne, gesehen zu werden; man stellte ihnen daher ihr Essen in einem hölzernen Schüsselchen mit einem hölzernen Löffel in eine Wandnische, wo sie es ungesehen abholten, und wollte man sie zur Arbeit haben, rief man die „Böybla."

Sie waren nicht höher als drey Schuh, mit grossem Kopf und Mund, und trugen grobleinenes, fadenscheiniges Gewand, zugegangene Holzpantoffeln und auf dem Kopfe eine spitze Haube. Die Bäuerin ließ ihnen daher einmal zum Christkindl neue Kötzerln und Holzpantöfferln machen, legte sie ihnen hin und bedankte sich für ihre Dienste, vergaß aber dabey zu sagen, sie möchten wieder kommen. Da packten die Zwerge zusammen und verliessen den Ort, man hörte sie noch weit in den Gang hinein weinen. Sie zogen nach Aschach und dienten dort, wanderten aber auch hier wieder aus, als neue Leute aufzogen, welche Nichts von Gott wissen wollten. Seitdem wurden sie nicht mehr gesehen.

2) Zwischen Aschach und Raigering, bey Amberg, liegt ein kleiner Berg, der Zwarglberg, ganz zerklüftet. Durch die Klüfte hin führt ein unterirdischer Gang bis Aschach in das Haus eines Bauern. Diesem halfen die Zwargl in der Hausarbeit, buken Brod im Back-

ofen, rührten aus, molken die Kühe, reinigten den Stall. Ihrer kleinen Gestalt zu spotten und der zerrissenen Röckchen, legten böse Leute ihnen einmal lange neue Kleider hin. Da fingen die Kleinen zu weinen an und liessen sich seitdem nicht mehr sehen. Amberg.

§. 23.

An der Laaber.

1) Zu Kircheneidenfeld bey Velburg waren in einem Bauernhause auch Zwerge, ein Paar, Männlein und Weiblein, und so klein, daß ihrer sechs in einem Backofen dreschen konnten. Sie gingen allen Leuten sichtlich aus und ein und kochten sich selbst, ohne daß man wußte, woher sie die Lebensmittel nahmen. Das Wasser hiezu holten sie sich im Hollenberge, damit sie kein Salz brauchten: denn es war selbst salzig.

Fleissig und unbemerkt verrichteten sie die schwersten Arbeiten im Hause für die Bauern. Einmal aber kochte die Bäuerin Knödl, und weil sie Verdacht nahm, daß ihr durch die Zwerge Manches abhanden gekommen, zählte sie dieselben. Das verdroß die Kleinen so sehr, daß sie ausblieben, worüber die Leute heute noch jammern.

2) Beym Bäck in Lengenfeld, bey Velburg, waren vor etwa vier Stämmen Zwerge im Hause. An Feyerabenden Nachts, wenn Alles schlief, arbeiteten sie für die Menschen; fegten, spülten ab, putzten die Schuhe: wenn sie nichts zu arbeiten fanden, weinten sie. Sie waren $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, menschenähnlich, gut gekleidet.

Man hörte sie auch beten in ihrer Sprache. Eine Magd hat ihnen einmal einen Ofenknödel auf die Ofenbank hingelegt, in der Absicht, ihnen etwas Gutes zu erweisen, weil man nicht wußte, wovon sie lebten. Das verdroß sie und sie verschwanden.

Noch sieht man im Keller den Gang, der zu den Zwergenlöchern, den Kammern der Zwerge führt. Das erste ist etwa 4 Fuß lang und breit, das zweite gleich groß, das dritte so geräumig, daß man aufrecht darin stehen kann. Die Decke ist gewölbt, der Boden flach, das Ganze sehr fleissig im Kalkfelsen ausgearbeitet. Weil für eine Lichtöffnung nicht gesorgt ist, muß man Lichter mitnehmen. Die Gänge selber sind backofenförmig und ganz enge, daß man mit ausgestrecktem Leibe durchschliefen muß: sie führen bis zum Braukeller, etwa 70 Schritte weit.

§. 24.

Bergmännlein.

Sie sind jene Art Zwerge, welche die Erze, besonders Eisen, aus der Erde fördern. Sie kommen, zuerst Einer, dann immer Mehrere nach einander, in den Schacht und treiben die Bergleute hinaus, ohne ihnen gerade Etwas anzuthun. Sie zeigen sich aber nur in der zwölften Stunde bey Tag oder Nacht, weßhalb auch um diese Stunde in den Bergwerken geläutet wird, um die Arbeiter aufmerksam zu machen, daß die Zwerge

kommen. Man ist froh, wann sie erscheinen, denn ihre Ankunft deutet auf gutes Jahr.

Sie sind klein und grau, wie die Bergleute gekleidet, mit Oellampen. Haben sie gearbeitet, sieht man doch nichts davon.

Am Ochsenkopf, bey Bullenreut und Ebnat, zeigen sie sich gar häufig.

Selbst weiter unten an der Triebeisenmühle bey Roding gab es sonst kleine Erdmännlein, Erzleute, welche Erz aus der Erde gruben. Sie gingen aber auch in die Häuser und halfen den Menschen die Hausarbeit thun, wenn man ihnen Etwas in der Schüssel ließ.

§. 25.

Hüttenmännlein.

1) Eine andere Art der unterirdischen Zwerge hat es mit dem Schmelzen der Metalle, besonders des Eisens, zu thun, und wählt daher die Eisenhämmer zum Orte ihrer Thätigkeit. Bey den vielen Hainmerwerken in der Oberpfalz ist der Glaube an das Daseyn dieser kleinen Wesen sehr allgemein; sie erscheinen, wie die Hüttenleute, mit Schurzfell um den Leib und der Schmerkappe auf dem Kopfe, dabey klein, wie Alle ihres Geschlechtes und grau von Farbe.

2) Es war am heiligen Christabende, da ritt ein Ritter von seinem Landsitze Spielberg nach seinem Eisenhammer, der damals zur Oedenmühle hieß. Die Stunde Weges, die er sonst brauchte, wollte kein Ende nehmen,

es ward finster, der Sturmwind heulte und der Schnee fiel dicht. Er hatte sich verirrt. Da vernahm er den abgerissenen Schall des Glockengeläutes, welches die frommen Christen zum mitternächtlichen Gottesdienste rief. Zugleich aber stutzte sein Roß und schnaubte und bäumte sich und wollte nicht mehr weiter. Ein Männlein hielt den Gaul fest an der Mähne. Der Ritter aber führte einen starken Streich darauf und es seufzte und verschwand. Doch sollte es dem Ritter leid thun: denn er befand sich in einem Sumpfe und bis an den Sattelknopf darin versunken. Und er wäre sicher hier umgekommen, wenn nicht auf einmal hinter ihm die Feueressen ihre Feuergarben emporgeworfen und die Schmidhämmer laut zu schlagen angefangen hätten. Da erst fand er sich zurecht und in kurzer Zeit hatte er seinen Hammer erreicht. Aber groß war sein Zorn, daß die Hammerleute die heilige Nacht mit knechtischer Arbeit entweihten. Er stürzte auf die Hütte zu, stieß die Thüre auf — Alles war still wie das Grab, und Niemand zu sehen: nur ein Zwerg kauerte in der Esse vor einer glühenden Kohle und rührte mit einem Spieß die Schlacken im Herde. Und wie er auf dasselbe losfuhr, um es zu packen, entschlüpfte es seiner Faust und kollerte im Schlote hinauf, und ein dichter Feuerregen fiel herab, und in Kurzem stand alles Gebälke in Rauch und Feuer und versank in Asche.

Laut jammerten die Hüttenleute, die nun ohne Obdach waren. Von ihnen erfuhr der Ritter, daß der Zwerg ein Hüttenmännlein gewesen sey, ein guter Geist,

der dem Verirrten auf den rechten Weg helfe, und den Gang der Hüttenfeuer in besseren Stand bringe, geneckt aber oder mißhandelt, zum bösen Geiste werde, der Alles verwüste und Nichts aufkommen lasse. — Die Hammerhütte wurde zwar wieder aufgebaut, aber vom losbrechenden Weiher von Grund aus zerstört. Sie mußte bachabwärts versetzt werden, da wo jetzt der Neuenhammer ist.

3) Auch zu Neuenhammer war noch vor etwa fünfzig Jahren ein Paar dieser Leutchen. So wie am Samstage die Dämmerung begann oder die „Manla" umgingen, fingen die Hüttenmännlein die ganze Nacht hindurch zu arbeiten an. Man sah zwar am folgenden Morgen nichts von ihrer Arbeit, aber in der Woche darauf schmideten die Hammerleute aus dem Feuer mehr Eisen heraus als sonst. Sie arbeiteten nur, wenn die Menschen ruhten. Selten, und da nur den Bekannten, liessen sie sich sehen: Fremde scheuten sie. Ein junger Hammergeselle, der eben zukam, hörte davon, daß sie in der Kohlenschwinge schliefen; neugierig kehrte er die Schwinge um und sah bey einem Astloche heraus. Die Männlein kamen und arbeiteten, wie sonst. Wie sie aber mit dem Kolben fertig waren, sprang der Eine davon zur Schwinge und bohrte mit dem glühenden Eisen in das Astloch hinein. Doch verlor der Knecht das Licht nicht, es blieb ihm nur das Auge roth und die Brauen waren versengt zur Strafe seiner Neugier. — Oft fanden auch die Hammerleute die Schwinge voll Silberstücke, aber Keiner wagte es, darnach zu langen. Später

fanden sie dann immer neue Thaler. Die Schwiegermutter des jetzigen Besitzers hatte Erbarmen mit den Kleinen; ihre grauen Kitterln waren gar so fadenscheinig, wenn sie selbe auch noch so sehr schonten und zur Arbeit auszogen; sie ließ ihnen neue Röckchen auf den Ambos legen. Da vernahm man grosses Wehklagen auf dem Hammer: mit dem Geschenke entfernten sie sich und kamen nicht wieder; doch hört man noch zeitweise die Blasebälge ohne allen Anlaß gehen und den Hammer, bis man ihn stellt.

4) Ein Hüttenmännchen hat auch zu Zeiten auf dem Hammer zu Hobach gearbeitet, wenn die Hüttenarbeiter Feyerabend machten. War Eines da, kamen bald Mehrere nach. Bälge und Hammer gingen, Feuer glühte und sprühte, aber am Morgen war doch Nichts gearbeitet.

Ebenso im nahen Hammer Seligenau.

5) Auf dem Baigenhammer unfern von Neuenhammer waren ihrer Drey, welche die schönsten Waffen schmideten: auch sie schieden weinend, als man ihnen ein neues Dingad machen ließ.

§. 26.

Venetianer.

1) Zu den Erzgewinnenden Bergmännchen gehören die räthselhaften Venetianer; sie kommen und gehen im Windgespreil, das oft thurmhoch steigt, in der Windsbraut; in weiter Ferne, gegen Süden, ist ihre Heimat;

sie suchen nach edlen Erzen in den oberpfälzischen Bergen, besonders im Fichtelgebirge, und kehren reichbeladen zurück. Einer von ihnen soll einst gesagt haben: „Wirft Mancher einen Stein nach der Kuh, und ist der Stein mehr werth als die Kuh." Ebnat.

Grösse und Aussehen ist wie bey den Bergmännchen.

2) Als einmal Einer von Ebnat auf seine Wiese am Raabranger ging, sah er am Ufer des Flusses ein kleines Männchen mit dreyspitzigem Hute, Schurzfell und Waidtasche, auf einem Felsenstücke sitzen und auf einen Stein in seiner Hand mit dem kleinen Hammer loshämmern. Wie es den Fremden bemerkte, verschwand es, kam aber gleich auf einer andern Sandwelle in der Naab wieder zum Vorschein, und so äffte es den Mann so lange, als dieser ihm nachging. Es war ein Venetianer.

3) Ein Anderer von dort trieb sein Vieh auf die Weide an einem Felsen vorbey. Da sieht er oben ein Männchen Steine klopfen; er geht zu ihm hinauf und sieht nichts: dafür hört er unten klopfen. Das trieben Beyde so einige Zeit lang fort, bis der Mensch in Furcht gerieth und davon lief.

4) Doch nicht immer sind diese Venetianer zwergartig; oft sind es Menschen, welche mit dem Bösen im Bunde stehen, mehr können als unser Eines und gleichfalls auf edle Metalle in der Oberpfalz suchen: sie kommen geraden Weges von Venedig in der Luft durch die Windsbraut hergetragen.

Es wurde einmal Heu heimgefahren. Da erhob sich das Windgespreil. Ein Bube, der neben dem Wagen

ging, warf sein Messer hinein. Dieses wurde nicht mehr gefunden und die Sache vergessen.

Der Bube wuchs zum Manne und mußte eine Reise nach Venedig unternehmen. Wie er nun herumgeht, die Wunderstadt zu beschauen, sieht von einem Hause Einer zum Fenster heraus, der ihn hinaufruft und gastlich bewirthet. Als er ihn entließ, sagte er: „Ich habe nur Ein Auge. Das verdanke ich dir." Der Fremdling war hierüber umsomehr betroffen, als er den Mann gar nicht kannte. Da ging der Wirth hinaus und kam nach einiger Zeit als Venetianer gekleidet herein und zeigte dem Gaste ein Messer, ob er es nicht kenne.

Nun gingen diesem die Augen auf: er erkannte den Venetianer, den er als Knabe gar oft in seiner Gegend nach Goldsand suchen gesehen hatte. Ebnat.

5) Zu Pfingsten und Fronleichnam zeigen sich die Venetianer auch jetzt noch an den Bergabhängen von Fuchsmühl.

IV. Wald.

§. 27.

Heilige Wälder.

1) Baum und Wald waren dem Germanen heilig, lucos ac nemora consecrant. Von der Verehrung der Bäume haben sich in der Oberpfalz manche Nachklänge erhalten. Man schreibt den Bäumen sogar eine Art Persönlichkeit zu.

Noch jetzt bitten die Holzarbeiter um Neuenhammer den schönen gesunden Baum um Verzeihung, ehe sie die Axt an ihn legen, um ihm das Leben abzuthun, und der Baum seufzt und blutet, wenn er umgehauen wird; stöhnend stürzt er zu Boden: denn ungern läßt er das Leben.

Wenn der Wind durch die Baumkrone zieht, so neigt sie sich und beginnt zu sprechen. Die Bäume verstehen sich. — Die Wälder singen, wenn die Luft durch sie streicht.

2) In einem alten Buchenwalde standen zwey riesige Buchen nebeneinander. Es war Abend, und traurig hing die eine die Zweige, weßhalb die Nachbarin frug, was sie habe, daß sie das Haupt so senke. Jene aber hub an, daß gestern der Förster hier gewesen sey und sie auf morgen zum Fällen bestimmt habe: sie werde nun bald das Leben lassen. Wehe mir, erwiderte die Nachbarin, da wirst du auch mich im Falle verletzen, und die Erste schwieg, noch mehr betrübt durch diesen Ausbruch der Selbstsucht. Am andern Tage aber kam der Förster mit dem Herrn des Waldes, und beyde fingen darüber zu streiten an, welche von den beyden schönen Buchen gefällt werden solle. Da beugten sich beyde Bäume seufzend hin und wieder. „Wer hat geseufzt?" rief der Herr. Es war aber Niemand da, der Antwort gab.

Furcht trieb sie von dannen, und die herrlichen Bäume blieben verschont. Neuenhammer.

3) Früher hatten die Bäume und alles Holz keine

Aeste vom Kern heraus, sondern bloß auf der Oberfläche, weßhalb sie sehr gut zu bearbeiten waren. Das machte die Holzarbeiter ganz übermütig, und sie verspotteten selbst St. Peter, als er einmal vorüberging. Der aber ward gar böse darüber und schlug im Zorne die Baumäste bis in den innersten Kern hinein. Seitdem müssen die Zimmerleute ihr Brod auch wie andere Menschen im Schweiße ihres Angesichts gewinnen. Ebendort.

4) Auch mit den Menschen tritt der Wald in Verbindung nach dem Sprichwort: Wie den Wäldern geht es den Menschen — zur Mahnung, daß der Wald hoch zu ehren sey. — In ähnlicher Auffassung der hohen Wichtigkeit des Waldes für Land und Leute äusserte sich auch im Jahre 1851 bey Einführung der zu Stuttgart tagenden Deutschen Forstwirthe der damalige Präsident Waldmann, Vorstand des gesammten Forstwesens in Bayern und erprobte Autorität in Forstsachen: „So lange die Deutschen Wälder grünen, wird auch ein kräftiger Volksstamm in ihrem Schatten ruhen!“

5) Auf eine Zeit lang haust die büssende Arme Seele im Baume, hohle Bäume bergen oft Schätze und auf bekreuzten Baumstämmen ruht das gehetzte Holzweibchen aus.

An die Bäume des Waldes hängt der Mensch jetzt noch die Bildnisse seiner Heiligen, an sie befestiget er die Gedenktafeln, wenn ein Unglück in der Nähe geschehen, in Wäldern stellt er die Todenbretter auf.

Merkwürdig ist der Gebrauch um Voitenthann, daß

jeder Wanderer, der an einem so geheiligten Baume vorübergeht, einen Stein zuträgt und hinwirft: je grösser der Stein, desto grösser die Sündenlast, die ihm vom Herzen fällt.

6) Die Wälder sind heilig: ihrer hütet der Hoymann. Dieser ist ursprünglich Wodan, welcher den Wald heiligt, in dem er verehrt wird. Wo er geht, klagt er hoy, hoy, weil sein Reich zu Ende gegangen ist; dieser Ruf, der früher, als sein Dienst noch blühte, nur die Unberufenen von der geheimnißvollen Feyer ferne halten sollte, ist jetzt zum Klageruf geworden.

Von diesem Dienste zeigt noch der Ausdruck: Hoymann statt Wald- und Flurwächter, hoya für: ein Pfandzeichen, Hoyschaub aufstecken. Dieses „Hoyschau" besteht in einer Stange, an deren Spitze ein Strohband so befestiget wird, daß sie in zwey schräge Arme ausläuft, und so eine Gabel bildet; hoya heißt aber auch: einplanken. Dazu stimmt auch der Name jedes Waldes, der so gehütet wird: Hoy = Hag, der eingehegte, befriedete Wald. Ich habe im ersten Theile Drud, Hexe und Bilmesschnitter auf Priester und Priesterinen zurückgeführt: ich muß es folgerichtig auch hier thun. Der Hoymann ist ursprünglich der im Walde verehrte Gott, dann sein, den heiligen Wald hütender Priester, und Strafe ereilt den, welcher unbefugt den Hag betritt; er wird vom Hoymann gepfändet und zahlt Busse.

7) Hoy als Wald kann nicht allgemeine Bezeichnung für letzteren seyn; diese Benennung kann daher auch nicht überall vorkommen. Tritt sie aber irgendwo

in grösserer Häufigkeit auf, so darf man auch den Schluß ziehen, daß hier eine religiöse Stätte höherer Geltung, ein National-Heiligthum gewesen sey. Eine solche möchte ich für die Gegend um Velburg, welche auch in anderer Beziehung höchst merkwürdig ist, in Anspruch nehmen, denn bis jetzt habe ich die Hoy nur hier gefunden, und zwar in auffallender Zahl.

8) Diese Hoya sind weiters kleinere Waldungen, in Ebenen gelegen und von fruchtbaren Feldern umgeben, sie konnten daher niemals Haiden seyn. Es besteht eine eigene Scheu davor, sie abzuroden, obwohl es lohnend wäre; man findet wenig grössere Ortschaften, die nicht ihr Hoy hätten. Dergleichen befinden sich am Fusse des Habsberg hin, die Finsterhoy, die Harrenshöfererhoy, ober Lengenfeld, die Ginchingerhoy, die Mantlacher, die Deusmaurer u. s. w.

9) Fast alle diese Hoy haben ihre Sagen, welche den mythischen Charakter wahren. In ihnen trifft man auf die umgehenden Dinger, geisterhafte Menschen oder Thiere, die sich über den Weg legen und den Wanderer nöthigen, sie zu überschreiten. Dieser wagt es nicht, und will sie umgehen, was er wieder nicht vermag, weil diese Dinger sich unendlich in die Länge strecken, oder die Lage ändern und so vom Wege abführen.

Man tritt auch darin gar häufig auf Irrwurzen: dann kennt man sich nicht mehr aus und verirrt sich.

10) Vor Allem aber ist es der Schimmel, das heilige Thier des Wodan, welches in und an diesen

Hoyen, bald mit, bald ohne Kopf und Reiter, geht. Mit dem Reiter zeigt er sich in der Ginchingerhoy, dann am Fusse des Petersberges bey Deusmauer, reiterlos auf den Glaswiesen am Hammer, der gefürchtetste von Allen.

Auf dem Peterberge ist eine uralte Kapelle; von oben herab, ein Stück um den Berg, reitet der Schimmelreiter.

In der Harrenshöfererhoy, wo auch das Hoyweibl geht, ist mitten eine Fläche, mit heiligen Bildern, überdacht; auf dem Dache steht der heilige Jakobus; man heißt diese Stelle bloß beym Jakob. Vielleicht stand hier eine Säule des Wodan; denn St. Jakob reitet wie dieser auf einem Schimmel.

11) Nordöstlich von dieser Hoya, zwischen Kastl und Sulzbach, ist ein bewaldeter Berg, Schwarzenberg genannt; durch ihn führt der Götzensteig nach Götzendorf. Ueber diesen Berg zog eine Römerstrasse von Ursensolln her. — Mitten im Walde am Steige hauste nach der Sage ein schwarzer Mann; es stand auch eine uralte, schwarzgewordene Figur dort, auf einem kleinen Gemäuer, einer Mumie ähnlich, die man für ein Götzenbild hielt. Allgemein ist diese Stelle gefürchtet.

Etwa 5/4 Stunden ab ist der Frankenhof. An der Kirchweih wird hier der Wiesentanz aufgeführt, unter zwey Linden; die Wirthe müssen dabey auffahren und auskochen.

12) Zwischen Sulzbach und Amberg, nahe an letzterm, erhebt sich rechts von der Vils ein langgestreckter Berg-

rücken. Der Ausläufer ist bewaldet, voll Schluchten und Abgründe, mit einem frischen Quellchen. Hier soll eine Druidin gehaust und den Heiden die Zukunft verkündet haben. Von den Opfern, die den Göttern da gebracht wurden, heißt das Wäldchen: „Götterhain."

10) Höher hinauf, um Voitenthann, trifft man wieder den umgehenden Schimmel; im Steinwalde dort ist auf einer Anhöhe an einem Bache eine uralte ungeheure Buche, Saubuche genannt, daneben grosse Steinblöcke; man weiß nicht, wie sie hergekommen sind. Da geht ein weisses Roß, ein schwarzer Pudel, ein kleines weisses Männchen. Ringsum ist offener Platz.

Ferner in Neuenholz zwischen Korn- und Voitenthann, an einem Weiher: am Eingange geht der Schimmel und ein weisses Männchen, in der Mitte eine Sau. Zwey Bäume sind mit Bildern behangen, am Eingange mit der Muttergottes, in der Mitte mit der heiligen Dreyfaltigkeit.

14) Am Böhmerwalde hin sind die Schimmel selten. Doch zeigt er sich auch bey Waldthurn und bey Oberviechtach am Wirthsbühl unfern dem Muracherwalde, vor einem grossen Felsen an etwa tausend Schritte bis zu einem Kreuze an der Fausenz, bald mit, bald ohne Reiter.

15) Weiter unten am Böhmerwalde hin gehen statt der Pferde Rinder; sie vertreten die Stelle der Schimmel an den Hoyen umsomehr, als auch sie meist weißgezeichnet sind, und auf Waldwiesen wie jene erscheinen; sie deuten auf den Dienst des Freyr.

Auf dem Wege von Todesdorf nach Thannstein kömmt man an eine Stelle, „Gwendd" genannt; da gehen mehrere Stück Vieh, weißgefleckt, in den Wiesen herum. Einer hielt sie für verhütet und ging darauf los, um sie hinauszutreiben. Als er aber den Arm erhob, um zuzuschlagen, konnte er nicht mehr weiter und die Rinder stiessen auf ihn ein und verfolgten ihn bis zum nächsten Kreuzweg, wo sie verschwanden. Der Mann trug noch lange schwarze Flecken als Spuren der Stösse.

Auf dem Wege von Thannstein nach Hannesricht geht ein Kalb vom Kreuzweg bis zur Brücke, wo es sich wendet.

Zwischen Thannstein und Winklarn schreyt in einem Walde, Kieselholz genannt, ein Stier um Mitternacht. Man stellte schon Jagden auf ihn an, hörte ihn auch schreyen, bekam ihn aber nicht zu Gesicht.

Unweit Thannstein am Walde ist ein Stein, der von seiner Gestalt das steinerne Kanapee heißt; da geht ein Stier. Der Hirt ruhte einmal auf dem Steine aus, als der Stier ohne Kopf brüllend daher kam und den Stein umkreiste, worüber der gute Mann in solche Angst gerieth, daß er bald darauf starb.

In der Schönau geht ein weißgefleckter Stier vor dem Hüttenbauernhofe bis zum Stadel herum.

Im Walde zwischen Tiefenbach und Hochfeld ist ein Felsen, von seiner Gestalt das steinerne Kirchlein genannt. Auf der nahen Wiese gehen drey weißgefleckte Ochsen bis zum Kirchlein. Einst spannte man beym Heuladen

die zwey Kühe vom Wagen und ließ sie weiden. Als die Bäuerin das Mittagessen brachte, zankte sie, daß man fremdes Vieh weiden lasse: sie hatte nämlich fünf Stück Vieh gesehen. Dieser Ort ist daher sehr gefürchtet, und man scheut sich sogar, ihn abzumähen.

Zu diesen Hoya gehören auch die vielen heiligen Hölzer und Bannhölzer, ursprünglich wohl dem Götterdienste geheiligte Wälder, welche später, als das Christentum siegte, in das Eigentum der Fürsten oder Kirchen übergingen. So besitzt das Kirchlein einer kleinen Ortschaft, Höhenberg, bey Neumarkt, einen Wald, Heiligenholz genannt: er gehört dem Heiligen, der in der Kirche rastet, deßgleichen die Kirche zu Theining, wo St. Willibald rastet.

§. 28.

Hoymann.

1) Der Hoymann ist ein geisterhaftes Wesen, welches an bestimmten Stellen allein geht und seine Gegenwart durch Rufen kund gibt.

Die Benennung Hoymann ist die allgemeinste. Doch heißt er auch Haymann — Rötz, Treffelstein — Hömann oder Hemann — Neunburg, Tiefenbach, Waldmünchen, Muschenried, Ebnat, Hirschau — Hüamann — Amberg, Vohenstrauß. Von seinem Rufe: hoy, hoy — ha hay — ho ho — ho helfts — höhö — he he — he helfts, den er zeitweise mehremal nach einander ausstößt, und

so starktönend gibt, daß man ihn Viertelstunden weit vernimmt, hat er den Namen.

Die Leute halten ihn für den Teufel — Ebnat — auch für eine Arme Seele, die nicht zum Erlösen ist, oder einen verwunschenen Geist. Treffelstein.

2) Seine Gestalt ist theils die eines grossen Mannes, theils riesenmässig; er hat eine riesenmässige Höhe und reicht bis an die Wolken. Neunburg. Um Rötz hüllt er sich in einen lichten blauen Dampf, der anfangs klein wie ein Licht immer grösser wird und seine Gegenwart verräth. Zu Neuenhammer ist er auch so dick wie ein Kachelofen, dagegen wird er bey Schönsee als Hoymannl — zum Raben.

An den meisten Orten trägt er einen grossen Scheibenhut auf dem Kopfe. — Bey Oberviechtach ist er gekleidet wie ein Bauer mit dreygestülptem Hute, in weißleinenem Kittel mit einem Gesichte von Baum-Mies — Oberbernried — in einer Kutte mit Kapuze, mit kleinwinzigem Gesichte und langem weissen Barte, — Neuenhammer — wie ein Jäger mit spitzem Jägerhute — Bilseck — oder in grauer Jägerkleidung mit kleinem runden Hütchen — Waldmünchen — und immer in dunkler, schattenartiger Farbe. Kopf und Körper sind wenig unterschieden. Bleystein.

Um Fronau trägt er eine Sag = Säge in der Hand, und ein Längholz, dreymal so lang als ein Scheit Holz, auf der Schulter.

Er heißt auch vorzugsweise der starke Mann — Neuenhammer — der grosse Mann — Bärnau.

Bey Theining geht er in der Schlirfahoy, einem grossen einsam stehenden Föhrenwalde, als Jäger mit Flinte und grünem, aufgestülptem Hute, wovon er Gröyñhöydl heißt.

3) Sein Aufenthalt ist der Wald, dann auch Flur, Sumpf und Moor, an bestimmter Stelle; er geht immer nur denselben Weg. Er hat somit seinen eigenen Wald, seine besondere Flur, auf welche er wandelt, über welche er nicht hinaustreten darf. Er ist ja verwunschen und damit eine Gränze für seine Herrschaft gesteckt.

Früher eine alltägliche Erscheinung, ist er jetzt selten und sein Erscheinen meist nur in der Sage aufbehalten.

So ist er heut zu Tage noch zu sehen in der Spitalwaldung zu Neunburg, — bey Neukirchen B. an einem Stein im Krapfelbergerwalde, wo vordem eine Schlacht mit Trabanten geschlagen wurde, welche hier begraben liegen, — in der Schlucht von Tiefenbach nach Thannstein; er hat seinen gewissen Wald zu Obervichtach — geht noch zu Gmund bey Grafenwöhr immer auf demselben Wege im Staudenwerk — in dem Wäldchen zwischen Hohentann und Neuendorf, wo er mit seinem Schreyen die Pferde schreckt, daß sie nicht durchwollen, — im Wernerahauch bey Bärnau, einem kleinen Wäldchen, — am rauhen Kulm — und so an vielen Orten.

4) Man sieht ihn immer gehen, — manchmal schreitet er neben den Leuten einher, über Wald und Wasser, auf den Spitzen der Bäume; man sieht ihn

auch oft am Horizonte auf den Fichtengipfeln, zur Hälfte versinkend, dahin schreiten. Neuenhammer.

Zu Vohenstrauß schwebt er spät Abends an den Waldsäumen über den Gipfel der Bäume. Manchmal, aber selten, ruht er auf den Baumstöcken aus, lieber noch auf den Steinmauern um die Aecker. Tiefenbach. — Während des Gehens ruft er; doch hört man oft bloß den Ruf, ohne ihn selbst zu sehen. Neuenhammer. — Dieser Ruf ist warnend; denn der Hoymann straft den Waldfrevel: wer ihm nicht gehorcht, der kehrt nicht mehr zurück. Schäferey. — Der Ruf scheint stets aus dem Walde zu kommen, auch wenn man ihn auf dem Felde sieht — und ist wie von groben Männerstimmen — Neustadt — um Vohenstrauß gleich dem einer Eule.

5) Wenn der Hoymann ruft, darf man ihm nicht antworten: denn er hält sich dadurch für verspottet. Einem solchen setzt er sich auf den Rücken, und der muß ihn dann so lange tragen, bis er an seine Wohnung kömmt, wo er von selbst wegfällt — Falkenstein — oder so lange, bis seine Zeit aus ist. Rötz. Wer ihm Antwort gibt, muß nachgehen und geht so irre. Bärnau.

Wer seinen Ruf nachmacht, vor dem steht er — Neunburg — und wer ihn ausspottet, bekommt eine Schelln = Ohrfeige. Oberviechtach.

Oft glaubeu die Leute, wenn sie ihn hören, es habe sich Einer verirrt, und gehen dem Rufe nach: diese werden von ihm verführt. Sieht man ihn vor sich hergehen, darf man ihm nicht folgen: er führt in die Irre,

oder hugelt gar auf. Tirfenbach. Der Grünhütchen bey Theining spricht die Reisenden sogar an: „däu gái hea!“ — und folgen sie ihm, gehen sie irre. Sie sind sehr schwer und der Wanderer fühlt sich wie gebunden. Neustadt.

Ungestört thun sie Niemanden etwas zu Leide — Bleystein — sind daher auch nicht gefürchtet. Neuenhammer.

6) Die Zeit seines Erscheinens ist eine unbeschränkte, bey Tag wie bey Nacht. — Im Sommer zeigt er sich besonders, wenn das Heu von den Wiesen ist — Neuenhammer — bey Neustadt vorzüglich im Herbste und Advent.

An Allerseelen kommt er zu Rötz häufig bis an das Städtchen hinan.

7) Merkwürdig ist, daß hinter ihm die wilde Jagd einhergeht. Bleystein. Hier ist daher unzweifelhaft Wodan unter ihm verborgen. Riesengrösse, Scheibenhut, Mantel, Rabe, die geisterhaften Schimmel machen ihn ausserdem als solchen kenntlich. — Wo er aber mit umgehenden Rindern zusammentrifft, möchte ich auf Freyr rathen.

Zeigt sich der Hoymann in menschlicher Grösse, ist er der Priester des Gottes.

§. 29.

Sagen.

1) Im Krapfelberg bey Tiefenbach, hört man gar oft den Hemann rufen. Eine Dirn vernahm einmal Abends um Gebetläuten auf dem Felde den Ruf: „He helfts!“ Sie lud eben Heu auf und rief mutwillig: „Da geh her!“ Kaum gesagt, hatte sie ihn schon auf dem Rücken und mußte ihn tragen bis zum nächsten Kreuzweg. Von derselben Stunde an gewann sie einen krummen Rücken.

2) Ein Bauer führte am Samstage nach Gebetläuten am Krapfelberge Heu ein. Wie er aufgeladen hatte, setzte sich die Bäuerin auf den Wagen hinauf. Da schreyt der Hemann: He he he! Das Weib fängt, so sehr ihr auch der Mann wehrt, zu reden an, in der Meynung, es habe sich Jemand verirrt und rief: „Da geht her!“ Augenblicklich war der Hemann auf dem Wege zum Wagen. Der Bauer aber beeilte sich, davonzukommen, und seufzend rief ihm der Hemann nach: „Ach, du hättest mich erlösen können, wer wird es jetzt thun!“

3) Wenn der Großvater der Erzählerin aus Waldmünchen in den Böhmerwald hineinfuhr, um Holz zu holen, setzte sich der Hemann gar oft zu ihm auf den Wagen, und man war diese Erscheinung so gewöhnt, daß man ihn ungeredter sitzen ließ, bis er selbst herabstieg.

4) Die Erzählerin, von Lirentöfering, hat den Hemann gar oft schreyen gehört. Er hat seinen gewissen Wald, wo er auf- und abgeht, den er nie

verläßt. Er ruft gewöhnlich Abends und Mittags ganz vernehmlich: „he helfts!" Dieses schreyt er oft in Zwischenräumen.

Eine Dirne sah ihn um Mittagszeit als Jäger im Walde, während die Anderen nach dem Streurechen schliefen.

Das Holz, wo er gehört wird, heißt bedeutsam Halingholz = Heiligenholz.

5) Es ging ein Schneider einmal Nachts von Redwitz nach Konersreut, bey Mondlicht, da hörte er den He-Ruf des Hemannes. Schnell bekreuzte er sich. Der Hemann aber stand neben ihm, ein grosser, langer, schwarzer Mann, und ging mit ihm, so lange der Wald dauerte. Der Schneider wurde natürlich vor Schrecken krank.

6) Ihrer Drey aus Bärnau, sie leben noch, gingen Nachts auf das Holzstehlen und nahmen ein Mädchen mit zum Aufpassen. Sie fangen an, eine Buche abzusägen, und wie sie in Mitte der Arbeit sind, kommt das Mädchen gelaufen und meldet, vom Berge da oben komme Etwas herunter. Die Männer aber richten sich zum Kampfe. Da hörten sie das Geschrey: Hemoañ, Hemoañ, immer näher kommen, sie schauen auf und sehen einen Mann, so groß wie ein Baum, den Berg in Riesenschritten, von denen Einer gleich zehen der Ihrigen war, herniedersteigen. Er trug einen Stecken. Gehen hörte man ihn nicht. Seine Kleider waren weiß und schwarz gescheckt, und Hosen und Goller wie zusammengenäht. Das Gesicht konnten sie nicht unter-

scheiden. Als er auf sie zutrat und keine Antwort erhielt — der Schrecken hatte sie gelähmt — ging er rechts ab, immerfort schreyend. — Die Furcht trieb die Diebe noch in derselben Winternacht nach Hause.

7) Bey Ebnat fuhr Einer mit einem Kohlenwagen. Der Knecht hörte den Ruf des Hemannes und machte ihn nach, in der Meynung, es habe sich wer verirrt. Da kam ein grüner Jäger mit einem grünen Jägerhute und Gaisfuß daher. Der Knecht, so schnell er es vermochte, setzte sich auf die Deichsel und schnalzte mit der Peitsche. „Das hat dir ein guter Geist gerathen," sagte der Grüne, „daß du dich auf die Deichsel gesetzt" — und ging.

8) Wenn man von Hirschau nach Vilseck geht, kommt man auf dem Wege in einen grossen Wald, wo es Nachts den Wanderer verführt. Er hört vor sich immer den Ruf: ho-loh, ho-loh, glaubt, es rufe ihm Jemand zu, geht dem Rufe nach und verirrt sich. Der Ruf kommt von einem Manne in dunkler Gestalt, mit spitzem Jägerhute. Er geht vor dem Wanderer einher; je mehr dieser seine Schritte beeilt, ihn einzuholen, desto weniger kommt er ihm nach. Plötzlich verschwindet der Unbekannte und man ist in der Irre. — Viele Schuhmacher, welche mit ihren Schuhen in der frühen Morgenstunde durch den Wald auf den Markt nach Vilseck gehen wollten, wurden durch ihn verlockt und kamen bey Hambach in entgegengesetzter Richtung heraus.

Weil man bey dem Rufen auch immer ein gewisses Pleschen hört, heißt jener Wald auch die Holoplesche.

9) Vom Mariahilfberge, bey Amberg, ist gegen Nordost in den Wald hinein eine dunkle schauerliche Schlucht, in welche ein Hohlweg führt. Dort hört man zu Zeiten den Hüamann rufen: hüa, hüa, jenen Ruf, womit der Fuhrmann seine Rosse zum Gradausgehen bestimmt. — Der Hohlweg heißt davon auch der Hüaweg.

Der Hoymann geht an gewissen Orten unter eigener Benennung: im Bibersberge bey Flossenbürg geht der Bibersbergmann an Feyertagen mit einem grossen Schnitzmesser in der Hand im Walde herum, und sucht die Schindelbäume aus — um Stockerfels zwischen Kälbldorf und Steinberg der Holmmann, auf den Löhen und Sänften den Wald entlang, mit einer „Holmkürm“ auf dem Rücken — in der Umgegend von Schlammersdorf ohne Kopf, und warnt die Leute vor bösen Thaten und jagt ihnen das gestohlene Holz ab.

Auch bey Amberg, auf dem rechten Ufer der Vils im grauen Berge, wo er die Holzfrevler verführt und schreckt, aber schon durch seinen Namen: „der wilde Jäger,“ den Uebergang in diesen anzeigt.

Unfern von Amberg, gegen Norden links der Vils bey Ursulapoppenricht, heißt ein Wald: der „Mülhoy.“ Ueber diesen hin hört man oft den Mülhoymann sein: Mül hoy, Mül hoy! rufen. Dieses Mül halte ich zu altn.: mâl = Gericht, Opferstätte.

§. 30.

Wouzl.

1) Von gleicher Bedeutung wie der Hoymann, obwohl in der Sage nicht so ausgeführt, erscheint ein Waldgeist unter dem Namen: Wouzl, unzweifelhaft der alte Wôtan, indem Ahd. ô zu oberpf.: ou, t bekanntermassen zu z wird. Er ist Schreckgestalt für Kinder, brummt: wou, wou, und ist in ein Bärenfell gekleidet.

Davon wird er auch gleich zum Bären als Buzlbär, noch mehr als Böycherlbär = Buchenbär, Waldbär, überkleidet mit Buchenmoos, und in hohlen Buchen wohnend; als solcher geht er in den Buchenwäldern, in Vorsamen, besonders am Fastnachtmontag, wo man ihn sehen kann, und verführt die Leute, er kommt aber auch an die Häuser und schreckt die Kinder. Neuenhammer. In der Nähe, bey Neukirchen, geht er in den Löyen, von Lou = Lohe, sumpfiger Wald an Bergabhängen.

2) Bey dieser Gelegenheit muß ich auf das Verführen durch die Geister etwas eingehen: ich halte dafür, daß sich nicht immer die Bösartigkeit der Geister an sich darin gefällt, sondern daß dem christianisirten Germanen jene Geister, hinter welchen die alten Götter versteckt sind, als eigentliche Verführer bezeichnet wurden; es lag Alles daran, die Neubekehrten zu warnen, sich nicht mehr von ihren falschen und bösen Göttern verführen zu lassen, und jene Orte zu betreten, welche

früher dem Dienste der Götter geweiht waren. Nur so findet theilweise der Zwiespalt seine Lösung, wornach selbst gute Geister die Menschen verführen, wenn diese ihnen folgen.

3) Das Wort Buzlbär leitet auf den Namen Buzlkuh über, Bezeichnung der Fichten- und Tannenzapfen: waren sie dem Wodan geheiliget? Die Ableitung von Butt oder Butz, für zwerghaft möchte bey Ersterem aber doch nicht anschlagen, eher die Bedeutung des Geisterhaften, die in diesem Worte liegt. Butte ist Name einer kleinen Weibsperson; verbutten heißt von Kindern: in der Grösse zurückbleiben.

4) Der Böycherlbär bietet zugleich Gelegenheit, auf das Holzstehlen zu kommen. Für diese Fahrt ist die Fastnachtszeit die günstigste; denn an diesen drey Tagen geht der Teufel im Holz herum, ist der Teufel Förster, weßhalb auch kein Forstmann in dieser Zeit in den Wald gehen soll. Waldmünchen. Der Bauer hat also, wenn er den Teufel nicht fürchtet, von einer Waldstrafe nichts zu befürchten.

Kann er ferner in der Nacht auf den Fastnachtsdienstag unbeschrieen Holz stehlen, kommt er das ganze Jahr nicht auf: damit er aber auch unbeschrieen bleibe, breitet er beym Heimfahren des gestohlenen Holzes, besonders aber der ihm so nothwendigen Streu, die Sperrkette auf den Boden hin und fährt mit dem vollen Wagen darüber. Falkenstein.

§. 31.

Waldzwerge.

Verschieden von jenen Zwergen, welche gleich Menschen gelten und ein Volk bilden, sind die Zwerge, so einsam lebend, mehr den Charakter des Geisterhaften aufweisen, und durch Menschen erlöst werden. Von ihnen handeln folgende Sagen.

1) Auf dem Lurl, einer Waldhänge zwischen Wiesenacker und Deusmauer, zeigte sich oft den Vorübergehenden ein kleines Männchen, mit gelbem Höschen und grünem Spitzhütchen. Es redete Jeden, der vorüberging, mit den Worten an: „H . . . hast Schneid, geh her und heb mir mein Hütchen auf!“ — wobey er sein Hütchen in die Höhe warf. Niemand aber wagte dieses zu thun. Doch ein Hirtenjunge hatte einmal den Muth, sich darnach zu bücken, erhaschte aber statt des Hütchens ein Säckchen mit alten Silbermünzen; während dem war der Zwerg verschwunden.

2) Im Pfarrdorfe Hausen bey Kastl ist ein Gütler-Anwesen, zum Spitzbartlweber genannt. Davon erzählt man sich Folgendes:

In uralter Zeit war ein Weber darauf, der ganz arm war, aber desto mehr Kinder hatte. Einmal hatten sie gar nichts mehr zu essen; da nahm er die Axt und ging hinaus in den Wald, um Holz zu stehlen, an eine wegen Geisterspuckes verrufene Stelle, um desto sicherer zu seyn. Da traf er aber auf einen grüngekleideten Zwerg, der ihn anredete, und als er des armen Mannes

Kummer erfuhr, in eine Felsenhöhle führte, voll aufgehäufter Schätze. Diese zeigte er ihm und gab ihm zugleich zu verstehen, daß sie Alle ihm seyn sollten, so er seinen Namen binnen drey Tagen errathen könnte: er sey vom ewigen Richter verdammt, diese von Räubern mit Blut erworbenen Schätze so lange zu hüten, bis ein armer Vater seinen Namen errathe und laut ausrufe. Damit verschwand Zwerg und Felsenhöhle. Tiefsinnig kehrte der Weber heim und erzählte dem Weibe, was er gesehen und gehört. Diese aber rieth ihm ab, den Zwerg wiederum aufzusuchen; es wäre sicher der Böse gewesen. Doch Hunger thut weh, und so ging das Paar am dritten Tage vor der Sonne in den Wald. In einer Feldkapelle am Wege beteten und weinten sie lange; am Saume des Waldes aber blieb das Weib zurück, während der Mann zur Stelle einwärts ging: sie kniete an einem Gebüsche nieder und betete noch inniger um des Himmels Schutz. Im Dickicht aber saß der grüne Zwerg und wehklagte mit betrübter Stimme, daß auch dieses Erdenkind keinen Muth habe, und es wäre doch so leicht, aus seinem „Spitzbärtl" seinen Namen zu wissen. Das hörte das Weib und freudig eilte sie ihrem Manne nach, und war schon nahe, als auch der Zwerg kam. Da bat sie, statt des Mannes das Räthsel lösen zu dürfen, und der Zwerg gestattete es um ihrer Treue willen. Sie rief nun den Namen „Spitzbartl" weit in die Luft hinaus und sogleich flog eine weisse Taube von der Stelle auf, wo so eben der Zwerg gestanden hatte, und der Felsen

spaltete sich und ließ das Geld erscheinen, welches die glücklichen Gatten sammelten und zu ihren Kindern heimtrugen.

3) In jener Gegend gefällt es auch dem einsamen Zwerge, die Menschen unverhofft zu beschenken; er will seiner Schätze ledig und damit der Erlösung theilhaftig werden.

Auf dem Kreuzwirthsacker zu Velburg grasete eine Magd; oft erschien ihr dabey ein Männchen, puppengroß, grün, mit einem spitzen Hütchen auf und setzte sich in's Gras. Davon sprach die Dirn mit ihrem Geliebten, der ihr rieth, künftig den Platz, wo sich der Kleine niedersetzte, ohne ein Wort zu sprechen, abzugrasen. Das Mädchen that so, erhielt aber nur einen Schurz voll Gras, ward darüber zornig und fing zu zanken an, daß sie zum Besten gehalten sey. Da verschwand das Männchen für immer. Der Geliebte aber hatte von Weitem gesehen, daß sie lauter Gold eingefaßt hatte, und war daher sehr erzürnt, daß nun Alles verloren sey.

4) Wieder gehen von dort Schuhmacher auf den Markt nach Berching. Einer davon aber blieb zurück, denn er trank gerne und ging später allein heim. Wie er auf die Hoyhöhe kommt, sieht er ein kleines Männlein, ein Steckchen in der Hand, auf dem es oben glühend leuchtete. So ruft er es herbey, um sich seine Pfeife anzuzünden. Es brach ihm ein Stückchen von der Gluth an und steckte es ihm in die Pfeife; sie ging aber nicht, und so that es das Männchen zum

zweytenmale. Der Mann zog an, fühlte es warm, aber die Pfeife ging doch nicht und er steckte sie unwillig ein. Zu Hause klopfte er sie aus, und es fielen drey Silbermünzen heraus. Da zankte ihn das Weib, daß er nicht besser seines Vortheiles wahrgenommen habe.

5) Einer von Haag ging von Tiefenbach nach Hause. Aus dem Gebüsche auf der Strasse kam auf einmal das Waldweiblein auf ihn zu, faßte ihn und führte ihn trotz alles Sträubens in den Wald hinein. Da stellte sie ihn an einen Felsen hin und zeigte ihm einen Weinling voll Gold, unter vielen Gebärden, welche besagen sollten: „Greif zu!" Er aber schaute auf und sah, wie der Felsen sich ober ihn herneige, als wollte er ihn unter sich begraben. Entsetzt floh er. Das Weiblein aber erhub herzzerreissendes Geschrey.

6) Bey diesen Zwergen treffen wir die grüne Farbe zur grauen, weissen und rothen, die wir oben bey jenen angezeigt haben, welche im Innern der Erde wirthschaften, was einen neuen Unterschied bildet. Da sie die Farbe des Erdenkleides tragen, gehören sie nicht mehr zu den Unterirdischen, nicht mehr der Nacht, sondern dem Tage an, weßhalb sie auch das Licht der Sonne nicht scheuen, wenn sie sich zeigen wollen.

Zu den einsamen Zwergen gehört auch das Schragerl, der zwerghafte Hausgeist, so wie der Wechselbutt, von welchen der erste Theil handelt.

§. 32.

Hoyweibchen.

1) Es sind weibliche Waldgeister, welche gleich dem Hoymann einsam leben und im Walde oder an dessen Saum sich zeigen, ohne den Menschen in die Häuser zu gehen. Die kleine Gestalt bringt sie den Zwergen näher. Ihr Vorkommen beschränkt sich auf den südlichen Theil der Oberpfalz, nur ausnahmsweise treffen wir sie auch im Norden.

Um Tiefenbach ist das Waldweibl klein, grau gekleidet, auf dem Kopfe eine Gugelhaube — bey Waldmünchen ist das Holzweibl in das Tröferholz verbannt, weil sie ihrer blinden Schwester nicht das rechte Maß beym Theilen gab. — Zu Bärnau ist das Sausamoidala in den Burgerwald vertragen, wo sie in einem alten Buchenstocke wohnt und sich damit beschäftiget, Buchnüsse zu sammeln, und den Kindern, welche hinkommen, mit den Worten zu geben: „Sagt nur, sie sind vom Sausamoidola, ich verlange nichts und will nichts.“

An dem untern Regen, um Kürn, sehen gewisse Leute im Holze oder am Waldsaume, an Bächen oder auf Wiesen, kleine Weiblein auf einem Stocke sitzen, welche davon Stockweiblein heissen. Sie gehen nicht in die Wohnungen und sind harmlos, so lange man sie nicht beleidiget.

Bey Velburg erscheint das Hoyweibl in der Farbe des Waldes, ganz grün, in der Tracht der Franken-

weiber mit einem Pack auf dem Rücken. Eine solche zeigt sich bey Lengenfeld in den Büschen, selbst bey Tage. Einer, der sie sah, ward davon wahnsinnig.

Sie erweisen sich also theils als Arme Seelen, theils als Geister aus heidnischer Zeit, welche sich von dem Orte ihrer früheren Thätigkeit oder Verehrung nicht trennen können.

2) Ausserdem finden sich aller Orten, an Waldsäumen, auf Wiesen und Oeden einsame Weiblein, von ihrer Farbe das schwarze, graue oder weisse Weiblein genannt, welche es sich zur Aufgabe machen, den Wanderer zu verführen, der ihrem Locken folgt; hohnlachend lassen sie ihn zurück, so er ermattet zusammenbricht. Bey Tiefenbach, Treffelstein, Winklarn, wimmelt es von solchen Weiblein, von denen man nicht weiß, ob sie Arme Seelen oder Verdammte sind.

§. 33.

Holzfräulein.

1) Es kommt vorzüglich am oberen Böhmerwalde vor, gegen das Fichtelgebirge hin, und gehört zu den Waldgeistern; weil es sich besonders am dichten Walde aufhält.

Im Walde ist auch der Mays = Mies, welcher viele Schuhe lang oft von einem Baume gleich einem Seile zum andern hängt, von ihnen gesponnen: denn davon haben sie ihr Gewand.

Sie sind ganz klein, haben auf dem Ofen, auf

einem Baumstocke Platz, und gelten als Arme Seelen, welche von den Holzhetzern gar oft gehetzt, gefangen und zerrissen werden. Ihre Grösse übersteigt selten drey Schuh, ihr Gesicht ist mit Moos bedeckt; davon heissen sie auch Moosweiblein, aber selten, dafür öfter Hulzfral, Holzfralerl, Holzweibl.

Sie leben in der Ehe, paarweise zusammen und bekommen Kinder. Bärnau.

Die Verheiratheten wohnen in hohlen Bäumen, die Jugend nach Geschlechtern getrennt, gewöhnlich unter einem Unterständer auf Moosbettchen. Wenn sie Hochzeit halten, bitten sie die Menschen, ihnen beym Backen auch etwas mitzubacken, und wäre es nur ein Aschenküchlein. So man ihnen zu Gefallen ist, vergelten sie es mit Gold.

Sie waschen das Gesicht mit dem Thaue, der sich am Morgen in den Frauenmäntelchen findet, den Leib ziehen sie durch den Thau der Wiese. Mit Wollmoos trocknen sie sich ab, oder mit alten Fetzen, welche ihnen die Leute schenken. Neuenhammer.

Zu Neustadt kommt sie als kleines altes Weib, in Moos gekleidet, in der Adventzeit zu den Leuten und bleibt in der Stube auf dem Holz in der Hölle über Nacht, hat Holzschuhe an, und redet nicht; des anderen Morgens ist sie weg! — Nach der Beschreibung eines Webers aus Gefrees ist sie grau, von der Grösse einer Katze, fast wie ein Affe gestaltet.

Wenn sie kommen, soll man ihnen etwas bieten, Brod, Kartoffel, Getraide, Kletzen, niemals aber Fleisch.

Neustadt. — Um Ruhe wirft man die Brosamen und Speisereste als Opfer für sie in den Ofen. — So oft man zu Bärnau Küchеln backt, oder Knödeln macht, darf die Bäuerin sie nicht in die Pfanne oder den Topf zählen, damit das Holzfräulein ihr Theil davon kriegt; dort nähren sie sich auch von den Ranfterln der Brodlaibe, über welche beym Backen das Kreuz nicht gemacht worden, also von ungepiptem Brode.

Für das, was sie erhalten, sind sie dankbar, und arbeiten Nachts in Küche, Stall und Hof, auch in der Stube.

Man fürchtet sie nicht; ihr Erscheinen deutet auf Glück, auf gute Zeiten. Wer sie beleidiget, den trifft Unglück. Neustadt.

Früher waren sie sehr häufig, z. B. im Oicha, dem Eichenwald bey Eschenbach.

2) Die Holzgerste, fingerlang, ein röthliches Gerstenkörnlein auf einer Borste, welches gerne auf wasigen sonnigen Stellen wächst, ist der Holzweiblein Getraide: sie heißt auch Teufelsgerste. Gefrees, Ebnat.

Wenn der Flachs vom Felde gerauft wird, läßt man fünf bis sechs Halmen stehen und bindet sie oben in einen Knoten zusammen für die Hulzfral, welche sich darunter setzt und Schutz findet. Neuenhammer. Da kleiden sie sich auch in Flachs.

3) Ferner wenn ein Baum gefällt wird, haut man drey Kreuze in den Stock. Wenn nämlich der wilde Jäger jagt und auf ein Holzweibl stößt, so jagt er ihr nach und zerreißt sie. Können sich die armen Weiblein

auf ihrer Flucht auf einen so bezeichneten Stock setzen, vermag der Teufel nichts mehr gegen sie. Gefrees. Luhe. Bärnau.

4) Diese Wesen bilden somit ein Volk von Waldzwergen; ihr Familienleben und gesellschaftliches Zusammenhalten, sowie ihr Spinnen und Weben bringt sie nebenbey den Elben näher; eine der Sagen läßt sogar die schöne elbische Waldfrau aus dem mißstalteten Holzfräulein hervorgehen. Der Flachsbau muß in ihrem Schutze gestanden haben, weil auf dem Acker eine Art alten Zehents zurückgelassen wird. Damit werden sie zu Dienerinen der spinnenden und webenden Freyja, welche als ihre Urahnfrau erscheint, und dieses erklärt, warum gerade die Holzfräulein vorzugsweise in der Sage hervortreten.

Auch sind sie es, nicht ihre Männer, welche von anderen Geistern, den Holzhetzern, gejagt werden.

Sie befinden sich so in feindseliger Stellung zum wütenden Heere, zu Wodan selbst, dem Waldgotte. Gehören sie einem fremden Religionssystem an, einem feindlichen Volksstamme, wie Kelten oder Slaven? oder blieben sie nur den Vanischen Völkern eigentümlich? Sie finden sich auch im Voigtländischen, und daß sie schon in grauer Urzeit am Böhmerwalde hausen, läßt sie vor den heutigen Germanen ihren Sitz hier haben. Warum suchen sie Schutz bey den Menschen? ist dieses das Volk, dem sie angehören? — Man könnte auch annehmen, daß sie die Rache des Waldgottes hervorrufen, weil sie den Flachsbau, somit die Kultur und

das Ausroden der Wälder begünstigen. Daher wohnen sie selten mitten im Walde, meist an dessen Saum, und daß der Wald ihnen nicht mit Unrecht zürnt, erweisen die unzähligen Ortschaften auf reut, richt und ried, welche links von Raab und Vils gegen den Böhmerwald hin sich an einander reihen. — Entfernter läge es, Priesterinen in ihnen zu suchen: näher liesse das Bein mit dem rothen Strumpf, welches aus der wilden Jagd von einem zerrissenen Holzweibchen herabfiel, auf slavische Eigentümlichkeit schliessen.

Da sie geheime Kräfte der Natur kennen und ärztlichen Rath ertheilen, sind sie auch kluge Frauen.

§. 34.

Sagen.

1) Das Holzfralerl saß auf einem Stock im Walde bey Neuenhammer in Flachs eingewickelt. Die Leute, welche in die Aernbte gingen, nahmen es weg und mit nach Hause. Nichts half ihm, daß es davon laufen wollte. Es sah aus wie ein Mensch, hat auch gegessen, und eine Sprache gesprochen, die kein Mensch verstand. Die Leute hatten Mitleid, als es so winselte, und trugen es wieder hinaus an seinen Ort.

2) Zu Oberbernried hatte der Vater des Erzählers seiner Zeit ein Paar dieser Holzleute, ein „Fral" und einen „Harl", im Hause. Sie liessen sich wohl sehen: meist aber merkte man ihre Anwesenheit erst aus ihrer Thätigkeit. Sie hielten sich auf den Schleissen am Ofen

auf, und verrichteten die kleine Hausarbeit, wenn die Leute schliefen: man stellte ihnen daher über Nachts etwas Essen hin, welches am Morgen verzehrt war. Ihre Kitterln waren von ungebleichter Leinwand und zerrissen, weßhalb ihnen der Hausvater ein neues Dingad machen ließ. Darauf sind sie aber weinend verschwunden. — So lange sie im Hause weilten, war Glück und Segen bey den Leuten.

3) Eine Hulzfral saß einst auf dem Stock und ließ Etwas zurück, als Menschen herankamen. Einer davon nahm dieses mit. Sie bat zwar sehr, man möge sie nicht berauben, und als es nichts half, drohte sie dem Räuber, daß er nie mehr Husten und Strauchen haben sollte. Das war aber dem Manne um so lieber, denn er litt immer daran. Doch nicht lange, so ward er zu Tode krank. Da ließ er dem Holzweiblein seine Sachen zurückstellen, die Krankheit und damit die Gefahr wich, und Husten und Strauchen stellte sich wieder ein. Oberbernried.

4) Der Förster in Flossenbürg hat einst ein Holzfralerl gefangen und nach Hause genommen. Da ist der Holzharl, der Mann, dreymal gekommen, und hat sein Weib zurückerbeten, weil sie kleine Kinder zu Hause habe. Freudig zogen beyde ihres Weges; zum Abschied aber ertheilten sie noch den Rath, ja recht das Mehl an den Kübelreifen zu ehren, und diesen Rath geheim zu halten.

5) In Waldkirch hatten sie auch ein Holzfral: da es haarig und ohne Kleider war, wollten es die Leute

für die Dienste durch ein Röckchen belohnen, worauf es verschwand. Es hatte fleissig in der Hausarbeit mitgeholfen.

6) Einmal schnitten die Leute Korn. Da schreyt es im nahen Walde: „bragts assa!“ (tragt heraus, nämlich das Brod aus dem Backofen), und ein schnippiger Knecht ruft hinein: „backt mir auch einen Kuchen mit!“ Bald darauf lag ein warmer Kuchen auf der Abwand. Der Knecht aber mochte ihn nicht essen, worüber das Holzfral im Walde zu weinen anfing. Radwaschen.

7) In Etschenlind bey Blößberg war ein Holzfräulein bey einem Bauer. Einmal lachte sie gewaltig. Befragt darüber sagte sie: „Ihr habt aufgedeckt und gewaltig viel Löffel auf den Tisch gelegt, und doch reichen sie nicht aus, weil noch fünf zum Mitessen kommen, darunter Einer, der hinkt. Darüber mußte ich lachen.“ Zu Mittag kamen die Gäste, wie sie es vorausgesagt hatte.

8) Im Dorfe Raab hatte auch ein Bauer das Glück von einem Holzweiblein, welches ihm gar willig Dienste leistete. Einmal befahl ihr die Bäuerin, Wasser zu holen. Sie aber ging nicht; denn jetzt sey Husten und Strauchen im Wasser. — Wirklich bekamen Alle im Dorfe dieses Unwohlseyn, nur jenes Haus blieb verschont.

9) Dieser Mann, der Fischmatz genannt, kam auf folgende Weise zu seinem Glücke. Sie saßen gerade zu Mittag am Tische. Auf einmal wird ein fürchterlicher Lärm, es waren die Holzhetzer, welche so bellten,

und zum Fenster, welches offen war und fast schnureben mit dem Boden hineinging, sprangen zwey Holzfräulein herein, über den Tisch hinüber und auf den Ofen hinauf, von wo sie nicht mehr herabgingen, so lange Jemand in der Stube war. — Die Leute liessen ihnen immer Etwas zu essen in der Schüssel, und das verzehrten sie, wenn die Stube leer war. Dafür haben sie den Tisch abgeräumt, und sind die Leute auf das Feld gegangen, haben sie gemistet, Hof und Haus zusammengeräumt und Wasser getragen.

Einmal sassen die Leute wieder beym Essen; da lachten die Holzfräulein auf dem Ofen und sagten, hierüber befragt: „Wir lachen, weil derselbige Hinkende über den Rousbaum hin nicht recht zum Tische kam, und die Anderen gar so fleissig mitessen." — Wieder befragt, wen sie denn meynen, belehrten sie die Leute, ja keinen Löffel verkehrt auf den Tisch zu legen, das heißt mit der Höhlung nach oben: denn sonst essen die Anderen mit. Nun wußte man, daß sie die Geister meynten.

Wieder einmal sollte die Moad backen, und putzte dazu den Kübel recht sauber aus, und kehrte vor Allem das Mehl aus den Reifen sorgfältig heraus. Da sagten sie zu ihr: „Du wenn wüßtest, für was das Mehl gut ist, würdest du es eher zusammenthun und aufheben."

Eines derselben wurde befragt, wie es denn gehe. Da sagte sie: „Sider daß die jungen Bäuerinen sind, dersider kann man kaum mehr leben: denn diese lecken die Schüsseln selber aus."

Ein paar Jahre haben sie so da verweilt und die Leute gar Vieles von ihnen gelernt, geheime Künste, um die Krankheiten zu vertreiben, Diebe zu bannen u. s. w. Da sind ihnen die Röckchen zerrissen und der alte Fischmatz ließ ihnen also zwey neue rothe machen und für sie auf den Tisch darlegen. Sie aber fingen zu seufzen und zu weinen an, weil sie fort müßten, denn sie hätten nun ihren Lohn bekommen, nahmen die Röckchen, und wie die Leute wieder eintraten, waren sie weg und sind nicht mehr gekommen.

Sie waren von menschlichem Aussehen, in Moos gekleidet, assen und arbeiteten wie Menschen; ihr Aufenthalt war der Dreyfaltigkeitsofen in der Stube, und als solcher hoch genug, daß sie nicht zu heiß bekamen.

Der Erzähler dieses, ein Weber von Bärnau, hörte diese Geschichte selbst gar oft aus dem Munde des Sohnes des Fischmatzen.

10) Der Fischmatz zu Naab arbeitete einst im Felde, nahe am Walde. Da fing er ein Holzweiblein, so groß wie ein Mädchen von fünf Jahren; ihre Kleidchen waren von Mays = Mies, Baummoos, welches sie von den Bäumen weg mit einer Spindel spinnen; sie war sehr zart und bleich von Angesicht und hüpfte wunderschnell von einem Baume zum Andern wie ein Eichkätzchen.

Am andern Tage ging er wieder in's Holz, ein Ochsenjoch über der Schulter. Da schrie ihm ein anderes Weiblein vom Baum herab an: „He Mann, Jochtrager, ist die Staunzn Maunzen zu Hause,

ist sie wohl?" — Der Mann fürchtete sich und lief heim.

11) Da haben auch einmal die Holzhetzer so gejagt und ein Holzweiblein in einen Bauernhof hineingehetzt; es war eben die Stubenthüre auf und an ihr mit geweihter Kreide der Name der heiligen drey Könige angeschrieben, weßhalb die bösen Geister nicht nachkonnten. Der Bauer hatte sie ein paar Tage; wenn Niemand daheim war, arbeitete sie zusammen. Einmal wurde sie um Wasser geschickt; sie blieb so lange aus, daß die Leute schon glaubten, sie komme nicht mehr. Wie sie endlich das Wasser brachte, sagte sie: „Gerade ist aus dem Brunnen Husten und Strauchen herausgelaufen, und da habe ich gewartet, bis sie heraus waren; im ganzen Dorfe werden sie die Husten bekommen, nur in diesem Hofe nicht."

Am andern Tage fuhren sie auf die Wiese, und das Weiblein ruhte so lange nicht, bis sie auch mitkam. Auf jener Wiese stand aber viel schlechter Kalmus, und die Kinder rissen davon aus und brachten es zum Holzweiblein, und frugen, weil sie zu Hause schon oft erklärt hatte, für was dieses und jenes gut sey — wozu denn der schlechte Kalmus dienen könne. Schon wollte sie Antwort geben; da kam ihr Männlein daher und ruft ihr zu: „Anna Brigl (Brigitta), Alles darf man sagen, nur nicht, für was der schlechte Kalmus gut ist und das Mehl an den Kübelreifen. — Gehst denn gar nicht heim zu deinen Kindern?"

Da ging sie vom Wagen herab und mit fort, und

die Leute haben ihr nachgeweint. Es war dieselbe, welche oben nach der Staunzen Maunzen frug.

12) Im Böhmerwalde bey Bärnau haben Zwey Kohlen gebrannt, und als es recht kalt wurde, schliefen sie in einem Sack, zwiegstöß, daß der Eine seinen Kopf oben, der Andere unten herausreckte. So lagen sie neben dem Meiler. Da kamen auch die Holzhetzer und hetzten ein Holzfralerl her, welches sich neben den Meiler auf einen Stock hinsetzte und so sicher blieb. Da sieht sie die Zwey im Sack und sagt: „Solche Leute habe ich noch nicht gesehen; zwey Köpfe und keinen Fuß! Jetzt weiß ich den Böhmerwald schon neunmal zu Wiese und Feld und neunmal zu Wald, und habe nichts solches noch gesehen. Das muß ich meiner Mutter sagen, die ist noch einmal so alt als ich.“

13) Aehnliches wird auf der Radwasche erzählt. Zwey Kohlenbrenner waren Nachts gegen die Kälte in einen Sack gekrochen, und liessen nur die Füsse vorstehen. Da sagte das Holzfräulein: „Ich und mein Urahnharl haben noch kein so albernes Thier gesehen, mit vier Füssen und ohne Kopf; muß glatt zu meinem Ahnfral gehen und fragen.“

14) In Nagel, einem Dorfe bey Ebnat, ist das Holzfralerl öfter in einem Hause auf dem Ofenhals über Nacht geblieben. Sie sah ganz moosig aus, wie Wickelwerg, klein und ohne bestimmte Gestalt: doch kam diese jener eines kleinen Weibleins am nächsten. Einst sagte sie: „Wüßten doch die Leute, wofür das Drüpfwasser gut ist und das Auskehricht, wenn man es auf

den Mist führt!“ — Wenn sie fluchen hörte, ging sie fort. — Ein Hüter sah sie bey Tage einherhumpeln.

15) Vor ungefähr hundert Jahren hielt sich in dem Hause des Lindnerbauern zu Bergnersreut ein Holzfräulein auf. Sie war so groß wie ein Kind, grau von Farbe, und saß den ganzen Tag auf dem Kehrkintl (Küchenheerd). Oft hat sie da geweint, einmal auch gesprochen, während die Leute beym Essen waren: „Aber ihr habt's viele Mitesser“ (Kinder)! — Ihr Mann war von gleichem Aussehen und wohnte im Walde: doch kam er alle Tage vor's Haus und legte Süßwurz auf das Fenster: hinein ging er nicht. Wenn er zurückkehrte, weinte er.

16) Zwey junge Dirnlein, die eine schön, die andere häßlich, säten Lein, jene auf dem Berge, diese im Thale. Die Schöne aber sang, während sie vor dem Pfluge ging und gedachte dabey der vielen Freyer um ihre Schönheit, die andere hingegen, weil garstig und nicht begehrt, arbeitete gar fleissig darauf los, und warf nur hie und da ein Körnlein in die Büsche des nahen Waldes für das Holzfräulein.

Als die Leinsaat aufgegangen war und üppig emporwuchs, kamen die Mädchen wieder, um das Unkraut zu jäten. Die Schöne aber dachte mehr an ihre Freyer als an die Arbeit, und die Garstige war um so emsiger, das Unkraut auszureissen, und versäumte nicht, am Ende des Feldes dem Holzfräulein aus Flachsstengeln ein kleines Hüttchen zusammenzubinden. Dann rief sie noch in den Wald: „Hulzfral, dau is dañ Dal, gib an

Flachs an kräftinga Flaug, nau hob I und Du gnaug"
— und ging nach Hause.

So verkam aber der Flachs auf dem Berge, und der im Thale schoß ellenlang auf. Beyde brachten ihre Aerndte ein und spannen im Winter und trugen im Frühlinge die Leinwand auf die Bleiche in die Wiese, und siehe, die Leinwand der Schönen war grob und wenig, die der Häßlichen fein und viel. Da erzürnte die Schöne und schalt ihre Freundin und rief: „Ich weiß schon, wie du es gemacht hast, du Nachteule, eine Hexe bist du und hast es mit dem schäbigen Holzfräulein zu thun; darum bist du aber auch so garstig und bekommst ebenso wenig einen Mann, wie die alte Waldjungfer."

Da rollte es plötzlich auf dem Waldwege heran und ein schöner Prinz, auf einem goldenen Wagen, kam mit vier Schimmeln gefahren und hatte einen Mohren hinten auf dem Sitze. An der Wiese hielt er an und stieg aus. Und er nahm die Schöne bey der Hand und frug sie: „Ich will dich heiraten; ist deine Leinwand fein?" — Das Mädchen schwieg, der Wiederhall vom Walde her aber rief: „Nein!" Der Prinz ließ ihre Hand los und ging zur Garstigen, und nahm sie bey der Hand und frug: „Ich will dich freyen, ist dieses deine Leinwand da?" — Sie aber schwieg erröthend; und vom Walde kam der Wiederhall mit der Antwort: „Ja!"

Nun umarmte und küßte er sie als seine Braut und von seines Mundes Hauch ward sie, so schön wie

ein Engel und stand da in die reichsten Gewänder gekleidet. Dagegen wurde die Schöne, als sie dieses sah, giftig vor Neid, und so garstig, daß der Mohr, der sie für seines Gleichen hielt, auf sie zusprang und ihr seine Hand anbot, die sie voll Aergers wegstieß.

Der Prinz fuhr mit seiner glücklichen Braut von dannen, die Schöne, nun häßlich geworden und unglücklich aus Neid, kehrte in's Dorf zurück. Seitdem singt kein Mädchen mehr beym Säen des Leins, und vergißt auch nicht, dem Holzfräulein ein Hüttchen von den Restchen der Flachsstengel zu bauen. Neuenhammer.

17) Ein Ritter fand auf der Jagd im Walde einen Knaben, der ganz verlassen unter einem Baume saß. Er nahm ihn mit heim, weil ihm seine Schönheit gefiel und ließ ihn auf seiner Burg heranwachsen. Doch der Bube lernte nichts und wollte auch keine knechtische Arbeit thun, obwohl er groß und kräftig geworden war. Das verdroß den Edelmann, und einmal im Zorn ließ er den Burschen kommen und trug ihm auf, den grossen Holzstoß im Burghofe klein zu spalten oder das Schloß zu verlassen. Der Junge aber setzte sich auf den Holzstoß und tändelte mit der Axt. Da öffnete sich ein Fenster der Burg und das schöne Burgfräulein, die Pflegetochter des kinderlosen Grafen, welche schon lange die schöne Gestalt und das furchtlose Wesen des jungen Knechtes angezogen hatte, rief bittend herunter, er möge doch dem Befehle gehorchen, sonst müsse er ja fort aus ihrer Nähe.

Da sprang der Knecht hurtig herab und schwang

seine Axt und schlug und hieb sich in das Bein. Das Fräulein aber hatte es gesehen und eilte hinab und verband ihm die Wunde.

Nun wollte der Junge noch weniger seiner Arbeit pflegen, und damit ihm der verhaßte Holzstoß aus den Augen käme, nahm er zwey Hölzer, rieb sie so gewaltig gegeneinander, daß sie in Brand geriethen, und wollte damit den Holzstoß anzünden. Aber plötzlich kroch ein Holzfräulein daraus hervor und frug ihn, was er wolle. Er meldete ihr sein Anliegen, daß er wie ein Knecht arbeiten solle, aber nicht möge, und sie bot ihm ihre Hilfe an, wenn er thun würde, was sie ihn heisse. Er sagte es zu. Ueber Nacht entstand Lärm im Zwinger, und als man am Morgen hinabsah, war alles Holz klein gespalten. Da stieg auch der Ritter hinunter, den Knecht seines Fleisses zu loben; dieser aber hatte schnell nach den Worten des Holzfräuleins ein kleines Feuerchen angemacht, und als der Edelmann herantrat, sprang das Weiblein in die Flamme. In diesem Augenblicke stand ein schönes junges Weib dem Ritter vor Augen; es war das Waldweib, das er einst gefreyt hatte. „Der Knecht ist dein und mein Kind!" rief sie dem Erstaunten zu, und verschwand. Da nahm er den Jungen zu sich und behielt ihn für seinen Sohn, und ließ ihn nach Ritterart erziehen, und als dieser siegreich aus mehreren Fehden heimkehrte, gab er ihm auch noch die Pflegetochter zum Weibe und die Burg zur Aussteuer. Neuenhammer.

18) In einem Dorfe heirathete ein junges Paar,

konnte aber, weil arm, keine Dienstboten halten, und mußte Alles selber thun. Am beschwerlichsten fiel, daß die Aecker und Wiesen gar so weit weg am Saume des Waldes lagen. Die junge Frau hielt sich daher, wenn die gute Zeit anging, gleich im Walde in einer Bretterhütte mit ihren Kühen und Gaissen auf, und kochte dort dem Manne, der die Aecker bestellte.

Einmal kam der Mann vom Felde heim und sagte: „Ich weiß nicht, was das Holzmannl hat, es läuft immer winselnd um unsere Hütte, es muß ihm was fehlen.“ Tags darauf sollte die Frau hüten, sie ging aber schon zur Entbindung und bekam in der Nacht ein Kind und mußte daher zu Hause bleiben, und da hörte sie, wie alle Abend das Holzmannl winselnd um die Hütte herumlief. Als sie hervorgesegnet war, ging sie mit ihrem Kinde in den Wald hinaus, setzte sich auf einen Stock und ließ es trinken. Das sah der Holzmann und lief eiligst fort. Die Mutter hing aber das Kind, um zur Arbeit zu kommen, in dem Tuche an einer Birke auf. Da läuft der Holzmann, ein winzig kleines Kindlein, in Bast gewickelt, auf den Armen tragend, quer herüber zum Weibe, und frägt sie, ob ihr Kind schon genug habe. Die Mutter erwiederte ihm freundlich: „Ja überflüssig, und habe noch eine Brust frey.“ Da bat das Männchen, sein Kleines an die Brust zu nehmen, denn sein Weib habe sich den Fuß gebrochen und dadurch die Milch verloren, und nun müsse das Kind verhungern, wenn sich kein Mensch darüber erbarme. Da fühlte die Bäuerin Mitleid mit

dem kleinen Wesen und stillte es sechs Wochen lang, wobey sie das haarige Ding, um sich nicht zu eckeln, in ihren Schurz einschlug. Nach dieser Zeit kam das Holzmannl und sein Weibchen, das Kind im Arme, zu der Bäuerin in's Haus, fielen auf die Knie vor ihr nieder und dankten ihr von Herzen für die erwiesene Wohlthat, und machten ihr ein Näpfchen voll kleiner Nüsse und Aepfel zum Geschenke. „An solchen Sachen haben wir genug, aber Anderes fehlt uns," sagten sie. Die Bäuerin lächelte zwar über die sonderbare Gabe, hob sie aber doch auf für ihr Kind zum Spielen. Später sah sie wieder darnach und es war eitel Gold. Nun waren die Leutchen reich und kauften sich in der Nähe einen artigen Bauernhof. Aber auch da kam das Holzfräulein noch gar oft auf Besuch, und wenn sie in's Kindbett kam, mußte noch öfter die junge Bäuerin aushelfen.

Einmal gaben die Kühe wenig Milch; die Bäuerin melkte die Kühe gleichwohl nicht aus, damit das Holzfräulein auch noch etwas habe, und so ging ihr die Milch nie mehr aus.

Wieder einmal hat der Fuchs arg unter den Hennen aufgeräumt. Die Bäuerin aber zwackte dem Holzfräulein doch nichts ab; im Gegentheil stellte sie ihr eine kräftige Suppe, d. h. Milch mit Eyern hinaus, denn es war ja gar so kalt, — und von dieser Zeit bekam der Fuchs keinen Hühnerbraten mehr.

Wenn die Bäuerin in den Wald ging und ihr Kind im Tuche, wie in einer Hängmatte, an einer Birke

aufhing, kam das Holzmännchen und schaukelte es, damit es bald einschlief. Neuenhammer.

19) Es war ein Ritter, schön von Gestalt, aber wilden Gemütes und lockeren Wandels. Keine Dirne der Umgegend konnte sich für sicher erachten, so er in der Nähe war, und die Holzfräulein verfolgte er mit wütigem Ingrimme. Da ging er einmal in den Wald, um diese armen Wesen in gewohnter Weise zu quälen, verirrte sich aber und kam an einen grossen Baum, unter welchem das schönste Mädchen des Dorfes eingeschlafen war. Der Anblick der holden Maid entzündete in ihm das wilde Feuer; er schlich sich näher und faßte die Dirn in seine Arme und wollte eben auf den im Traume lächelnden Mund einen Kuß drücken, als aus dem Dickicht das Holzfräulein in gellendem Tone hervorrief:

Liebes Kind,
So geschwind,
Wie der Wind,
Kommt die Sünd'.
Sey bedacht,
Nimm dich in Acht,
Liebes Kind.

Da erwachte das Mädchen aus ihrem süssen Traume; sie hatte geträumt, es stehe ein schöner Ritter vor ihr und werbe um ihre Hand; aufgeschreckt aus ihren Traumgebilden, entfloh sie dem bestürzten Ritter.

Dem Mädchen lag aber der schöne Ritter immer im Sinne, sie dachte stets an ihn und wollte des andern Tages wieder in den Wald, um an der glücklichen

Stelle ihren schwärmerischen Gedanken nachzuhängen. Aber kaum setzte sie den Fuß über die Schwelle der Hütte, so tanzte das Holzfräulein gegen sie her und sang:

Schau, schau,
Des Ritters Frau!
Laß dir nur Zeit!
Nicht zu bereit!
Schau, schau,
Du wirst des Ritters Frau.

Darauf warnte sie in ernsten Worten vor dem Verführer, versprach aber ihre Hilfe, wenn das Mädchen auch als Rittersfrau jede Woche ihr einen Aschenkuchen mitbacken und ihren Gemahl von Verfolgung der Holzfräulein abbringen wollte. Und das Mädchen sagte zu.

Der Ritter ging aber alle Tage in den Wald, in der Hoffnung, seine böse Absicht zu erreichen. Wie er nun einmal so herumirrte, stand das Holzfräulein auf einem Stocke und rief ihm zu, er möge herantreten. Sie wisse, was ihm fehle, wolle ihm aber rathen, von seinem bösen Treiben abzulassen; nur wenn er das Mädchen zu seinem ehelichen Gemahle mache, werde er sie besitzen. Da bekannte der Ritter reuevoll seine Schuld und bat das Holzfräulein, für ihn um die Hand der Geliebten zu werben.

Als der Zug zur Trauung in die Kapelle ging, zeigte sich das Holzfräulein zum letztenmale; es erinnerte die Braut ihres Versprechens: so lange sie es halten werde, solle Glück in der Burg herrschen. Neuenhammer.

Noch jetzt gibt es in dieser Gegend Häuser, in welchen nicht versäumt wird, jedesmal dem Holzfräulein einen oder zwey Kuchen mitzubacken und auf dem Herde zu lassen. Diese Kuchen sind Scheiben, so groß wie ein Teller, etwa zwey Finger dick: sie werden aus demselben Taige, wie das Brod, geformt, gewalzt, dann auf der oberen Fläche mit der Gabel öfter durchstossen, damit nicht Blasen auffahren, und vorne am Ofen, da wo die Kohlen liegen, gebacken. Daher springt die Asche auf sie, und davon heissen sie Aschenkuchen. — Grössere Kuchen werden für die Leute im Hause gebacken, auch dann, wenn das Brod unvermutet ausgegangen ist. Diese Kuchen sind wohl eine der ältesten Brodformen.

20) Auch über dem Fichtelgebirge hinaus sind die Holzfräulein zu Hause. So wurde mir aus Münchberg Folgendes:

Früher waren in der waldigen Gegend die Holzfräulein einheimisch; seit aber die Bauern unterlassen, beym Fällen der Bäume drey Kreuze auf den Stamm zu schlagen, sind sie durch das wilde Heer ganz verwüstet worden.

Man hatte sie dort sehr gerne, denn welchem Menschen das Holzfral etwas gab, der wurde gewiß glücklich in seinem Leben; die Mütter prägten daher schon den Kindern ein, ja einer Hulzfral, wenn sie komme, nichts zu Leide zu thun. Und die kleinen Geschöpfe gingen gar gerne mit den Menschen um, kamen zu ihnen auf Besuch, redeten wie Menschen, setzten sich mit an den

Tisch. Daher wurde auch immer von der Bäuerin für sie gesorgt, mit Essen: noch jetzt geht das Sprichwort, daß, was bey Tische übrig bleibt, für die Holzfräulein aufgehoben wird.

Sie waren wie Menschen beschaffen, lebten in der ungeheuren „Walding," welche die ganze Fläche dort bedeckte — denn seit fünfzig Jahren ist es sehr licht dort geworden — und spannen das Muus-Moos von den Bäumen.

Wenn die Leute auf der Wiese Heu machten, liessen sie immer einen Theil zurück, thaten ihn unter einen kleinen Busch, drückten mit der Hand, wie segnend, drey Kreuze darauf und beteten dann drey Vaterunser, damit den Holzfräulein das wilde Heer nicht ankönne.

„Mutter," sagte der Knabe zur Mutter, welche eben ein Brüderchen säugte, „du hast gerade solche Saugerln, wie das Hulzfral: ich habe sie gesehen im Walde Brand, wie sie um einen faulen Stock herumposselte, um Ameisen-Eyer zu suchen; als sie mich bemerkte, ist sie fortgelaufen in den Wald Oeberst, und da hat der ganze Leib gewackelt voll lauter Haare, denn sie hatte kein Kleid an und war ganz haarig, so groß wie ich."

Einmal hat das Hulzfral lange mit den Bauern geredet: da ist sie gegangen mit den Worten: „Alles habe ich euch gesagt, nur nicht, wofür das Moos auf dem Dache gut ist."

Ein Mädchen hütete die Schafe, da kam auch das Waldfral und sagte zu ihr: „Deine Mutter bäckt heute Brod, sage ihr, sie solle mir einen Kuchen mitbacken."

Das Mädchen ging heim und hinterbrachte es der Mutter und erhielt den Kuchen. Das Hulzfral nahm ihn freundlich an, höhlte ihn aus und that Steinchen hinein, und gab ihn dem Kinde zurück. Zu Hause fand die Mutter statt der Steinchen lauter Goldstücke.

21) Nicht zwergenhaft, sondern in menschlicher Gestalt und Grösse zeigte sich das Holzfräulein zu Pfaffenreut bey Stadt Eschenbach. Dort, beym Häring, haben sie es einen ganzen Winter gehabt; es sah aus, wie ein gewöhnliches Weibets, nur blässer, und trug ein Kopftuch und einen ganzen Rock, aber zerrissen, von Leinwand; die Füsse waren bloß. Den ganzen Winter fütterte die Holzfrau, nur mußte man ihr das Futter darrichten; sonst saß sie auf dem Ofenmäuerl Tag und Nacht, ohne herabzugehen, redete nicht und die Leute mußten ihr des Tages dreymal von ihrem Essen hinstellen. Gegen das Frühjahr, wo man das Vieh austrieb, ging sie in das Holz des Hofbesitzers hinaus. Die Leute stellten ihr dann das Essen auf einen Stock, worauf sie herkam und es holte; das leere Geschirr stellte sie wieder dar. Die Bäuerin ließ ihr zuletzt ein Kleid machen. Da jammerte sie und sagte, sie müsse jetzt auf's Neue so lange leiden, bis dieses Kleid zerrissen sey. Und als die Bäuerin ihr rieth, das Kleid lieber jetzt zu zerreissen, erwiederte sie, das dürfe sie nicht. Im Winter darauf verschwand sie.

Diese Holzfräulein leben einsam, auf gewissen Strichen; manche davon sind schneeweiß gekleidet.

22) Ein Mädchen mußte Streu rechen. Da kam

das Holzfral und sagte: „Such mir ein wenig, fürchte dich nicht, ich thue dir nichts, es ist nicht dein Unglück.“ Da setzte sich das Dirnlein auf einen Stock und das Holzfral legte seinen Kopf in den Schooß und ließ sich suchen; und als es aufstand, lag in dem Schoß ein Häuflein Geld. Zugleich sagte sie zum erschrockenen Mädchen: „Du darfst dich nicht fürchten, es ist kein unrecht Geld, und du hast es verdient.“ Ebendort.

23) Ein Mädchen, schön aber arm, sollte heiraten; sie besaß nichts als ein wenig ein Gewand. Sie that also der Leute halber in ihre Lade noch einen Haufen Steine, daß sie recht schwer wurde und fuhr sie zum Bräutigam auf einem Schubkarren. Mitten im Holze nieste es; und das Dirnlein rief: „Helf Gott!“ — „So sollen deine Steine Geld seyn in der Lade,“ rief das bisher unsichtbare Holzfräulein, „ich bin erlöst. Gelts Gott!“ — Und es war so.

24) Es herrschte die Pest; da rief das Holzfräulein im Holze: „Eßt grüne Kramelbir und Binmaln, so wird die Pest niederfalln.“ — Und die Pest verging. Ebendort.

V. Burgen.

§. 35.

Im Allgemeinen.

Wenn ich hier von den Burgen rede, so geschieht es nur, insoferne ich jene Sagen aufzunehmen habe, an

welche sich mythische Bezüge knüpfen. Von geschichtlichen Bemerkungen halte ich mich in der Regel um so ferner, als die Geschichte der Oberpfalz und ihrer Dynasten noch im Argen liegt.

Die Oberpfalz zählt eine solche Menge von Burgen, wie verhältnißmässig kein anderes Land, selbst nicht Tyrol, aufzuweisen hat. Nun liegen sie zumeist in Trümmern oder sind in Klöster, die nun zu Fabriken dienen, oder gar in Zuchthäuser umgestaltet, wie Wernberg, eine der besterhaltenen Burgen. Der Gegensatz der Bewohner von jetzt und früher kann zwar nicht greller hervortreten, liegt aber im Geiste des Jahrhunderts, wohl auch in der waltenden Nemesis. Jene Dynasten, so einst von ihren stolzen Edelsitzen mit Hochmut herabsahen auf das Volk, welches im Schweiße seines Angesichts sein Brod ißt, sie haben ihre prächtigen Schlösser nicht einmal an dieses, nein, an Proletarier und Verbrecher abgeben müssen, und jene Bäuerlein, welche im Frondienste die mächtigen Burgen aufbauen halfen, nehmen von den verfallenen Trümmern eben die Steine, die sie ehedem zufuhren, nun zum Baue ihrer Häuschen, zum Gehege ihrer Aecker. Die Prachtbauten der Gegenwart werden in späteren Jahrhunderten, wenn wieder eine andere Zeit ist, gleichfalls eine Verwendung erfahren, wie man sie in diesen Tagen nicht ahnt, und auch das wird Nemesis seyn für den Mangel aller Pietät, den die Gegenwart für die Mittelpunkte mittelalterlicher Herrschaft und Kultur, Macht und Gesittung kund gibt. Indessen hat in jüngster

Zeit die Kirche mit ernster Theilnahme der mittelalterlichen, christlichen Kunst sich wieder zugewendet und der Herstellung ihrer Dome. Dieses wird den Gedanken anregen, auch einzelne jener Dynastensitze, welche noch nicht ganz in Schutt versunken, vor dem völligen Untergange zu retten, diese Bilder vergangener Pracht und Macht, des Rittersinnes und der Frömmigkeit, der Nachwelt zu erhalten.

Fast jede Burg, welche in Trümmern liegt, gilt dem Volke als Fundort von Schätzen in gleicher Weise wie zerstörte oder verfallene Klöster. Der gemeine Mann ist mißtrauisch im Verkehre, und so es ihm gelungen, einiges Geld zurückzulegen, verbirgt er es lieber in einem alten Strumpfe unter dem Bette, als daß er es auf die Gefahr hin, sein Kapital zu verlieren, verzinslich anlegte. Den Burg- und Klosterherren traut er nun gleiche Klugheit im Verwahren ihrer Schätze zu, und nicht leicht mag er begreifen, daß sie diese vor gierigen Augen und langen Fingern nicht versteckt hätten.

So sucht das Volk in den Gewölben und unterirdischen Gängen der Burgen nach Schätzen, und glaubt sich noch mehr hiezu berechtiget, wenn Geister sich dort zeigen und als Lohn der Erlösung diese Schätze anbieten. Denn hat ein Mensch Gold und Goldeswerth vergraben, daß Niemand darum weiß, so kann er so lange nicht ruhen, bis es wieder in Menschenhände gekommen ist: er muß als Geist da umgehen, wo er den Schatz vergraben. Hier sind es denn vor Allen die geisterhaften Frauen und Jungfrauen, welche

dem Volke als Hüterinen der in den Burgen verborgenen Schätze gelten.

Je älter ferner die Burg, desto grösser das Vertrauen in sie, und geht daneben noch die Sage von Riesen als den Erbauern, wie bey Adlburg, Velburg, Lengenfeld, Parkstein, Haselstein, Flossenbürg, Falkenberg, Liebenstein, Leuchtenberg, Frauenstein, Reichenstein u. s. w., so ist die Zuversicht ganz fest begründet.

Auf den Burgen sind es neben den Gewölben übrigens auch die Brunnen, in welche die Schätze geworfen wurden. Merkwürdig ist von ihnen, daß das Volk für ihre Tiefe überall dasselbe Maß, nämlich achtzig Klafter, kennt. Mehrere dieser Brunnen heissen auch Eselsbrunnen, wenn sie am Fusse des Schloßberges sich befinden. Das Wasser wurde auf Eseln zur Burg gebracht.

So groß auch die Zahl der Burgen der Oberpfalz ist, haben sie doch zwey Eigentümlichkeiten gemeinsam, in der Benennung und in den Burgjungfrauen. Jene erscheint zumeist der örtlichen Lage entlehnt, und mit Stein, Berg, Fels zusammengesetzt, nicht aber mit persönlichen Eigennamen, was hervorzuheben ist, wenn man die Menge der Riesenburgen heranzieht. Die Burgjungfrauen hinwider hausen fast auf jeder Burg, besonders den von Riesen erbauten; ob sie Arme Seelen seyen oder übermenschliche Geister, entscheidet das Volk nicht. Da sie nun überall zutreffen, gehören sie nicht einem bestimmten Geschlechte von Burgherren ausschliessend an. Die schwarzweisse Farbe, in welche sie

sich kleiden, die Thiere, Hund und Schlange, welche in ihrer Nähe weilen, die unterirdischen Schätze, deren sie hüten, theilweise auch die geheimnißvollen unterirdischen Gänge und Schachte ihres Aufenthaltsortes weisen vielmehr darauf hin, daß es überall eine und dieselbe Erscheinung sey, und zwar die verhüllte Erdenmutter, heisse sie nun Nerthus, Hel oder Freyja, welche hier ihren Dienst hatte. Die Erde ist die Mutter aller Germanen — Tuisco terra editus — umsomehr die gemeinsame Ahnfrau aller Adeligen, der auf den Burgen herrschenden edeln Geschlechter. Diese göttliche Ahnfrau erscheint auch jetzt noch, obschon die Geschlechter erloschen, die Burgen verfallen sind. Sie kann nicht lassen von der Stätte, wo ihre Söhne gelebt und sie verehrt haben. Das Christentum hat später ihre Kinder gewonnen: nun will auch sie durch dasselbe Erlösung und bietet ihre Schätze dem Christen als Preis, um zur Ruhe der Todten, zu den Ihrigen, zu gelangen, ein Zug, der auch im skandinavischen Norden bey mythischer Wesen erzählt wird.

Die Menge der Burgen aber, welche solche Jungfrauen aufweisen, deutet zugleich auf weitverbreiteten Dienst der Erdengöttin und begünstiget die Annahme, daß ihre Verehrung die aller anderen Götter weit hinter sich zurückließ, daß sie als oberste, älteste Gottheit gegolten habe.

Neben die schwarzweissen Burgjungfrauen stellen sich ebenbürtig die schwarzweissen waschenden Frauengeister an Wassern. Nun wird klar, warum der schwarzen

Berge und Wasser so viele in der Oberpfalz vorkommen.

Die Burgjungfrauen erscheinen ferner auf manchen Burgen zu Zweyen und Dreyen; dabey ist es dann eigentümlicher Zug, daß die Eine davon, die blinde, als von den Anderen übervortheilt, sich und ihre Schwestern durch Fluch und Verwünschung um die Ruhe der Toden gebracht hat. Wenn nach meiner Aufstellung die Oberpfälzer dem Gothischen Stamme angehören, der mit den Sueven den Dienst der Vanen gemein hatte, so läßt sich, gestützt auf Tacitus, der den Dienst der Nerthus den meeranwohnenden Sueven zuschreibt, annehmen, daß die Burgjungfrau ursprünglich die Nerthus sey. Als sich dann Asen- und Vanendienst in einander verschob, trat zu Nerthus von Seite der Asendiener noch die Hel, riesigen Geschlechtes, und von Seite der Vanendiener die Tochter der Nerthus, die schöne Freyja, als dritte Personifikation der Mutter Erde.

Ich möchte überhaupt von der Voraussetzung ausgehen, daß dem Volke der Oberpfalz als ursprünglichen Vanendienern sich später der Asendienst aufgedrungen habe. Wodan erscheint noch heut zu Tage als eigentlicher Gott der Adeligen, wie schon nach Herodotos Hermes als jener der Könige bey den Thrakern, während die gemeinen Freyen ihrem alten Wagenthor und den Vanengöttern treu verblieben; im wilden Heere jagen vorzugsweise die Geister gebietender Herren; der wilde Jäger ist Todfeind den vanischen Holzfräulein; in manchen Strichen tritt der Mond als Feind der Sonne

auf; stellenweise ist bald der Donnerstag, bald der Mittwoch der grosse Tag, und muß am Freytage die Sonne sich wenigstens einmal schauen lassen, während dieses in der Regel vom Samstage gilt. So schliesse ich mit dem Satze: wo die Burgjungfrau einzeln erscheint, ist sie Nerthus, wo mehrfach, tritt Hel und Freyja hinzu. Dadurch ist aber der Dienst der alten Nerthus beschränkt, und sie flucht denen, welche in ihr Gebiet sich eindrängten, der Hel und der eigenen Tochter.

§. 36.

Amberg.

Auf dem Grade des Berges, an dessen Fusse Amberg liegt, hinter der Wallfahrtskirche „Mariahilf" befindet sich eine muldenförmige Haide, größtentheils von Wald umschlossen, die Hollerwiese genannt. Läßt man einen Stein auf sie fallen, so hohleint es, gibt einen Ton, wie wenn unten alles hohl wäre. Von diesem hohlernden Tone soll sie auch den Namen haben. Indessen weisen die Sagen von der verwunschenen Jungfrau, welche hier haust, auf den Dienst der Freyja, und es möchte daher Hollerwiese aus Huldawiese verunstaltet seyn.

Auf diesem Platze stand nach alter Sage ein Schloß, welches zuletzt von zwey Jungfrauen bewohnt war, so reich, daß sie das Geld in Metzen massen. Sie kamen zuletzt überein, ihren gemeinsamen Reichtum zu theilen. Nun war die eine davon blind, und sah

nicht, daß die andere beym Abmessen sie betrog, indem sie für sich den Metzen hoch anhäufte, für die Blinde umkehrte. Diese aber wollte sich doch überzeugen, ob ihr Recht geschehen sey, und griff mit den Händen um: da merkte sie, daß ihr Theil gegen den ihrer Schwester sehr klein sey, und entbrannte in Zorn, und verwünschte das Schloß, daß es versank.

Nach Anderen waren es drey Schwestern, die Töchter des Burgpflegers, welche den Untergang der Burg durch ihren Fluch veranlaßten.

Diese Stelle ist noch jetzt öde und unfruchtbar: nichts wächst auf ihr, denn sie ist verflucht. Maulwurfshügel, welche rings auffuhren, bezeichnen die ehemaligen Ringmauern. Man grub schon nach und kam an die Zinne des Schloßthurmes: weiter unten aber zeigte sich Wasser. — Nach Anderen fand man nur neue Ziegel, wieder nach Anderen soll, wenn man tiefer gräbt, keine Pickel und Haue mehr gehen, sondern jeder Schlag abprallen. — Die gewöhnliche Meynung aber ist die, daß das Schloß mit seiner höchsten Spitze an die Oberfläche stoße, und ein Hahn vermöchte es, die Spitze durch Aufscharren der Erde bloß zu legen.

Vom Untergange des Schlosses geht aber noch eine andere Sage. — Der letzte Besitzer war ein Raubritter, der den Landleuten die Aerndte hinwegnahm, und weit und breit Schrecken verbreitete. Ihm war eine schöne Tochter erwachsen, frommen Gemütes, welche in seiner Abwesenheit den Beraubten Gutes that, um das Unrecht zu sühnen, und den Vater selber gar oft ein-

dringlich bat, seinem wüsten Treiben ein Ende zu machen, da ihn sonst des Himmels Rache treffen würde. Der Ritter aber blieb verstockt. Da überzog den Himmel einmal ein furchtbares Gewitter, welches den Tag zur Nacht machte, und am Morgen sah man nur die Stätte, wo das Schloß gestanden. Es war versunken.

Seitdem sieht man eine Jungfrau in weissem Schleyer auf einem Steine dort sitzen und betrübten Blickes den Vorübergehenden winken. Doch Niemand nähert sich: denn ihr zur Seite hält ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, im feuerspeyenden Rachen den goldenen Schlüssel, welcher Demjenigen die Schätze der versunkenen Burg öffnet, der Muth genug besässe, ihm den Schlüssel aus dem Rachen zu nehmen. Regelmässig zeigt sich die Jungfrau am Sonnwend-Abende.

Hinter der Wiese ist der Schloß- oder Kräuterbrunnen, in Stein gefaßt.

Auf den Einfassungsmauern sieht man zu heiligen Zeiten zwey Geister sitzen, Mann und Weib, Gesicht und Kleider wie von Birkenrinde: es sollen die Hirtenleute des wilden Ritters gewesen seyn, und diesem zu seinen Frevelthaten geholfen haben. Sie winken den Vorübergehenden und begleiten diese oft durch den neuen Baumgang bis zum Lindenbrünnl, am Fusse des Berges, das Weib in jammernden Gebärden, daß man sie nicht anspricht. Nicht selten sieht man auch die Hirtin als Kröte die Stufen zur Kirche hinaufkriechen; doch jedesmal wird sie von den Wallfahrern wieder hinuntergeschleudert, so daß sie immer ihre Zeit versäumt; ihr

Mann dagegen ist der Hüamann, der im Walde: „hüa, hüa," ruft, vielmehr im sogenannten Hohlwege. Am Brunnen sieht man auch eine grosse Heerde Schafe weiden, und aus dem Schlosse vernimmt man oft schöne Musik. — Der Brunnen heißt auch Knackabrünnl, und öfter kommt die weisse Frau, eine Butte mit glänzenden Goldreifen auf dem Rücken, um hier Wasser zu holen.

Eine Bäuerin von Raigering ging einst in der Christnacht hier vorbey, um aus der Stadt den Arzt zu holen. Sie wurde aber vom rechten Wege durch ein Licht zum Brunnen geführt. Da winkte ihr eine Jungfrau gar freundlich und führte sie durch eine Thüre neben dem Brunnen in den Berg, und in einen Saal, wo ein Ritter mit reichem Haare und fleischfarbenem Goller an einem Tische saß und sich auf sein Schwert lehnte: vor ihm stand eine Zofe mit ausgebreiteten Armen, wie wenn ihr der Teller, der auf dem Boden lag, so eben entfallen wäre. An einem anderen Tische sassen Ritter in dunklen Kleidern, aus grossen Humpen zechend; einer davon aber schlief im Stuhle, das Haupt in die Hand gelegt. Aus einem anstossenden düsteren Gemache vernahm sie männliche Klagetöne. Als die Jungfrau eintrat, kniete sie sich vor dem ersten Ritter in flehender Stellung nieder, und zeigte dann dem Weibe die Schätze. Doch diese konnte vor Schreck nicht reden und ging unverrichteter Dinge hinaus.

Ein Frevler ging auch einmal in den Berg, um Jungfrau und Schätze zu gewinnen: er ward nicht mehr gesehen.

Würde ein Baum, hat einst die Jungfrau gesagt, der neben dem Brunnen steht, gefällt, und aus dem Holze eine Wiege gezimmert, so vermöchte das Kind, dem sie zu dienen hätte, die Gebannten zu erlösen.

Aus dem Schlosse gehen unterirdische Gänge unter der Vils durch zu dem heute zerstörten Schlosse Rosenberg; ein anderer in den St. Annaberg vor Sulzbach, ein dritter hinab zur Stadt bis an's Ziegelthor.

Zum Schlosse gehörte der Hammer im Thale an der Vils, das heutige Levinhaus in Amberg, nicht weit von der Gasse, „Eichenforst" genannt — denn hier stand einst lauter Wald — ferner Raigering und Neumühle.

Das Levinhaus soll das älteste Haus in Amberg, die nebenstehenden Häuschen an der Vils die Wohnungen der Hammerleute seyn. Der letzte Besitzer, ein harter Herr, hat jene zwey Töchter hinterlassen, wovon die Blinde auf der Neumühle ihren Sitz hatte, und die Vermögenstheilung vornehmen ließ; sie blieb daher gerettet, als auf ihren Fluch das Schloß auf dem Berge mit ihrer Schwester während eines fürchterlichen Gewitters versank.

Vor der Bergkirche steht noch eine Kapelle: da mußten die Schloßleute der Herrschaft warten, wenn sie aus dem Thale hinaufzogen, denn es war zu jener Zeit nicht sicher von Wegelagerern.

Im Levinhause befindet sich eine uralte gothische Kapelle, nach der Sage vom heiligen Wolfgang eingeweiht. Noch wird darin dreymal des Tages zum Gebete geläutet; oft auch erhielt die Glöcknerin, so sie

zu spät kam, von unsichtbarer Hand Ohrfeigen, oder es zeigt sich der Priester mit dem Weihwedel, in der Mitte zwischen den Stühlen durchgehend und links und rechts Weihwasser spendend; zuletzt schlägt er dem säumigen Diener den Wedel um den Kopf. — Ferner ist in der Kapelle ein eherner Kronleuchter, Geschenk des Erbauers, des Hammerbesitzers. Man hat ihn schon oft entfernt, immer kehrt er an seinen Ort zurück.

Wahrscheinlich ist, daß das Bergschloß einem Zweige der in der Geschichte berühmten Grafen von Ammerthal gehört, sowie daß Amberg im Gegensatze zu dem nahen Ammerthale eigentlich Ammerberg geheissen habe. Der Ammerbach, an welchem die Burg Ammerthal gelegen war, fließt hart an der Stadt in die Vils. Oertlichkeiten, deren Namen mit „Ammer" zusammengesetzt ist, finden sich in der Gegend häufig: so Ammersricht, im N. O. von Amberg, Amersricht, Amersberg, Amersbühl, westlich davon.

§. 37.

Rosenberg.

In dem Felsen, auf welchem das zerstörte Schloß Rosenberg bey Sulzbach steht, ist am Ostertage der Eingang offen, und tritt man ein, so kommt eine Jungfrau entgegen, weiß gekleidet, welche winkt. Aber man wagt es nicht, an sie zu kommen: denn eine ungeheure Schlange ringelt sich an ihr empor und sperrt, so oft sie winkt, den zahnreichen Rachen auf. In der

Burg selber fand man einen grossen steinernen Sarg, und diesem gegenüber in der Ecke lehnte ein Gerippe.

Eine Dirne ging Nachts des Weges und erblickte auf dem Felsen das Schloß hell erleuchtet und das Thor geöffnet. Sie trat unbefangen ein und ward von einer schönen Jungfrau empfangen, welche sie durch Gänge und Zimmer in einen grossen herrlichen Saal geleitete und da mit köstlichen Speisen bewirthete. Zuletzt eröffnete sie der Dirne, daß sie verwünscht sey und hier gehen müsse: eben sey wieder eine Reihe von hundert Jahren um, und damit die Zeit gekommen, wo sie ein Mensch erlösen könne. Der Lohn wäre groß, Alles, was im Schlosse an Schätzen sich finde. Dabey bat sie das Mädchen, sich ihrer zu erbarmen und sie zu erlösen: sie vermöge es; doch dürfe sie nicht erschrecken, wenn sie einen Drachen kommen sähe, der im feurigen Rachen den Schlüssel zu den Schätzen trage; den müsse sie ergreifen, um damit zu den Schätzen zu gelangen. Das Mädchen sagte zu, die bleiche Jungfrau aber bat sie noch einmal, ja nicht den Muth zu verlieren, und lieber einen Priester mitzunehmen. In der folgenden Nacht kehrte die Dirn wieder, aber allein: denn sie mochte dem Priester keinen Antheil an dem Lohne vergönnen. Die Jungfrau empfing sie wie gestern und bewirthete sie, bedauerte aber sehr, daß der Priester fehle. Als es gegen Mitternacht ging, entfernte sich die Jungfrau, nachdem sie noch recht innig gebeten hatte, ja das Werk der Erlösung zu vollenden: der Drache könne nicht schaden. Mit dem Schlage zwölf vernahm nun die

Dirn fürchterlichen Lärmen, und das Rasseln des Drachen; schweifringelnd brach er in den Saal herein, im geöffneten Rachen den Schlüssel. Die Dirn erbebte und entfloh durch eine Seitenthüre hinaus in's Freye. Da stürzte das Schloß zusammen und zerschneidendes Wehklagen folgte der furchtsamen Dirne.

Im Schlosse und seinen unterirdischen Gängen hausen noch die alten Ritter. Ein Handwerksgeselle gerieth einmal in das Schloß und sieht in einem Saale die Ritter sitzen: er bittet sie um Nachtherberge; aber Alle schweigen. Nur der Jüngste steht auf und bedeutet dem Eindringlinge, sich schnellstens fortzumachen, so ihm sein Leben lieb sey, und nichts zu melden von dem, was er gesehen.

§. 38.

Hirschau.

In der Nähe von Hirschau befindet sich das Kühloch, ein Abgrund; wirft man einen Stein hinab, hört man ihn nicht fallen; hier stand früher eine Burg. Noch sieht man an heiligen Zeiten drey Jungfrauen auf drey Haufen Geldes sitzen. Kommt ein Mensch zu ihnen hin, will ihn jede zu ihrem Haufen haben. Da nun alle drey sehr schön, und dem Menschen die Wahl wehe thut, versäumt er sich und kehrt leer zurück. Einer hatte schon zweymal von einer Jungfrau genommen, das drittemal sich verspätet; da mußte er Jahr und Tag bey ihnen bleiben, hatte aber genug zu essen und zu trinken und wurde liebevoll von den Jungfrauen bedient.

Von da an schlief er, so oft er auch kam, vor der Höhle ein, und versäumte damit die gebotene Zeit.

§. 39.

Stein.

Das St. Anna = Kirchlein zu Unter=Viechtach wurde für die grosse Gemeinde zu klein und mußten die Meisten dem Gottesdienste im Freyen beywohnen. In der Mitte des Ortes war ein grosser tiefer Weiher. Nach langem Berathen, wie man eine grössere Kirche bauen könne, machte der Pfarrer den Vorschlag, es solle Jeder, der zur Kirche ginge, einen Stein mitbringen, und in den Weiher werfen, und dieses so lange, bis dieser ausgefüllt und so viele Steine aufgehäuft wären, als es zum Baue bedürfe. Es geschah so. Nun fehlte aber das Geld. Eine halbe Stunde entfernt, im Walde, lagen die Trümmer einer Burg, den Rittern von Stein gehörig; noch heißt der Ort dort: Stein. Man wußte, daß die alten Burgherrn, ihrer Habsucht wegen, bekämpft, besiegt wurden. Ehe die Burg in Trümmer sank, vergrub das Burgfräulein die Schätze, und diese mußte nun umgehen. An heiligen Zeiten ließ sie sich sehen, zu anderen Zeiten aber hauste der Teufel dort, und schreckte die Leute. Als einmal die Jungfrau wieder ihre Schätze sümmerte, ging ein beherzter Mann hinauf, fand aber nur ein paar Hände voll Häckerling, und darüber zornig, dachte er, die gebe ich dem nächsten Besten, der mir begegnet. Es kam auch bald ein

Mann des Weges, den er frug, ob er nicht Häckerling kaufen wolle, und auf das erhaltene Nein drang er ihm die Gabe umsonst auf. Aber auch der mochte sie nicht behalten, und dachte wie der Erste: „Ich gebe sie dem ersten Besten, der mir bekommt." Der Nächste war der Pfarrer von Viechtach. In dessen Hand wurde aber der Häckerling immer glänzender, und er frug daher den Mann, woher er ihn habe. Der sagte, der Teufel habe es ihm aufgedrungen, und auf die weitere Frage, woher der Teufel kam: vom Steinberge.

Als der Pfarrer nach Hause kam, hatte der Häckerling in lauter Gold sich verwandelt. Da dachte er: Wenn der Teufel seinen Schatz so gerne los hat, will ich ihm befehlen, ihn mir zu bringen, ich brauche Geld für den Kirchenbau. Er ging nun hin, rief den Teufel, und dieser mußte den ganzen Schatz über den Regenfluß hinüber an den Alterberg bringen, wo der Pfarrer ihn zu Handen nahm. Davon baute er seine Kirche. — Bald nach dem Baue zu einer heiligen Zeit sahen die Leute in der Nähe der Kirche ein weisses Pergament in Gestalt eines Briefes vom Himmel fallen. Darin stand mit goldenen Buchstaben, daß die Jungfrau, seit der Schatz zur Kirche verwendet sey, erlöst wäre, und daß, seit darin der Herr angebetet werde, auch die früheren Bewohner der Burg die ewige Ruhe erlangt hätten. So die Sage des Volkes. — Beyzusetzen habe ich den besonderen Fall, daß der Teufel mit der Jungfrau streiten und sie besiegen mußte, ehe er den Schatz dem Pfarrer brachte.

§. 40.

Waffenbrunn.

Das alte Schloß Waffenbrunn bey Cham liegt in Trümmern, auf einer Ebene, größtentheils in seinen Bausteinen zu einem Eisenhammer verwendet. Der alte Schloßherr hatte seine Schätze vergraben: dafür mußte er nach dem Tode wandern. Als seine Frau nach ihm starb, mußte diese für ihn umgehen. Jedermann konnte sie um die Mittagsstunde sehen, wie sie, weiß angethan, und mit einem Bunde Schlüssel am Gürtel, dreymal um das Schloß ging und mit dem Schlage zwölf in den Keller zurückkehrte. Ein Hirtenmädchen hatte die Aufmerksamkeit der Burgfrau auf sich gezogen; sie winkte ihr jedesmal, so oft sie in der Nähe war. Da sagte es das Dirnlein dem Beichtvater, und dieser rieth, den Geist anzusprechen. Das Mädchen gehorchte, und der Geist führte sie in den Keller, zeigte ihr die eiserne Kiste, welche die Schätze enthalte, und versprach sie zum Lohne, so sie Erlösung fände: es bedürfe dreyer heiligen Messen, von ihrem Liedlohn, je eine für alle Armen Seelen, für ihren Eheherrn und für die ganze Verwandtschaft. Als nun Alles dem Versprechen gemäß vollzogen war, kam die weisse Frau wieder und übergab ihr die Kiste mit dem Auftrage, eine ewige Stiftmesse zu gründen, Einiges unter die Armen zu vertheilen, den Rest für sich zu behalten; sie sey nun erlöst und mit ihr alle Verwandte.

§. 41.

Lobenstein.

Die Jungfrauen der Burg Lobenstein bey Zell sahen von den Fenstern aus der Burg, welche hochgebaut auf einem Felsengekrixe stand, die Schweden auf dem Galgenberge bey Regensburg das Lager abbrechen und in der Richtung des Schlosses heranziehen. Da warfen sie alle ihre Schätze in den Schloßbrunnen, und die eine der Schwestern stürzte sich nach. Seitdem geht sie dort um. Man findet öfter kleine Silbermünzen auf dem Steine.

§. 42.

Hailsberg.

Auf der Mauer des in Trümmern liegenden Bangerlschlosses, auch Hailsberg genannt, bey Frauenzell, sah man öfter eine Jungfrau sitzen und sich die Haare flechten. Nicht weit vom Schlosse ist eine Mühle. Wenn nun ein junger Bäckerbursche, der nicht lange erst eingestanden war, zur Mühle ging, sah er jedesmal die Jungfrau auf den Mauern des alten Schlosses sitzen und sich die Haare machen. Er frug daher die Mühlknappen um Auskunft darüber, erhielt aber zur Antwort, daß es ein Geist sey, der schon oft wäre gesehen worden. Da gedachte er, ob er sie nicht erlösen könne, und wie er sie wieder einmal erblickte, nahm er sich ein Herz und frug sie, „warum sie denn immer die Haare mache.“

„Schon Viele,“ erwiederte sie, „sind an mir vor-

übergegangen, aber Keiner noch hat mich befragt; ich werde dir Alles sagen, wenn du thust, was ich von dir verlange, um erlöst zu werden."

Er versprach es, und sie hieß ihn nun gehen: denn sie werde zu ihm kommen.

Wirklich kam die Gestalt schon in der ersten Nacht vor das Bett des Bäckerjungen und eröffnete ihm, daß er um die Mittagsstunde hinter den alten Baum auf dem Schlosse zu kommen habe. Den Tag könne er selbst bestimmen, sich auch Leute mitnehmen, so viel er wolle; nur dürfe Niemand ein Wort reden, und er müsse sich am Baume die Augen verbinden, da er den Anblick nicht würde vertragen können. Wenn es nun zwölf Uhr schlage, so werde er unter dem Baume vermeynen, es gehe die ganze Welt zu Grunde, so ein Lärm werde entstehen. Er solle sich aber nicht fürchten, denn ihm geschehe nichts. Darnach werde eine Schlange an ihn hinaufkriechen, und wenn diese mit dem Kopfe an seiner Brust seyn wird, solle er beyde Arme um sie schliessen, aber ja nichts reden und nicht die Augen öffnen, bis die Schlange zu reden begonnen hätte. Dann werde sie vor ihm stehen in ihrer früheren Gestalt als Tochter des Schlosses.

Der Junge versprach Alles, und sie bat ihn noch dringend, ja nichts zu versäumen; denn wenn er nicht aushalte, müsse sie leiden bis zum Ende der Welt.

Er ging also des folgenden Tages auf das Schloß zu dem Baume, seine Genossen bildeten um ihn einen Kreis und verbanden ihm die Augen.

Als es zwölf schlug, entstand ein fürchterliches Krachen und Fallen und Stürzen, wie wenn Alles zu Grunde gehen wollte. Der Bäckerjunge hielt wacker aus und wich nicht. Dann verspürte er, daß es kalt an seinem Leibe hinaufkrieche, und schon nahte sich der Kopf der Schlange seiner Brust, und schon wollte er sie umfangen, als es ihn trieb, die Augen zu öffnen. Da schien es ihm und allen Anderen, daß Alles rings-um in Flammen stehe, und sie hörten herzzerschneidendes Wehklagen.

Betäubt ging Alles nach Hause. Der Bäckerjunge, trostlos über seine Neugier, starb bald darauf an Gram. Die Jungfrau aber wurde nicht mehr gesehen.

§. 43.

Kürnberg.

Zerstörte Burg auf dem Berge, an dessen Fusse das Schloß Stamsried liegt. Auf der Rundmauer sieht man zu heiligen Zeiten ein altes kleines Männchen in rothem Mantel herumgehen; davon heißt es „der Rothmantel," ein harmloser Geist.

§. 44.

Schwarzenburg.

Der Schwürzelberg, auch Schwarzenwürberg oder schwarze Bürberg, von seiner Veste Schwarzenburg benannt, ein ziemlich hoher, grosser Bergrücken, zwischen Rötz und Thannstein, ist Aufenthalt einer Menge von

Geistern, theils ehemaliger Bewohner der von den Schweden zerstörten Burg, theils unruhiger Geister; denn am Fusse gegen Waldmünchen hin ist ein Sumpf, in den die bösen Geister von allen Orten im Umkreise her verbannt oder vertragen werden; daher auch die vielen Lichtlein, welche hier herumhüpfen. Nächst Stockerfels hat keine Burgruine so weitverbreiteten Ruf als Geistersitz. Wer bey Nacht darüber geht, findet nicht mehr heim. Selbst bey Tag ist nicht Ruhe, wie die Holzhauer, welche zur zwölften Stunde unten vorbeygingen, durch die Steinwürfe, womit sie von oben her begrüßt wurden, erfahren haben. Es zeigen sich feurige Männer, welche Feuer speyen, weisse Geister, worunter eine weisse Jungfrau, Ritter, Thiere der Hölle, besonders Hunde ohne Kopf. Man hört die Geister im Berge arbeiten, hämmern, wie in einer Werkstätte, mit grossen Steinen werfen, Musik machen, in fremden Zungen sprechen. Manchmal fährt ein alter Wagen mit sechs Rappen bespannt den Berg hinan: drinnen sitzen Männer in Jägerkleidung. Dieses hielt jedoch sonst die Jugend der Umgegend, besonders die Studenten, nicht ab, alljährlich einen Ausflug hierher zu machen: die schöne Aussicht war Lohnes genug.

Ursprünglich hausten hier Riesen, und von ihnen hieß die Schwarzenburg: Riesenburg; hier wohnte auch die Riesenjungfrau, welche unten am Berge den Bauer mit sammt seinem Gespanne aufhob und in ihrer Schürze auf das Schloß trug, um den Vater zu fragen, was das für ein Würmerl sey.

Der letzte Burgherr, der gegen die Schweden fiel, war immer als Geist auf der Schwelle der Schenke des Klosters Reichenbach zu sehen: das vertrieb die Leute. Es wurde daher des Burgherrn Geist von einem Wasenmeister in einem Ranzen auf den Berg getragen und in den achtzig Klafter tiefen Fallthurm geworfen.

Dieser Fallthurm ist eigentlich ein Brunnen, und heißt auch Bärenbrunnen, eine Art Cisterne, mit Steinen eingefaßt. Er ist so tief, daß ein Stein, hinuntergelassen, nicht fallen gehört wird.

Ehe man in die Burg tritt, kömmt man zu einem Steine, Todenstein genannt, der genau aussieht, wie ein Sarg mit Deckel, etwa zwölf Fuß hoch und ganz sauber gearbeitet; unter ihm sind die Schätze der Burg vergraben, welche der feurige Kater, der letzte Burgherr, hütet; um jede Mitternachtstunde zeigt er sich, doch wagt es Niemand, ihn anzureden.

Auf die Schätze weisen auch die Eyerschalen, die um Osterzeit an Stein und Brunnen liegen: sie ziehen die Schätze aus der Erde empor und werden heimgetragen zu eitel Gold. — Auch Roßköpfe fand man hier und trug sie heim: weil man aber unterließ, Geweihtes dazu zu legen, oder sie an einem geraden Tage wieder herausnahm, so konnten sie sich nicht verwandeln. Einer warf seinen Roßkopf zum Fenster hinaus, da hörte er Geld klingen und fand unten noch drey Dantes von Gold.

Unten am Berge brannte Einer Kohlen: nachdem er aufgeschürt hatte, ging er hinauf, um zu sehen, ob

nichts unter Weges. Oben sah er mehrere vornehme Herren im Burghofe Kegel scheiben, und wie er hinkam, mußte er aufsetzen. Mit dem Schlage Mitternacht verschwanden die schwarzgekleideten Herren, sie gaben ihm aber vorher noch einen der Kegel zum Lohne: er war lauteres Gold. Doch wie er heimkam, legte er sich nieder und starb.

Die Leute gehen gerne in die Burg hinauf, um Schwarzbeeren zu pflücken, aber nie allein. Da kommen oft zwey grosse Ritter im Harnisch heraus, und auf die Menschen zu, wie wenn sie etwas zu sagen hätten. Diese aber weichen furchtsam zurück, und dann fangen die Geister in einer unverständlichen Mundart zu wehklagen an, und der ganze Wald erbebt und kracht.

Das weisse Burgfräulein kam oft aus dem Schlosse eine halbe Stunde weit herunter an die Landstrasse: sie trug auf dem Haupte einen schwarzen Schleyer, in der Hand einen grünen Kranz. Einer kam einmal des Weges. Da erschien sie ihm und bat ihn um Erlösung: er solle einen Kreuzgang zur Wallfahrt Heilbrünnl veranstalten und dort ein Lobamt mit heiligen Messen lesen lassen; unter der Wandlung wolle sie ihm erscheinen. Der Mann that nach Begehr, und seitdem ist die Jungfrau erlöst.

Wenn man am Holze hinaufgeht, liegt ein einzelner Hof, Mushof genannt, zur Seite; er trägt den Namen davon, weil in der ersten Theuerung, in den 70r Jahren, der Besitzer ihn um eine Pfanne voll Kindsmus verkauft hat.

§. 45.

Schwarzenberg.

Der Schwarzenberg, zwischen Fronau und Roding gelegen, heißt auch Schwürzenberg, und wird darum gar oft mit dem Schwürzelberg verwechselt. Er trägt ebenfalls eine zerstörte Burg auf seinem Rücken und ist nicht minder berüchtiget als Wohnort unruhiger Geister, deren Musik man oft bis Roding hört, deren Sprache ganz fremd klingt, so daß die Mütter ihre unartigen Kinder durch Drohen mit den Schwürzenbergern sofort zum Gehorsam bringen.

An der Burg ist ein tiefer Brunnen, Faulthurm genannt; dahin werden die bösen Geister vertragen.

Eine Mutter ging Sommerszeit mit ihrem Kinde in den Wald auf den Berg, gegen die Burg hin, um Schwarzbeeren zu suchen, und setzte das Kind unter einen Baum. Als sie zurückkehrte, war es verschwunden: an der Stelle lag aber eine Menge neuer Kleiderhaften. Nun ging sie auf den Rath des Pfarrherren tagtäglich zur selben Zeit, es war die Mittagstunde, an den Baum, unter welchen sie das Kind gesetzt hatte. Nach Jahr und Tag saß dieses darunter, in denselben Kleidchen, die es das letztemal anhatte, aber sehr zerrissen, sonst ganz wohl, und theilte der frohen Mutter mit, daß jeden Tag eine schöne Frau gekommen sey und ihm Essen gebracht habe.

Die Burg ist ausserdem weit berühmt als ehemalige Werkstätte von Falschmünzern. Ein Fremder kam einst

nach Wetterfeld: es war schon spät Abends, und er sprach bey dem dortigen Pfarrer zu, der ihn auch, wie es in der Oberpfalz bey dem Mangel eines Wirthshauses Sitte ist, bey sich beherbergte. Das Gespräch lenkte sich auf die nahe Burg und ihren üblen Ruf wegen der dort hausenden Geister, was den Reisenden so reizte, daß er des anderen Tages sich ohngeachtet alles Abmahnens von Seite des besorgten Pfarrers durch einen Führer auf die Ruinen geleiten ließ, des festen Willens, dort zu übernachten. In dem Saale richtete er sich, so gut es ging, ein, und verabschiedete dann seinen Führer. Als die Nacht anbrach, legte er sich, seine Waffen zur Seite, in einen Winkel hin um zu schlafen; doch dauerte es nicht lange, so wurde er durch einen fürchterlichen Lärmen aufgeschreckt: es war, wie wenn Rosse die Treppen heraufkämen, darnach vernahm er sanftes Glockenspiel, zuletzt öffnete sich die Thüre des Saales und eine feurige Spuckgestalt trat herein, mit Ketten um den Hals, einen Todenkopf in der Hand, und Feuer speyend. Der Fremde aber raffte sich auf und wollte mit dem Degen auf das Ungetüm los, als er von den Ketten getroffen, niedersank. Nach einiger Zeit erwachte er aus seiner Bewußtlosigkeit; er machte sich nun Vorwürfe über seinen Fürwitz: denn hatte er es in der That mit Geistern zu thun, so vermochte er Nichts gegen sie, und war es ein Betrüger, so würde dieser sich wohl vorgesehen haben. Während er so seine Lage überdachte, kam die Gestalt zum zweytenmale, stellte sich vor ihn hin und kehrte dann seinen

Weg zurück. Nun faßte sich der Fremde schnell, und ging dem Spuck, mit Degen und Pistole in der Hand, nach, die Treppe hinunter durch einen langen finsteren Gang, bis der Geist plötzlich verschwand und Männerstimmen hörbar wurden. Der Verwegene befand sich nun im Finstern. Er machte einige Schritte und fiel in eine Grube. Im Fallen ging die Pistole los, und der Knall weckte grausigen Wiederhall. Nicht lange, so erschienen vier Männer mit Lichtern; er kannte die Gefahr, in welcher er schwebte, und sprach zu ihnen: „Mir liegt am Leben wenig; ihr könnt es mir nehmen; aber bedenkt euch: ich soll einen Befehl meines Fürsten vollziehen; der Pfarrer von Wetterfeld weiß, daß ich hierher gegangen bin: kehre ich nicht mehr zurück, so wird sicher nach mir hier geforscht werden, und euch die Rache ereilen. Wollt ihr mir aber das Leben lassen, so schwöre ich, zu verschweigen, was ich hier erlebt.“ Da nahmen ihm die Männer seine Papiere ab, und verliessen ihn, kamen aber bald wieder, um ihn den Eid der Verschwiegenheit schwören zu lassen, worauf er sich ungehindert entfernte und nach Wetterfeld zurückkehrte. Der Pfarrer hatte schon mit Sorge seiner gewartet, und gerieth nun erst recht in Erstaunen, als seine Neugier über das Abenteuer keine Befriedigung fand.

Der Fremde setzte seinen Weg fort, und nachdem er seinen Auftrag vollführt hatte, kehrte er in seine Heimat zurück, treu das beschworene Geheimniß bewahrend. Nach langer Zeit endlich kam ein unbekannter Mann zu ihm, und überbrachte ihm ein Schreiben, in

welchem er seines Schweigens entbunden wurde, und ein Packet mit Dukaten gefüllt, als Lohn seiner Verschwiegenheit. Die Männer, mit denen er auf der Burg zusammengestossen hatte, waren Falschmünzer gewesen, die nun ihres Geschäftes müde, sich zurückgezogen und in Sicherheit gebracht hatten. Nun war das Räthsel gelöst.

Nach anderer Sage war ein Handwerksgeselle zu Strahlfeld im Wirthshause eingekehrt. Das Gespräch ging eben über die Geister auf der Burg, und der Geselle erbot sich zur Stelle, hinaufzugehen und dort zu übernachten. Er führte es auch aus, und kam in einen erleuchteten Saal, in welchem ein Tisch für Dreyzehn gedeckt stand. Er versteckte sich nun in den Balkon, welcher einst für die Musikanten bestimmt war, und sah, wie Einer hereintrat, Speisen auftrug, und dann zwölf Männer nachfolgten, welche sich schweigend niedersetzten und assen. Schweigend entfernten sie sich. Da kroch der Geselle aus dem Verstecke hervor, verzehrte die Reste des Mahles, und kehrte dann, sehr zufrieden mit seiner Bewirthung, nach Strahlfeld noch in derselben Nacht zurück. Doch behielt er bey sich, was er gesehen, und bestärkte dadurch nur den Geisterglauben der Anderen. Am folgenden Abende aber ging er wieder zur Burg und verbarg sich wie gestern. Wieder ward die Tafel gedeckt; er aber mochte dieseswal nicht zusehen, sondern setzte sich zu oberst an den Tisch. Als die unheimlichen Gäste erschienen, waren sie wohl erstaunt über den Fremdling, setzten sich aber gleichwohl und

beendeten schweigend das Mahl. Ebenso entfernten sie sich; der Geselle aber schlich ihnen nach und kam so in eine Höhle, von blauem Feuer erleuchtet; er befand sich in der Mitte von Falschmünzern. Diese umringten ihn und frugen ihn, ob er gestern schon dagewesen, und auf sein Ja — ob er davon zu Strahlfeld gesprochen habe. Dieses verneinte er. Da schenkten sie ihm das Leben. Doch mußte er schwören, von dem Vorfalle Jahr und Tag zu schweigen, und nach dieser Zeit an einem bestimmten Orte sich zu stellen. Nach Verlauf der Zeit fuhr ein Wagen vor seiner Thüre an, ein Herr sprang heraus, und übergab ihm mehrere Säcke Geldes mit dem Bedeuten, daß die Falschmünzer, französische Edelleute, nun in Sicherheit seyen: wenn sie wieder Gold machen müßten, würden sie wieder nach Bayern kommen; für jetzt hätten sie genug. — So schnell der Wagen angefahren, war er auch verschwunden; der Geselle aber befand sich doppelt glücklich, im Besitze des Geldes und der Erlaubniß zu reden.

Nordwestlich vom Berge liegt Fronau, ein Dorf; dessen Einwohner waren einst übel berüchtiget: denn sie trieben das Räuberhandwerk, büßten aber größtentheils ihr Stegreifleben mit dem Tode.

§. 46.

Arnstein.

In dem Gewölbe der zerstörten Burg auf dem Arnstein hatte man öfter Geld klingen gehört, weßhalb

sich zwölf Männer zusammenthaten, den Schatz zu heben. Beym Graben stiessen sie auf eine Kiste; drauf saß ein schwarzer Pudel. Zugleich vernahmen sie eine Stimme: „Der mit der rothen Haube gehört mir.“ Der Gemeynte wollte sich dagegen verwahren und rief: „Warum denn gerade ich?“ — Da verschwand Alles mit fürchterlichem Krachen, die Männer entwichen, der mit der rothen Haube stürzte den Felsen hinunter und brach den Hals. Am Morgen holte man die Leiche: sie lag am Gewölbe.

§. 47.

Frauenstein.

Die Burg geht nach der Sage in das graueste Altertum zurück, ja sie soll noch von den Riesen erbaut seyn. Hoch oben auf der Spitze des Felsens, in Mitte des Waldes gelegen, ist sie jetzt ganz verfallen. Auf den Thurm, welcher eine weite Fernsicht bis gen Prag und Regensburg bietet und nun auch in Trümmer geht, hatten die Oesterreicher in den Franzosenkriegen ein hölzernes Häuschen erbauet als Warte, von der man bis gen Amberg und Regensburg schauen konnte. Eine Hohlgasse in den Felsen eingegraben führt zur Burg so steil, daß kein Wagen ohne Gefahr denselben fahren kann; die Hängebrücke führte über einen Abgrund in's Burgthor. Der ehemalige Burggarten ist nun von riesigen Bäumen bewachsen, und der einstige Spielplatz der Ritter Wald. Ein unterirdischer Gang führt aus

der Burg eine halbe Stunde weit bis zur sogenannten Bruck im Walde.

Berühmt ist die Burg durch Eleonora von Frauenstein, welche der wilde Hans von Schneeberg in Abwesenheit des Vaters entführte, um sich in Böhmen mit ihr trauen zu lassen; dem nachsetzenden Vater gelang es, sie noch am Altar dem Räuber zu entreissen.

Ein späterer Besitzer, Graf Fuchs genannt, baute sich ein neues Schloß in Winklarn, und zwar so herrlich und schön, daß der Herzog, der auf Besuch kam, zu ihm sagte: „Füchslein, Füchslein, du hast dir eine schöne Höhle gebaut, aber deine Unterthanen werden es verspürt haben.“ Der Graf aber richtete sich auf und betheuerte, jedem Unterthanen hundertfach jeden Heller ersetzen zu wollen, den er beygetragen — und es fand sich keiner. Die Herren von Frauenstein waren in der That selbst kleine Herzoge, indem ihnen außer der Stadt Schönsee und dem Markte Winklarn wohl noch dreyssig Ortschaften zugehörten. Ueberhaupt heißt es, daß die Burgen ringsherum sehr wohlfeil gebaut wurden, denn die Arbeitsleute erhielten des Tages nur einen gelben Pfenning zum Lohne.

Auf der Burg hört und sieht man gar oft eine weisse Jungfrau, in einen weissen Schleyer verhüllt, groß und schlank, und bedachtsam einherschreitend; in den Gewölben ist ein grosser Schatz vergraben. Ein schwarzer Hund bewacht sie, der Feuer speyt. Männer aus Pondorf gingen einmal unter dem Passion hinauf und lasen die Beschwörung, um den Schatz zu heben.

Ein starker Wind aber wehte sie auseinander, so daß sie in drey Tagen sich nicht mehr zusammenfanden. Einem davon hatten sie das Kruzifix auf den Rücken geheftet, den wehte es am weitesten.

Auf diesem Stein suchten einst drey Hütbuben verlorenes Vieh um die zwölfte Stunde, und sahen einen Wagen dastehen, mit vier Rappen bespannt, oben eine Kiste voll Geld und auf dieser einen neuen Kronenthaler. Den nahmen sie. Auf dem Heimwege fiel es einem von ihnen ein, daß er sein Stück Hütbrod auf der Kiste gelassen habe; er kehrte zurück, um es zu holen, und so wie er es nahm, war Alles verschwunden. — Ferner, ein Mädchen suchte auf dem Stein die verlorene Gais und stieß dabey auf einen Korb voll der feinsten weissen Wäsche. Sie nahm ein Tuch, welches zu oberst lag, trieb die gefundene Gais heim und wollte der Mutter das schöne Linnen zeigen; dieses aber hatte sich im Sacke in einen alten viereckten Thaler verwandelt.

Rings in den Waldschlägen gibt es im Sommer eine ungeheuere Menge Schwarzbeeren: die Leute kommen weit her, sie zu sammeln, selbst aus Böhmen. Oft haben sie da rothe Männlein und Weiblein gesehen.

An der Burg zeigt man endlich einen Stein, der eine verwunschene Jungfrau seyn soll.

§. 48.

Reichenstein,

einst den Herren von Frauenstein gehörig, hart an der böhmischen Gränze, bey Stadlern gelegen, gleichfalls in Trümmern; sie ist sehr hoch auf Felsen gebaut, so daß man von ihr den weissen Berg bey Prag sehen kann, und die Wolken kugelförmig heranrollend den Besucher in dunkle Nacht hüllen. Wegen der hohen Lage ist die Luft dort so scharf, daß selbst die Spatzen nicht bleiben mögen, sondern, wenn hieher gebracht, wieder entfliehen. — Auch hier zeigen sich zwey *weisse* Frauengeister, oft am hellen Mittage. — So wie Reichenstein mit Frauenstein durch unterirdische Gänge verbunden war, so auch oben in der Luft die Thürme beyder Schlösser durch *Draht*. — Kannte man damals schon eine Art Telegraph, weil die Sage gar häufig erzählt, daß die Herren der nahegelegenen Burgen von ihren Mauern aus sich besprochen?

Der Schloßbrunnen ist so tief, daß eines Steines Fall nur nach geraumer Zeit vernommen wird, erst in leisem Säuseln, dann mit fürchterlichem Donnerrollen.

§. 49.

Altschneeberg

bildet mit den Burgen Frauenstein und Reichenstein ein Dreyeck; ihre Besitzer waren gleichfalls sehr mächtig, lagen aber mit den Frauensteinern wegen des Dorfes

Schneeberg bey Winklarn, das diesen gehörte, in beständiger Fehde. Nun liegt auch sie auf hohem steilen Felsen in Trümmern.

Die Besitzer dieser drey Burgen hatten die Obliegenheit, Gränzwächter gegen Böhmen zu seyn.

Als die Burg durch ihre Feinde fiel, verbargen die Burgleute ihre Schätze unten in einen Schacht, vor den sie einen grossen Stein wälzten; sie fielen Alle, daher kann man die Schätze nicht mehr finden. Aber der letzte Burgherr, der wilde Hans, der mit den Anderen fiel, geht nun als grosser Ritter in alter Tracht, der Riese von Altschneeberg genannt; er winkt den Vorübergehenden, und folgen sie ihm, so zeigt er ihnen den Weg zum Schachte, aber nicht weiter, als bis zum Bache, wo er verschwindet. Denjenigen, welche seiner Einladung nicht achten, lacht er höhnisch nach.

Neben dem Gewölbe, dem ehemaligen Schloßkeller, befindet sich eine Oeffnung zu dem unterirdischen Gange, der auf Frauenstein führt. Durch ihn brachte der wilde Hans die schöne Eleonora auf seine Burg.

Zeitweise sieht man nach Gebetläuten zwey Jungfrauengeister, weiß und schwarz gekleidet, in einer Stellung, als weinten sie.

Merkwürdig sind die vielen kleinen Hufeisen, welche hier neben grossen Roßköpfen gefunden werden.

Von der Burg geht die wilde Jagd aus.

§. 50.

Wildenstein,

ganz zerstörte Burg in den Bergen hinter Tännesberg. Sie war Eigentum der Zenger; einer dieses reichen Geschlechtes fuhr mit vier Ebern. Nach der Sage wurde von der hochgelegenen Burg aus die Herrschaft, wenn sie auf der Regensburger Brücke herausfuhr, deutlich gesehen. Die Ruinen sollen grosse Schätze bergen, doch hat man bis jetzt nur altes eisernes Rüstzeug gefunden.

Einst trieb der Hirt die Schafe den Berg hinauf zur Weide; es war Charfreytag. Da sah er eine schwarzgekleidete Frau mit einem weissen Tuche um das Haupt aus der Mauer heraustreten. Dieses wiederholte sich jedes Jahr, und der Junge, dadurch vertraut geworden, sprach sie an. Hierauf erwiederte sie ihm, daß sie an jedem Charfreytage unter der Passion erlöst werden könnte, wenn man durch die offene Thüre in's Gewölbe hineintrete und von jedem der dort liegenden drey Geldhaufen drey Hände voll nehmen würde; doch müsse man, ehe der Passion zu Ende, rücklings zur Thüre wieder hinausgegangen seyn. Der Hirt theilte dieses seinen Genossen mit. Zwey davon unternahmen es, auf das Gewölbe zu graben, denn der ganze Berg ist unterminirt. Aber erst unterm Passion erschien die schwarze Frau und sagte ihnen dasselbe, was früher dem Jungen. Sie sahen nun die Thüre offen stehen, traten ein, und kamen zu den Schätzen. Aber es saß

eine zweyte schwarze Gestalt darauf, und als noch dazu grosses Krachen und Stürzen sich vernehmen ließ, erschracken sie gegen die Warnung der Frau so sehr, daß sie davonliefen. Das Brechen und Fallen hörte aber nicht auf, der Wald in der Nähe schien sich aus den Wurzeln zu heben, und ein entsetzliches Wehklagen wie von vielen Weiberstimmen verfolgte die Flüchtigen. Den ganzen Tag irrten sie herum, und als es Mitternacht wurde, schien ihnen der Weg wie durch eine Mauer versperrt. So legten sie sich nieder und schliefen ermattet ein. Am Morgen lehnten sie an der Kirche von Tännesberg.

§. 51.

Schellenberg,

hart an der böhmischen Gränze bey Neukirchen St. Christoph, war ehemals ein Raubnest für die Waldthurner, später ein Jagdschloß der Fürsten von Lobkowitz als Herren der Grafschaft Störnstein.

Das Schellenberger-Mannl, ein ehemaliger gottloser Burgvogt, macht die Ruinen der Burg unsicher. Mit Flossenbürg war es durch Draht-Leitung verbunden.

§. 52.

Wendern.

Im Wennera-Schlosse, eine halbe Stunde von Bärnau, ist ein Schatz eingemauert, drey goldene Ziegel-

steine. Vor zwanzig Jahren sagte eine Zigeunerin aus, daß der Baum fingerslang sey, aus welchem die Wiege gemacht werde für das Kind, welches den Schatz heben soll.

§. 53.

Falkenberg.

Nach der Sage ist diese Burg von den Riesen erbaut; diese haben auch die Felsentrümmer zusammengetragen, auf denen sie steht, und noch zeigt man hinter den Schloßruinen drey starke Vertiefungen, die Gräber von zwey Riesen und einem Riesenkinde. Geister machen die Burg unsicher, es wird mit Steinen herabgeworfen, auch der unvermeidliche schwarze Pudel fehlt nicht. Im Thurme ist eine goldene Wiege vergraben. Ein unterirdischer Gang mündet in der Rhönwiese, oberhalb des Netzbaches, da wo eine starke Felsenplatte liegt. Oberhalb der Burg, in der sogenannten „Schneiderin,“ läßt sich der Hemann und die wilde Jagd vernehmen.

Etwa eine Stunde abwärts, gegen Neuhaus hin, geht quer durch die Naab ein Felsengesprenge; die Steintrümmer scheinen wie in das Wasser hineingeschleudert. Auf ihnen überschreitet man trockenen Fusses die Naab, während das Wasser unten durch die Felsenritzen ablauft und Schaum wirft, gleich dem beym Ausrühren eines Butterfasses, wovon diese Stelle den letzteren Namen wirft.

Von diesen Steinen geht ferner dieselbe Sage, wie von den Felsenblöcken im Regen bey Chamerau. Ein

Ritter von Falkenberg verfolgte mit seinen Gesellen eine sittsame Jungfrau bis an die Ufer des Flusses. Vor sich die Fluthen, hinter sich den Verführer, stürzte sie sich lieber hinab, und wunderbar entkam sie. Die Verfolger aber wurden zu Stein und sind noch im Flusse zu schauen.

Der Name Falkenberg ist an die Stelle des ursprünglichen von Raabberg getreten. Der Kaiser war einst in der Nähe auf der Falkenjagd; sein bester Falke aber verirrte sich und kam nicht wieder. Den Zorn des Herrn zu beschwichtigen, enteilten die Begleiter nach allen Seiten, um das Lieblingsthier zurückzubringen. Es gelang. Hocherfreut wandelte der Kaiser den Namen Raabberg, wo der Falke sitzend gefunden wurde, in den heutigen Namen, und dem zum Zeugnisse sitzt noch im Marktsiegel der Falke auf einem Berge.

§. 54.

Altneuhaus,

ein zerstörtes Schloß an der Waldnaab, Windisch-Eschenbach gegenüber, von dem nur wenige Trümmer noch stehen.

Dort sieht man oft am hellen Mittage, während es Zwölfe läutet, eine weisse Jungfrau den Leuten des Weges winken, heranzutreten und die Schätze zu heben aus der offenen Truhe im Gewölbe. Die Frist dauert aber nur so lange als das Läuten; dabey hört man auch Musik.

Auch während des Passions steht die Truhe offen; wer vor dessen Ende nicht draussen, bleibt ein ganzes Jahr eingeschlossen. Einer war ihr schon nahe, als das Läuten aufhörte und ihm die Jungfrau die Thüre vor der Nase zuschlug.

Aus Falkenberg ging Einer, der mit seinem Weibe in Unfrieden lebte, auf die Burg, um Vorgeiger zu werden, denn man vernimmt darin gar oft um Mittag harmonische Musik, die allmälig verklingt; er sprang in das Wasser, um sich zu ertränken. Doch reute es ihn, und man sieht noch die Spuren seiner Finger an dem Steine, wo er sich herausarbeiten wollte. Seitdem erscheint er an der Seite der Jungfrau.

§. 55.

Flossenbürg.

Flossenbürg ist eine Riesenburg gewesen; zu Anfang dieses Jahrhunderts war der herrliche Bau noch ganz gut erhalten, jetzt liegt er in Trümmern. Drey Besitzer sollen sich an ihm arm gebaut haben, noch zeigt man im Orte am Fusse des Berges den Stadel, wo die Steinmetzen wohnten, beym Schnappauf. Einst sagte der Burgherr zu seinen Gästen, indem er auf die in graue Kittel gekleideten Menschen im Thale, welche ihm als Knechte dienen mußten, hinabwies: „Das sind meine Gänse."

Das höchste Stockwerk der Burg heißt noch jetzt der Grafenbau. Dort ist auch der Sitz in Stein gehauen,

wo einst der Burgwächter saß, und noch sieht man das Loch im Estrich, welches der Schaft des Speeres, den er in der Hand hielt, zurückließ. Das Schloßmännchen, eine steinerne Figur, haben die Flosser entführt. Im Burghofe weisen Spuren noch auf den ehemaligen Teich, und den Brunnen, der jetzt verschüttet ist: noch liegen die Eymer darin. Die Burg war so groß, meynt das Volk, daß zwey Regimenter Soldaten darin Platz gehabt hätten; sie mußte auch stark und groß seyn, da sie als eine Hauptwehr gegen die Böhmen und Wenden galt.

Getrennt von der Burg ist ein grosser viereckiger Thurm, unten aus plattbehauenen, höher hinauf aus Kropfquadern gebaut: kein Thor, eine hohe Legbrücke führte hinüber vom Schlosse; die ehemaligen Herren spielen nun darin mit eisernen Karten, und oft hört man Musik.

Die Schweden beschossen die Burg vergeblich; Verrath öffnete die Thore, Feuer verzehrte den Riesenbau. Noch sieht man die Spuren des Brandes. Auf dem Plattenberge, wo die Schweden lagerten, soll eine silberne Kanone vergraben seyn. Auch findet man in der Nähe Kugeln, aussen von Bley, innen von Eisen.

Auf der Burg zeigt sich eine weisse Jungfrau. Einst weckte sie einen Landmann drey Nächte nacheinander und versprach ihm alle vergrabenen Schätze, so er sie heben wollte, ohne ein Wort zu sprechen. Der aber rief, als er Hand an die schwere Kiste legte: „Die Kiste mag der Teufel heben!“ — und sogleich war sie verschwunden und die Jungfrau weinte bitterlich. Doch

hat sie die Hoffnung, daß ein Kindeskind desselben Mannes sie erlösen werde.

Jedes Jahr steht während des Passions der Eingang zu den Schätzen offen.

Es ist ein wahrhaft großartiger Anblick, das Granitgebilde, auf dem die riesige Burg steht; es sind ungeheure Tafeln, welche sich übereinander lagern, gleich als wären sie aus dem Schoße der Erde in flüssiger Form hervorgedrängt worden, um sich, jede auf die vorhergegangene zu legen, und diese zusammenzudrücken; der ganze Abhang des Schloßberges aber ist weithin mit einem wahren Steinmeere bedeckt, darunter der berühmte „lange Stein,“ der längste in der Oberpfalz, kaum drey bis fünf Fuß breit in gerader Linie den Berg hinablaufend.

§. 56.

Haselstein.

Der Haselstein ist eine Burg in Trümmern, auf einer Waldanhöhe, etwa eine Stunde nordwestlich von Flossenbürg. Vor Jahren schlief dort Einer ein und ein Hirsch legte ihm eine Blume in den Schoß, worauf er erwachte. Die Blume ward ihm in der Hand zum Schlüssel, und er öffnete damit das Thor zu den Gewölben der Burg und sah ungeheuere Schätze darin aufgehäuft. Da wollte er hinaus, um seine Gesellen zu rufen, aber die Zeit war schon um und er mußte bleiben Jahr und Tag. Jeden Morgen erschien eine

schöne Jungfrau in weissen Atlas gekleidet und brachte ihm Speise; während er aß, frug sie ihn aus über sein Leben und Treiben, antwortete selbst aber auf seine Fragen nicht. So hatte er es gut, bis wieder das Thor offen stand und er hinaus konnte. Nicht mehr aber fand er den Zugang zu den Schätzen.

§. 57.

Reuth.

Auf Schloß Reuth, im Landsassenwinkel, bey Burggrub, war einst ein Vehmgericht; während die Verurtheilten in einem Thurme das Muttergottesbild küßten, wurden sie hinabgestürzt.

Ein Herr von Reuth klagte vor den Vehmrichtern seine Ehefrau der Untreue an, und erhielt die Erlaubniß, sie zu tödten, wenn er sie für schuldig halte. Die Frau aber betheuerte ihre Unschuld auch da noch, als sie schon den Dolch im Herzen hatte; da warf der Mörder, von Reue ergriffen, den Dolch weg, und bat dieselben Richter um sein Urtheil, wenn er ein solches verdiene, und sie verurtheilten auch ihn zum Tode. — Seitdem ging die Burgfrau um, in weissem Gewande, die Wunde sichtbar, besonders bey besonderen Ereignissen in der Familie. Einmal sollte Hochzeit seyn; der Vater hatte die Erbtochter wider ihren Willen verlobt; denn sie liebte schon, und als sie sich beharrlich weigerte, an den Altar zu treten, warf er sie in den Thurm. Hier erschien ihr die weisse Frau und

tröstete sie, indem sie ihr Hilfe versprach. Darauf zeigte sich der Geist dem harten Vater und drohte ihm, wenn er seine Tochter unglücklich mache. Er schlug nach ihr, sie verschwand. Nun ging er in sich, und ließ der Tochter ihren Willen.

§. 58.

Parkstein.

Das Schloß, auf einen Basaltfelsen gebaut, daher Hohenparkstein genannt, war Besitzung der Hohenstaufen und nach diesen lange der Sitz eines churpfalzbayerischen Pfleggerichtes. Nur mehr eine kleine Mauerzinke steht noch als Rest davon, dagegen auf dem Grunde ein anmutiges Kirchlein.

In nördlicher Richtung hin liegt Altenparkstein, eine Mehrzahl zerstreuter Bauernhäuser. Wichtig für die Sage ist, daß einst zwischen Hohen- und Altenparkstein eine grosse Heidenstadt gestanden haben soll.

Die Sage, daß Kaiser Wenzel einmal hier gejagt und einen grossen Eber erlegt, dieses Ereigniß aber dem Orte den Namen Porkstein von porcus = Schwein gegeben habe, ist eine philologische Dichtung. Die Anwohner sagen Bergstein, Bargstoin, von Barg = Berg, was eine natürlichere Deutung gibt.

§. 59.

Ebnat.

In Ebnat werden zu heiligen Zeiten drey weisse Jungfrauen gesehen, von grosser Gestalt, mit Oellampen in der Hand, welche vom Schloßkeller bis zum Eiskeller gehen; es sind gute Geister und thun Niemanden etwas zu Leide. — Eine andere weisse Frau, Fräulein Lise genannt, macht ihren Weg auch zum Eiskeller, wo sie zum feurigen Hahnen wird und mit einem Hahnenruf verschwindet.

§. 60.

Schloß auf dem rauhen Kulm.

Es ist ganz zerstört. In den Gewölben werden ungeheure Schätze von einem Manne mit Gaisfuß bewacht. Der Zugang steht nur zu gewissen heiligen Zeiten offen, besonders am Palmsonntage. Ein Taubstummer hatte ihn einmal gefunden, war hineingetreten und sah die Schätze. Der Mann mit dem Bocksfusse bot ihm davon an, er aber mochte Nichts nehmen. — Ein Anderer fand ihn offen, wagte aber nicht hineinzutreten. Als er ein zweytesmal mit mehr Muth darnach suchte, fand er ihn nicht mehr.

§. 61.

Haugsdorf.

In den Ruinen der nahen Burg, wo einst der bekannte Schiedermantel hauste, sollen gleichfalls Schätze verborgen seyn. Ein Pudel hält bey ihnen Wache. Da wollte Einer seine Sache recht schlau machen, nahm eine lange Stange, an welche er vorne Dreykönigskreide befestigte, und fuhr damit vor, auf die Kiste die Anfangsbuchstaben der heiligen drey Könige zu schreiben. Als er aber ganz nahe daran war, verschwand Kiste und Pudel.

§. 62.

Velburg.

1) Die Burg.

Von dem felsigen Berge, auf dem sie steht, trägt sie den Namen Felsenburg. Zufolge Aventins Bericht wurde sie nach dem Falle Bernhard Pipins, Königs von Italien und Bojoarien, dessen drittem Sohne Heribert aus Gnade überlassen. Später gelangte sie mit der Herrschaft an die Familie Wisbeck, indem Pfalzgraf Friederich den Ritter Georg Wisbeck für seine als oberster Feldhauptmann im pfälzisch-bayerischen Erbfolgekriege geleisteten guten Dienste damit begnadigte, 1507. Aber schon 1574 fiel sie mit dem Aussterben dieses Geschlechtes an Wittelsbach zurück. Vorerst kam es aber noch zur Fehde zwischen dem Pfalzgrafen und der Schwester des

letzten Herrn von Velburg, Amalia, welche, an einen Rothhaft verheiratet, auf das Lehen Anspruch machte. Die Veste wurde von den pfalzgräflichen Truppen belagert, und als Rothhaft bey einem Ausfalle das Leben gelassen hatte, setzte das kühne Weib, auf welche der Geist ihrer ritterlichen Ahnen übergegangen war, den Kampf allein fort. Indessen wurde die Stadt von den Pfälzischen erobert und huldigte dem neuen Herrn. Da brach in der unteren Stadt Feuer aus. Amalia hatte aus Rache über den Verrath der Bürger einen Knecht um 50 Goldgulden gedungen, die Stadt anzuzünden. Die Hälfte zahlte sie ihm sogleich, und als der Knecht nach vollbrachter That die zweyte Hälfte des Lohnes verlangte, vergab sie ihn mit Gift. Endlich wurde die Burg, in der Krankheit und Mangel herrschte, erobert, und die Familie, im Vergleichswege mit 35,000 fl. abgefunden, verzichtete auf die Herrschaften Velburg, Adlburg und Batzhausen, 1584.

Das Alter der Burg bekundet die Sage; denn Riesen haben Velburg und Helfenberg gleichzeitig zu bauen angefangen, und als die Einen mit Velburg früher zu Ende kamen, halfen sie den Anderen bey deren Baue, woher der Name Helfenberg stammt. Sie warfen sich oft von einem Berge zum anderen Kelle und Hammer zu und grüßten sich Morgens durch das Sprachrohr. Von ihrer Grösse zeugt, daß sie sich gegenseitig die Hämmer hinüberreichten.

Den ersten Schaden litt die Burg (1634) durch die Schweden, welche sie beschossen, den größten aber durch

einen gewissenlosen Pfleger, Valentin Praun heißt er, welcher die Dächer abdeckte, die Ziegel und Taschen verkaufte und den Erlös in seinen Sack steckte. Der Schuft wurde zwar von der Stelle gejagt, doch besserte man an der Burg nichts aus und ließ sie seitdem verfallen. Während 1734 noch das ganze Rundgemäuer mit dem ungedeckten Thurme stand, ist sie jetzt gräulich verwüstet. Die Stadt hatte die Ruine käuflich erworben und deren Quadersteine zum Baue von Häusern verkauft (1800). Von der Ringmauer steht nur mehr der nördliche und westliche Theil mit zwey grossen Bogenthoren; wozu das eine davon diente, ist schwer zu sagen, da unmittelbar hinter demselben der Berg steil abfällt. Dieses Thor soll einen grossen Söller getragen haben, von dem aus die Ritter das Treiben der Menschen in der Stadt beobachten konnten. Damals standen auf dem alten Markte am Schloßberge wohl an hundert Häuser, welche nach dem grossen Brande wegen Wassermangels auf die Ebene übersetzt wurden. Zwischen den Thoren ragt der von der innern Burg getrennte Wartthurm etwa noch 50 Fuß hoch empor. Die Leute holen sich Mörtel davon zu Fegsand, und so wird er bald ganz zusammenfallen. Man sollte nicht glauben, daß dieses heut zu Tage noch möglich sey, in einer Zeit, welche den Mund von Erhaltung der Ueberreste der Vorzeit so voll nimmt. Fühlt man auch keine Pietät gegen die Vergangenheit, sollte das heutige Geschlecht, welches so viel in Natur macht, doch die malerische Zierde der Gegend schützen.

In der Burg, gegen Osten, befand sich auch eine

Kapelle, dem heiligen Pankratius geweiht; sie ist zerstört, und mit ihr die Grabstätte des obigen Heribert, und anderer Adeliger nebst vielen Denkwürdigkeiten verschiedener Glieder des Hauses Wittelsbach. Die Bausteine dienten 1720 zur Ausbesserung der Pfarrkirche in der Stadt, der Altar, ganz altertümlich, wurde in die Freidhofkirche übertragen. So Windisch in seinem Grundbuche von Velburg.

Nun treiben Geister hier ihr Unwesen. Ein altes Weib ging einst Nachts auf der Strasse am Berge nach Hause. Da begegnet ihr ein Wagen mit zwey Rappen, drinnen saß ein Herr. Sie grüßte hinein: „Gelobt sey Jesus Christus!“ und sogleich saß sie beym Herrn im Wagen, und ward nicht eher entlassen, als bis sie den heiligen Namen zum zweytenmale ausgesprochen.

Vor vierzig Jahren spielten drey Kinder in der Mittagstunde an der Burg. Da sahen sie einen Wagen mit zwey Pferden, drinnen zwey Fräulein, Alles in der Grösse von Puppen, um das Schloß fahren. Die Kinder liefen nach, die Rößlein zu fangen; sie fuhren aber in den Berg hinein und waren verschwunden.

Das Schloßweiblein kommt zeitweise in die Stadt hinaus und hilft braven Dirnen bey der Arbeit.

2) Die Stadt.

Sie liegt am Fusse des Schloßberges; sie hatte Wall und Graben, und auf der Stadtmauer konnte man rings herumgehen. Von den dreyzehn ursprünglichen Thürmen hieß der eine Tieffsthurm, vielleicht Diebsthurm, der so tief unter die Erde ging, als er hoch war; in ihm

erlitten die Verbrecher Haft und Strafe. Man ließ sie in einem Korbe hinunter, der sich ober dem Grunde stürzte und seinen Inhalt ausleerte. Der Kreuzthurm, rund und noch gut erhalten, ist davon benannt, daß die Pilger nach St. Wolfgang hier ihre Kreuze einstellten.

Früher ging das Sprichwort:

> Velburg an dem Nordgaüen,
> Nährt sich von Feld und Bierbraüen.

Böse Zungen haben den Reim entstellt in:

> Velburg am Nordgau,
> Nährt sich von Holzstehlen und Feldbau.

Nach der Sage war es früher so groß, daß die Kirche von St. Wolfgang, eine Viertelstunde Weges ab, noch in der Stadt lag.

In dankbarem Andenken stehen die letzten drey Jungfrauen des Geschlechtes der Wisbeck. Dieses lag nämlich in beständiger Fehde mit den Raubrittern der benachbarten Adlburg. Auf der Ebene bey St. Ottmar ward das letzte Treffen geschlagen; die Wisbeck siegten mit Hilfe der Burger von Velburg, verfolgten den Feind auf seine Burg und zerstörten diese. Aus Dankbarkeit schenkten die drey Burgfräulein der Stadt die heutige Burgerwaldung, sechs mit Wald bewachsene Hügel. — Nach der Geschichte waren freylich die Pfalzgrafen Sigmund und Johann die Schenker (1461).

Die Stadt muß mit der Burg durch unterirdische Gänge in Verbindung stehen. Vor etwa zehn Jahren wollte ein Brauer dort seinen Keller erweitern, während

des Grabens fiel das Erdreich ein, und man gelangte in einen rundgewölbten Gang, etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch, der, so weit man auch vordrang, zu keinem Ende führte, weßhalb man ihn absperrte. Das Merkwürdige hiebey aber waren die Nischen, welche man, vier an der Zahl, drey links, eine rechts, in den Wänden des Ganges entdeckte; jene erhielten etwa dreyssig Stück irdener Töpfchen, Amphoren, in verschiedener Grösse, die zum Theile in einander steckten, nebst mittelalterlichen Gebilden, Votiven, ganze Frauengestalten in der Tracht jener Zeit mit Kopf- und Halskrausen, dann Schlitzärmeln, gleichfalls von Thon; dabey auch solche Wirtel, die eine Seite spitz zulaufend, Alles neu gebrannt, ohne Glasur. In der einschichtigen Nische stand eine verrostete, viereckige Truhe von Eisen, in welcher ein zerfressenes eisernes Messer ohne Griff, etwa 18" lang und $1\frac{1}{2}$" breit verborgen lag. — Ob die Amphoren auch dem Mittelalter angehören, nachdem sie den hetrurischen ähnlich sind und Henkel und Ausgußrohr haben? Nach der Sage haben Römer in der Gegend geherrscht und eine Niederlassung gehabt. Noch soll man die Trümmer eines Römerkastelles zwischen Kirchenwün und Habsberg auf der Strasse nach Kastl sehen.

An der Pfarrkirche sind aussen die Grabsteine zweyer Wisbeck in Lebensgrösse, aus rothem Marmor, in die Mauer eingelassen; das Volk heißt sie die Riesen. Windisch meldet in seinem Grundbuche, daß man 1722 im Chor der Kirche ein Grab geöffnet, und den Kopf des Gerippes zu einem Umkreise von 3' 4" befunden

habe. Ferner führt Bruner in seiner Geschichte von Velburg an, daß im Jahr 1817 beym Durchsuchen der Grüfte zwey Armknochen in der Länge von 2′ 3″ ausgegraben wurden.

3) Die Richterhöfe,

zwey an der Zahl, am Fusse des Berges, gehörten zur Burg; sie hatten die Verpflichtung, an Feyertagen die Burgherrschaft mit eigenem Gespanne zur Kirche zu fahren. — Weil ferner auf der Burg keine Quelle fließt, und das Dach- oder Spatzenwasser in Cisternen gesammelt werden mußte, hatten die Hofbauern auch die Aufgabe, frisches Wasser auf die Burg zu fahren. Daher sagt man jetzt noch in der Stadt: „eine Foar Wasser holen“ — statt: „Wasser holen.“

Man meynt auch, der Knecht, welcher die Stadt angezündet, wäre von diesen Höfen gewesen, und damit stehe der berüchtigte geisterhafte Sarg in Verbindung, wovon unten.

4) St. Wolfgang.

Eine Viertelstunde ausser Velburg, östlich davon, liegt ein Oertchen aus etlichen Feuerstätten bestehend, Hollenstein, oder auch vom dortigen Kirchlein St. Wolfgang genannt.

Das Kirchlein ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig. Das halbrunde Presbyterium, mit Gurtengewölbe und Spitzbogenfenstern, soll ein Druidentempel gewesen seyn: es hat etwa 10 bis 12 Fuß im Durchmesser, und enthielt an den Wänden zwey Gedenktafeln, die nun verschwunden sind, die eine in

altgothischer Hieroglyphenschrift, die Niemand enträthseln konnte, die andere mit der Inschrift:

D. M. PEMTENA. DALMATA. VIX. AN. XXV.

Links im Presbyterium, und vor demselben im Schiffe sah man in dem alten gegossenen, roth und blauen Fußboden zwey Brandstellen, muldenförmig, wo nach der Sage die Feuer zu den heidnischen Opfern gebrannt haben sollen. Nach Anderen rühren sie von den Schweden her. Sie sind verschwunden, weil der Gußboden durch Ziegelpflaster ersetzt ist.

Das säulenlose Schiff ist offenbar Anbau; es enthält zwey Flügelaltäre, der Chor deßgleichen. Schnitzwerk und Gemälde in altdeutschem Style sind näherer Untersuchung werth. Die Altarsteine sind kolossal aus Einem Steine. Hinter der Orgel verbirgt sich ein dem Untergange geweihtes grosses Wandgemälde, das Leben des heiligen Wolfgang in vielen Feldern darstellend. Dieser Heilige soll nämlich das Kirchlein geweiht haben: darum wird auch sein hölzernes Standbild, schön gearbeitet, die Axt in der Hand, noch darin verwahrt. Ich führe dieses an, um die Aufmerksamkeit der oberhirtlichen Stelle darauf zu lenken.

Merkwürdig ist auch die Sakristey. In des Gewölbes vier Enden sind vier grosse eiserne Ringe an dicken Hacken befestiget, Fensterstock und Thürgeschwelle aus Stein gearbeitet.

Der massive viereckige Thurm, an 100 Fuß hoch, soll von den Römern herrühren.

Die Leute meynen, das Kirchlein sey gebaut nach

dem Modell der Kirchen in den ersten Zeiten des Christentums.

St. Wolfgang muß früherer Zeit eine der berühmtesten Wallfahrten gewesen seyn, nicht bloß für die Oberpfalz, sondern auch für Deutschland bis an Elbe und Rhein, ein oberpfälzisches Altötting. Es kamen oft 50 bis 60 Kreuze zusammen, und weil die Pilger in der Stadt nicht Raum finden, übernachteten sie auf dem sogenannten alten Markte und dem Pilgram, d. i. den Feldern, welche vor dem oberen Stadtthore bis St. Wolfgang am Schloßberge sich hinziehen. Und nicht bloß der Andacht halber, auch zu Kauf und Verkauf langten die Pilger hier an: denn Velburg stand mit den Reichsstädten Nürnberg und Weissenburg in bundesfreundlichem Verbande, und es war ausbedungen, daß aus beyden Städten alljährlich Züge zu Wallfahrt und Markt sich hier einzufinden hätten. Zur Zeit der Reformation erlitt aber der Verkehr durch Kriegsunruhen vielfache Störung, und so wurde der Markt an jene Stelle übertragen, auf welcher sich Neumarkt seitdem anbaute. — Belege für die Berühmtheit der Wallfahrt in weiten deutschen Landen geben die Gemälde des Kirchleins. Es scheint, daß die hohe Wichtigkeit, welche dieser Punkt in heidnischer Zeit für die Götterverehrung genossen haben muß, sich auch noch im Christentume erhielt, daß dieses gerade hierin seinen Sieg feyerte. Um so mehr ist zu wünschen, daß dem Kirchlein die verdiente Würdigung werde.

Bemerkt wird noch, daß die Wallfahrt, welche jetzt

ganz eingegangen ist, durch Mönche aus Kloster Waldsassen versehen wurde.

5) Die Höhlen.

Der Hollenstein, ein bewaldeter Berg hinter der Burg, St. Wolfgang gegenüber, birgt zwey merkwürdige Höhlen, Holl-Löcher genannt. Die erste derselben schaut nach S. O. gerade auf die Kirche von St. Wolfgang, die andere um's Eck gegen O. Nach der Volkssage hausten Druiden darin.

Den Eingang zur ersten bildet ein Bogen, etwa 100 Fuß hoch und 150 Fuß breit; man fährt jetzt von der Strasse bequem hinauf, weil ein Velburger Brauer die Höhle als Keller benützt und den Zugang aufschütten ließ. Gleich unter dem Bogenthore erweitert sich der Raum so bedeutend, daß man mit einem vierspännigen Wagen bequem darin umkehren kann. In diesem Vorplatze macht sich ein Felsenstück bemerkbar, fast in Mitte des Bodens, durch Tropfwasser ausgehöhlt und den Hirten der Gegend als Wasserbehälter dienend, wahrscheinlich ein Opferaltar oder Feuerherd. In der Nähe herum findet man versteinerte Eberzähne. Zur Zeit des ersten Einfalles der Franzosen flüchteten die Leute ihr Eigentum hinein und drangen bis zu einem unterirdischen See vor.

Die zweyte Höhle, ohne scheinbare Verbindung mit der ersten, und dieser an Grösse nahezu gleich, wird durch einen natürlichen Pfeiler gestützt; der Gang, der tief abwärts führte, ist verschüttet.

Diese Höhlen erstrecken sich in unbekannter Tiefe

und Weite, und sollen mit anderen Höhlen bis Lutzmannstein hin in Verbindung stehen. Eine solche Höhle ist bey Breitenwün, zwischen Velburg und letzterem Orte, im Razenberge, von der Windisch in seinem Velburger Grundbuche Folgendes meldet: Im Jahr 1725 begaben sich 25 Burger von Amberg in diese Höhle etwa 900 Klafter tief und sahen viele seltsame Sachen, Paläste, wilde Werke, Plätze, rauschende Wasser, fliessende Brunnen, doch Alles im Finstern, grosse Riesengebeine, grosse unverwesene Leichname. Einer der Besucher entwich und kam halbtod heraus, ein anderer wurde von einem Weibe mit einem Steine geworfen, daß er fast um ein Auge kam. Nach acht Stunden kamen sie gleich Toden und abscheulichsten Aussehens wieder aus dem Berge. — Im Jahr 1715 wagten sich zwey Metzgerbursche hinein und wurden auf Anzeige ihres Hündchens tod herausgebracht. — Ferner, 1733 wagte sich ein Operator mit seinen Leuten und Einigen aus Velburg 600 Klafter tief in den Berg, und sahen die vorhin erwähnten unverwesenen, oder begeisterten Körper und Gebeine von grossen und kleinen Menschen, Thiergebeine, unvergleichlich schöne Krystalle, vielfarbige, mannsdicke Säulen; man schlug davon eine um, und sie gab im Fallen einen Klang wie von Metall. — In demselben Razenberge, auf Lutzmannsteiner Gebiet, ist aber die größte und schönste dieser Höhlen, und viele menschliche Riesengebeine wurden aus ihr schon hervorgeholt.

6) Ein Heidengrab.

Als der Keller in der ersten Höhle des Hollensteines

eingerichtet wurde, stiessen die Arbeiter vor derselben auf ein Stein-Kistengrab. Die Wände waren gebildet aus aufeinandergeschichteten viereckten Steinplatten, rauhen Bruchsteinen, welche ganz verwittert bey leichtem Schlage zerbröckelten; die Decke bestand aus grösseren Platten. Drinnen, auf dem nackten Boden, lag ein Menschengerippe — man hielt es für das eines Weibes, einer Druidin, — an den Füssen das Gerippe eines Kindes von 8 bis 10 Jahren. Die Knochen haben auffallende Stärke, besonders dick erscheint das Hinterhauptsbein. Man schloß auf die Grösse eines Menschen von 7 bis 7½ Fuß. Um den Hals und auf den Brustknochen lagen länglichte, einst an einer Schnur gefaßte Perlen aus Seemuscheln, um die Füsse grosse Flußkiesel, dann sogenannte Eyersteine, Arragonit, welche nach dem Volksglauben Diamanten verbergen sollen, endlich mehrere Werkzeuge, wahrscheinlich Hämmer, mit einem Loche an dem breiteren Ende, fein und glatt gearbeitet aus hartem lydischen Steine. Die Leute verglichen sie mit Bügeleisen. Von Metall zeigte sich keine Spur. Das Grab gehört wohl nicht den Kelten, vielleicht einem vorkeltischen Volke an. — Ganz nahe an diesem soll man noch ein Grab gefunden haben, mit einem viel grösseren Gerippe, welches um den Hals ähnliche Muschelstücke nebst der Schale eines Seethieres liegen hatte.

7) Druidenbäume.

Unfern dem Berge standen früher einzelne Holzbirnbäume, vom Volke Druidenbäume genannt, uralt und groß, einer an der St. Wolfgangskirche, die andern

auf den Feldern vertheilt. Davon ging die Sage, daß die Stammältern um sie getanzt hätten. Noch jetzt tragen einzelstehende, zerzauste und verrenkte Bäume dieser Art jenen Namen. — Im Osten der Pfalz heißt Drudenbaum jeder selten vorkommende Baum; um Neuenhammer der Baum, den die Drud drucken muß, so sie kein lebend Wesen zu diesem Geschäfte finden kann. — Im Weinzierlholz, bey Pfatter, steht ein solcher Drudenbaum an einer Lou = Sumpf; es ist ein Eichbaum, und da verführt es die Leute nach Avemaria.

8) Die drey steinernen Jungfrauen.

Von der Burg herab, nordöstlich, senkt sich eine mässige Ebene zu einer bedeutenden Anhöhe, Kolomaniberg genannt, mit sieben Felsen. Drey davon sind umgestürzt, drey bilden die drey steinernen Jungfrauen, der siebente ist ihr Hund. Die Jungfrauen haben die Stellung, als machten sie ihr Haar; darum heißt auch ein Felsenstück der Kamm. Schon erleiden diese Felsen grosse Anfechtung von praktischen Leuten. In des Windisch Grundbuch ist eine Sage davon verzeichnet, die ich wortgetreu gebe: „Die drey Töchter eines Ritters uff Velburg seynd von etlich flüchtigen Buem davon geführt worden, der Vater, als er dem Raub von Weitem noch zuegesehen, ist entbrunnen und hat über die Metzen gefluegt, so daz die Weibsperson seynd zu Stain geworten und haben müessen sten bleim."

Die Thalseige zwischen diesen Felsen und der Burg ist ferner besät mit kleineren Felsenstücken, welche gleichsam in die Erde hineingewachsen sind. Sie bilden

mehrere **Ringe**, von verschiedenem Durchmesser, in der Mitte mit einigen anderen Stücken gleich Sitzen.

9) **Muster von früheren Kompetenz-konflikten.**

Velburg hatte die hohe Gerichtsbarkeit und wollte selbe dem nahen Parsberg nicht zuerkennen. Daher beständiger Streit. Die Velburger waren dabey nicht faul, ihr Recht zu wahren, gleichwie es Adlburg vorhin geübt. Denn als die Parsberger einen inhaftirten Malefikanten nicht herausgeben wollten, drohten die Adlburger, ihn mit Gewalt aus dem Amthaus zu nehmen; jene lieferten nun zwar den Galgenvogel nach Eichenhofen, stachen ihm aber zuvor beyde Augen aus.

Ferner hatte Parsberg einstens einen Missethäter puncto furti prozessirt und zum Strang kondemnirt. Die Velburger fielen nun aus, hielten sich im Wäldchen am Hochgerichte verborgen, brachen dann hervor und nahmen den Malefikanten weg, um selben sogleich an das Parsbergische Hochgericht aufzuhängen.

Item ist nach Wisbeckens Zeiten eben dergleichen Malefizprozeß in Parsberg geführt und der Missethäter fustigirt worden. Da erschien der Velburger Gerichtsschreiber, legte eine gemessene Protestation ab, zog darnach ad perpetuam rei memoriam unter dem Mantel hinter sich einen stumpigen Besen hervor, und ritt in solcher Figur fort. — So steht bey Windisch Grundbuch von Velburg zu lesen, und es muß damals wahrlich eine schöne Zeit gewesen seyn!

§. 63.

Helfenberg.

Eine Stunde von der Velburg entfernt ist die Burg Helfenberg, in Ruinen, auf einem hervorbrechenden jähen Felsen, ringsum von Wald umgeben. Der Unterbau ist römisch; hier ging auch eine Römerstrasse über Dietkirchen, Deusmauer, Dallwang, Dietfurt. Im Jahre 1701 wurde ihre Herstellung in italienischem Style durch ein glänzendes Banket gefeyert; gerade hundert Jahre darnach ward sie verwüstet. Nicht hinderte, daß sie Eigentum der Tilly'schen Familie gewesen, nicht ihre Schönheit und Pracht. So viele Tage das Jahr, zählte sie Fenster. Der Saal allein hatte deren 23, und war an der Decke von einem Meister aus Italien mit einem herrlichen Gemälde, dem griechischen Olymp und allen seinen Göttern und Göttinen, geziert. Der Prachtbau wurde auf den Abbruch verkauft. Tags zuvor war noch Ball: als in des Morgens Frühe die Gäste sich entfernt hatten, begann das Zerstörungswerk! Der Ball gemahnt an die Festgelage verkommener Mönche, bey der Kunde von Aufhebung der Klöster im Jahr 1803.

Im Schloßhofe stand die Bildsäule des bayerischen Helden, in Lebensgrösse, aus Stein. Man weiß nicht mehr, was aus ihr geworden. Doch das steinerne Wappenschild, das am Thore hing, ist verwahrt.

Von der Kapelle sah man gerade nach der Kirche auf dem Habsberg hinüber: waren da die Thüren offen, konnte man den Priester am Altare Messe lesen sehen.

Im Schloßhofe befand sich ein kleiner Teich mit Goldfischchen, unten am Berge ist die Quelle, ein Eselsteig führte zu ihr herab. Da ist auch eine Schwaige: sie hatte die Kaffremilch zu liefern.

§. 64.

Die Adelburg,

auch Adlerburg genannt, in staunenswerthen Trümmern auf einem hohen Berge gelegen und rings von Wald umgeben, nur von einer Seite zugänglich, war schon verwüstet, als sie an die Wisbeck gelangte. Von den unterirdischen Gängen führt einer eine ganze Stunde weit bis gegen die Kirche Neun-Linden; der 80 Klafter tiefe Brunnen ist verschüttet.

Die Wisbeck blieben aber nicht in ruhigem Besitze: denn ein treuloser Beamter auf der Burg verband sich mit den Landräubern, insbesondere mit den Herren von Engersricht bey Neumarkt, setzte sich in der Burg fest und plünderte die Kaufleute, welche zwischen Nürnberg und Regensburg des Weges kamen; war ihm die Beute entwischt, hing er Pechpfannen aus, damit die Fremden dem Freunde in die Hände fielen. Gleich den Riesen, sollen auch sie mit Sprachrohren zusammengeredet haben. Das Räubernest lag daher mit den Velburgern beständig in Fehde: ja sie überfielen den Hans Wolf Wisbeck auf der Jagd im Läufelberge, und ermordeten ihn. Endlich zogen die Velburger vor die Burg und belagerten sie, vermochten sie aber erst einzunehmen, als die Belagerten aus Hunger sich selbst aufgezehrt hatten.

Das nächstgelegene Dorf Eichenhofen soll früher eine Stadt gewesen seyn, und den Adelburgern gehört haben; noch sind dort Wall und Graben zu bemerken. Auch hat man dort herum Leichname aus der Erde geackert, und irdene Gefässe gleich Honigbüchsen daneben gefunden, nebst messingenen Ringlein.

Vor fünfzig Jahren gingen Knaben auf das Schloß, um zu suchen. Wie sie hinkamen, stand eine schöne weisse Frau vor der Schloßmauer. Die Buben liefen davon, die Frau folgte ihnen nach. Als sie später umsahen, stand sie am Waldessaume und deckte weinend das Tuch über das Gesicht.

Im Moyaholz, Mayerholz, einem Walde zwischen Velburg und Finsterweiling, fiel ein Ritter von Wolfstein gegen die Adelburger: an der Stelle führt es noch jetzt den Wanderer irre.

§. 65.
Habsberg.

Habsberg, nun eine Kirche, früher eine Burg, auf einer Anhöhe, welche auf zehn Stunden im Umkreise eine herrliche Aussicht gewährt, und auf der Nordseite 300 Fuß tief senkrecht abfällt.

Die Grafen von Habsberg waren einmal belagert. Der Feind gedachte, das Schloß auszuhungern. Da sandte er einen Bettler hinauf, und dieser brachte ein Stück in Wein gebackenen Brodes zurück, ein Zeichen, daß Wassermangel herrsche. Bald auch ergab sich die Veste. Nur die Burgfrau erhielt die Begünstigung,

mit ihrem Kostbarsten abziehen zu dürfen. Sie aber trug gleich den Weibern von Weinsberg ihren Gatten auf dem Rücken hinaus. Drauf ward die Burg zerstört.

Im nahen Lengenfeld war ein Pfleger, Panzer genannt, der an heftiger Fußgicht litt. Ihm träumte, er solle auf dem Habsberge eine Kapelle bauen, so werde ihm geholfen. Da ließ er seinen Knecht am frühen Morgen auf einen Baum steigen, um zu berichten, welche Kirche der Umgegend ihm zuerst in die Augen falle. Der aber erblickte vor Allem die allerentfernteste, die Kapelle U. L. Frauen auf dem Berge bey Amberg. So wurde das neue Kirchlein der Mutter Gottes geweiht. Zur Einweihung fuhr er hinauf, herunter ging er. Nun ist die Kirche von Stein gebaut und als Wallfahrt weit berühmt. — Geschichtlich ist bekannt, daß 1680 der gräflich Tilly'sche Pfleger zu Lengenfeld, an der Fußgicht krank liegend, dreymal in der Nacht eine Stimme vernahm, „laß dich auf den Habsberg bringen!" Er beschloß daher, dort die Kapelle zu bauen, welche, anfangs von Holz, seit dem ersten Jubiläum durch eine steinerne ersetzt ist.

Ein Mann in der Umgegend kam durch Brand um sein Anwesen. Niemand half ihm. Da gedachte er sich zu erhängen, ging aber vorerst noch auf den Habsberg, um zu beten. Darnach wollte er seinen Entschluß vollziehen. Der Strick aber riß, und U. L. Frau stand vor ihm, verwies ihm seinen Kleinglauben, und zeigte ihm an, wie ihm geholfen werden könne. — Der Strick hängt unter den Weihegeschenken in der Kapelle.

§. 66.

Rieden.

Die alte Burg, nun in Trümmern, liegt auf einem ansehnlichen Bühel an der Vils.

Da war ein Graf; mißmutig über die Ausweichung seiner Gemahlin, und der Welt überdrüssig, gedachte er ein Kloster zu gründen und sich darin zu verbergen. Er lud daher einem Esel Gold auf, so viel als für den Bau genügen mochte, und ließ ihn ohne Führer gehen. Auf dem Duschlberg, auch bedeutsam Thorberg genannt, brach das Thier unter der Last zusammen. Gerade hier fing der Graf zu bauen an. Die [illegible]ohner des Dorfes Ensdorf aber traten zu ihm, und [illegible]oten ihm einen weiten Platz in Mitte des Dorfes an und baten ihn, hier das Kloster zu bauen. Und der edle Graf willfahrte ihrer Bitte. Das ist der Ursprung des berühmten Klosters Ensdorf. Am Berge aber, in der halben Höhe, sieht man noch die Trümmer des ersten Baues.

Vor etwa fünfzig Jahren hatte sich ein Mann des Marktes Rieden ganz abgehaust, und weil er in der Gemeinde nicht mehr Aufnahme fand, ging er hinauf auf die Burg in ein Gewölbe, und richtete sich dort häuslich ein. Dort hauste aber ein Geist, der ihm Gais und Hennen erdrückte; auch zeigte sich öfter ein schwarzer Pudel auf einer Kiste. Einmal unter der Singabds oder dem Hochamte wollte die Frau des Mannes in den Nebenkeller hinausgehen, der ihr zur Speise

diente: da stand eine weißgekleidete Frau, mit ältlichem aber freundlichen Gesichte, in einer Ecke und winkte ihr mit der Hand zu sich, und sprach: „Meine Liebe, hier ist mein Schatz, mein Geld; meines Herren seines liegt aber im Brunnen." Damit verschwand sie. Als der Mann aus der Kirche heimkehrte, grub er an der Stelle nach und hob den Schatz, und ward davon reich.

So ein Geld bringt aber immer etwas Uebles im Gefolge. Denn als eine Hochzeit war, verrieth sich der Mann, indem er der Braut einen grossen Lebkuchen zum Geschenke machte, dessen jedes Eck einen Thaler so alten Gepräges barg, daß ihn Niemand kannte. So kam es auf, daß er den Schatz gehoben hatte, und ward wegen Funddiebstahles gefänglich eingezogen, aber doch wieder entlassen.

§. 67.

Leuchtenberg,

die berühmteste der oberpfälzischen Burgen, von welcher daher auch mehrere Sagen gehen.

Eine böhmische Fürstentochter, dem Christentume gewonnen, wendete sich von dem heidnischen Hofe des Vaters und zog in die Wildniß des Waldes. Da traf sie ein Ritter, und von ihrer Schönheit gefesselt bot er ihr seine Hand, welche sie unter der Bedingung annahm, daß auch er sich taufen lasse. An der Stelle, wo sie sich gefunden, bauten sie eine Burg und nannten sie, dem Christentume als der wahren Glaubensleuchte

zu Ehren, Leuchtenberg. — Der Vater aber, erzürnt über die Flucht der Tochter, entsendete überallhin seine Boten, sie zu suchen. An einem Berge angelangt, sahen sie von einer Höhe im Walde her Licht schimmern, gingen darauf zu und kamen zur Burg, wo sie in der Schloßfrau die Tochter des Herrn erkannten. Davon, daß sie von der Burg her Licht schimmern sahen, benannten sie diese Leuchtenberg, den Berg aber, von dem aus sie das Licht zuerst gesehen, also den Aufenthalt der Flüchtigen erfahren hatten — Fahrenberg, eine etwas holperige Deutung der Namen. Mit seinen Reisigen zog nun der Fürst aus, sein Kind zu holen und den Räuber zu züchtigen. Am Burgthore begegnete ihm der Priester, welcher eben die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Den Heiden übermannte die Nähe des wahren Gottes, versöhnt umarmte er seine Kinder.

In der Burg zeigt man eine Mauernische; der Landgraf ließ da die eigene Tochter einmauern, weil sie von einem Knappen zu Falle gekommen war; den Buhlen aber hingen sie an der Stelle auf, wo jetzt der kalte Baum steht, gerade gegenüber dem Fenster, hinter welchem das Fräulein seiner Ehre Verlurst beweinen mußte. Der kalte Baum ward nach der Strafvollziehung gepflanzt: seitdem geht dort der Wind bey Tag und Nacht.

Eine Landgräfin war gar vorwitzig und quälte ihren Gemahl häufig mit der dringlichen Bitte, ihr auch doch von seinen Geheimnissen zu vertrauen. Der Graf willfahrte ihr einmal, sie aber vermochte es nicht zu be-

wahren und wurde daher zur Strafe, auf einem Igel zu sitzen, verurtheilt. Man sah über diesen Vorfall ein Gemälde an der Wand in einem Zimmer, und drunter den Reim:

„Das macht mein Fürwitz,
Daß ich auf dem Igel sitz."

Durch ein Sprachrohr ließ einst der Leuchtenberger dem von Tännesberg oder Tännelberg hinüberfragen, ob er das Geld zur Fastnacht, welche sie beyde zusammen in Prag verbringen wollten, schon beygetrieben habe. Und dieser ließ erwiedern, er habe schon Einen Gulden in böhmischer Währung, und das genüge.

Als der Landgraf von Leuchtenberg den Pfrentschweiher graben ließ, mußten seine Unterthanen in hartem Frondienste arbeiten, und Manche gingen davon in Hunger und Elend zu Grunde. Umsonst wurde der Graf gebeten, der Armut zu schonen, vergebens war jede Warnung. Kaum war der grosse Teich vollendet, so umritt er ihn voll Freude zu mehreren Malen; dieses that er öfter: aber man sah ihn auch reiten, wenn er zu Hause im Schlosse saß. Nach seinem Tode ging die Reiterey erst recht an. Bald war es der Graf selbst, bald nur sein Schatten oder sein Hund, und hinterher lief der Teufel und schlug mit schweren Eisenketten um sich, daß Glieder, oft sechs bis acht Pfund schwer, davonflogen.

Es ist noch ein hallengrosser Keller vorhanden: der dient jetzt zur Aufbewahrung des Bieres. Da wollten einst mehrere Bursche Nachts Bier holen, und wie sie

hinkamen, warf es Steine auf sie. In der Meynung, es wäre irgend ein Scherz, rief Einer davon: „Wart, ich kenne dich schon!“ Da aber hagelte es Steine auf sie und trieb sie in die Flucht, bis sie der Nachtwächter wieder in den Keller zurückführte; vor der Kellerthüre saß ein schwarzer Pudel, der Feuer spie, die Durstigen aber gleichwohl ungefährdet hineinließ.

In der Schloßkapelle standen im Zwielichte Fremde, und bewunderten den alten Bau. Da trat aus der Ecke eine bleiche schöne Männergestalt, mit einem Leuchter in der Hand und schritt quer über den Raum, um in der anderen Ecke zu verschwinden. Gleich darauf kam der Meßner, und läutete das Gebet. Die Fremden meynten, er sey ja gerade dagewesen; der aber schüttelte den Kopf und sagte traurig vor sich hin: „So hat er noch immer keine Ruhe, der arme Landgraf!“

Oft sieht man auch in der Mittagsstunde eine weisse Jungfrau auf der Burgmauer sitzen und stricken: die silbernen Nadeln glitzern weithin in der Sonne.

§. 68.

Trausnitz im Thal,

noch ziemlich gut erhalten, ist hochberühmt in der Geschichte Bayerns und Oesterreichs als die Burg, auf welcher König Friederich der Schöne von Oesterreich nach der für ihn unglücklichen Schlacht bey Ampfing — 28. September 1323 — in das dritte Jahr lang gefangen gehalten wurde. Ludwig von Bayern hatte ihn dem Vitztum Weiglein zur Abführung auf dessen Burg

Trawsennicht übergeben. Doch ward der edle Fürst nicht gefesselt; wenn man also in dem Burgzimmer, das er inne hatte, noch Stücke von der Kette zeigt, die er getragen haben soll, so ist dieses unbegründete Sage; der Gefangene hat selbe wohl zum Gedächtnisse seiner Befreyung anfertigen lassen, was um so glaublicher erscheint, da sie erst in der Kirche hing.

Oefter ward dem edeln Gefangenen nahe gelegt, sich seiner Haft heimlich zu entledigen; er wies jedes solche Anerbieten zurück. So wagte es vergebens ein Schmid von Bertholdshofen bey Murach, die Burg mit Hilfe von Zangen, die er an die Ecken ansetzte, zu ersteigen und bis zum Fenster des Zimmers zu gelangen; doch lohnte ihm Herzog Leopold die kühne That durch das Geschenk eines Gutes, welches von nun an Zangenstein hieß, bey Naabburg. — Auch machten sich die Bürger des befestigten Marktes Luhe daran, ihn zu entführen; der Fürst wies sie ab, schenkte ihnen aber später zum Danke den Luherforst mit Jagdrecht; davon trägt noch das Wappen von Luhe einen Adler und einen Baum nebeneinander. Zuletzt soll sich noch ein fahrender Schüler, eigentlich der Teufel, erboten haben, die Befreyung zu vollziehen; einem solchen Gesellen mochte sich aber Friedrich noch weniger anvertrauen. Es war auch nicht nöthig. Denn sein Gegner, nicht minder edelmütig, trat eines Morgens selber zu ihm hin, der sich die ganze Zeit über den Bart nicht hatte scheeren lassen, versöhnte sich und erneuerte die Jugendfreundschaft. Doch neuer Schmerz wartete des Schwergeprüften;

er fand seine Gemahlin, die fromme Elisabeth, von vielem Weinen erblindet.

In dem Schlosse Stein bey Trausnitz zeigt man noch den Fremden das sogenannte rothe Zimmer, in welchem der Friedensvertrag von den versöhnten Freunden unterzeichnet wurde.

Friedrich vertrieb sich die Zeit seiner Haft damit, daß er Pfeilschäfte aus Holz schnitzelte; noch zeigt man in der Umgegend Stücke davon, welche ganz fein gearbeitet sind.

Die Kirche zu Trausnitz besitzt einen alten Flügelaltar, in halberhobener kunstvoller Arbeit Darstellungen aus der Kindheit Jesu enthaltend; vor diesem sollen die beyden Fürsten die Versöhnung beschworen und darauf das heilige Abendmal empfangen haben.

Es ist noch nicht lange, so wollte ein praktischer Bräumeister, der in dem unteren Geschosse der Burg seine Braugeräthschaften aufbewahrt, in der Nähe auch einen Felsenkeller haben; er ließ daher graben und entdeckte einen regelmässigen gemauerten Gang, der sich um den ganzen Schloßberg zieht und nun ohne Kosten seinen Wunsch erfüllt.

VI. Anhang.

§. 69.

Untergegangene Städte.

Hievon ist bereits früher am treffenden Orte die Rede gewesen. Häufig weiß die Sage darum; wie von

der untergangenen Stadt bey Floß, jener zwischen Alten- und Hohenparkstein, der sogenannten Heidenstadt, dann von der grossen Stadt Mircha bey Speinshard, der Residenz des Norikus, ersten Fürsten der Nariscker, von welcher man noch die Trümmer sieht u. s. w. Wischlburg, jetzt ein Dorf, bey Pfatter, war einst eine Stadt, Rosenheim genannt, und dehnte sich eine Stunde lang zwischen Donau und Landstrasse aus. In einem aus Bruchsteinen der Häuser entstandenen Hügel gräbt man nach Schätzen. Auch fand man dortherum Menschengerippe in schwarzer Erde.

Manche früher grosse Städte sind zu ganz kleinen Städtchen und Dörfern zusammengeschwunden, wie Waldkirch bey Vohenstrauß, welches sich früher fast eine halbe Stunde ausdehnte, und im Wappen den Jungfrauen-Adler trug, welchen es später an Nürnberg verkaufte, — ferner Altenstadt, ein Dorf, unfern von Vohenstrauß, welch' letzteres in alten Zeiten die Vorstadt bildete, und daher jetzt noch Vornbraß = vorne draussen heißt. Velburg dehnte sich einst bis zum Hollenstein oder St. Wolfgang aus, auf eine Viertelstunde Weges länger, denn jetzt; Cham war so groß, daß Chammünster in seiner Mitte lag.

An die untergegangenen Städte reihen sich die untergegangenen Burgen, wovon bereits oben die Rede. Bey Luhe, da wo die Naab eine Krümmung macht, ist eine solche Burg versunken, dem Burgherrn zur Strafe dafür, daß er stets so gräulich fluchte. Die Stätte deckt nun ein kleiner Teich. Schatzgräber wollten das Wasser

ausschöpfen, und kamen schon an steinerne Stufen, als sie vermeynten, Luhe stehe in Brand, und zum Löschen eilten.

§. 70.
Ein verlassenes Dorf.

Auf einer Hochebene zwischen Bleystein und Neukirchen, rings von üppigem Fichtenwalde beschlossen, liegen in weiter Ausdehnung die Spuren eines Dorfes dem forschenden Wanderer vor Augen. Stiller Friede der Natur lagert über der Fläche, wo einst reges Leben sich entfaltete; Rinder weiden, wo in früheren Zeiten der Mensch seine Feuerstätte aufgerichtet hatte, und der Pflug zieht lange Furchen quer durch die ehemaligen Häuserreihen. Wehmut überkommt den Wanderer, wenn sein Fuß auf die Reste der Wohnungen tritt, welche wohl eine glückliche Bevölkerung in sich aufgenommen und zu einer zahlreichen Gemeinde versammelt haben. Von diesem Wohlstande zeugen die weitgestreckten Hochäcker, aus denen nun kräftige Fichten emporgewachsen, und auf hohes Alter weisen die Feldmasen oder Beet-Breiten, welche zu einer Weite von fünf bis sechs Schuh sich ausdehnen.

Und mit einem Male ist das Unglück hereingebrochen, welches das Dorf von der Erde hinwegnahm, und die Erinnerung daran so sehr verwischte, daß selbst der Name des Ortes ungewiß ist. Die Einen nennen ihn Hagendorf, die Andern von seiner hohen Lage Hochdorf. Nach der Sage waren es die Hussiten, welche

vor 430 Jahren, von Rötz her ziehend, soeben das Gotteshaus auf dem nahen Fahrenberge verwüstet hatten und nun ihre sengenden und brennenden Banden in die Umgegend aussendeten. Ein Zug berührte Hagendorf und brannte es nieder. Die Bewohner, schon früher von der Ankunft der Slaven unterrichtet, waren entflohen und hatten Alles zurücklassen müssen. Daher findet man in den Ruinen keine Menschengebeine, wohl aber verbrannte Thierknochen und Hausgeräthe aller Art. Ein Theil der Bevölkerung zog sich an den untern Fahrenberg hinüber und gründete dort neue Wohnsitze, meist in Einödhöfen, wie Bibershof, Pfifferlingstiel, Radwaschen, Birkenbühl. Das Kloster Waldsassen, die Grundherrschaft, hatte den Boden gegen Ueberlassung der alten Gründe abgetreten und ließ diese nun aufforsten. Nach anderer Meynung erbauten sich die Unglücklichen ein neues Dorf, auf welches sie den Namen des alten übertrugen, das heutige Hagendorf, etwa eine Stunde in südlicher Richtung gegen Waidhaus zu. Vom alten Dorfe bilden die einzigen Reste zwey Einödhöfe in einer südwestlich abfallenden Schlucht, Steinbach und Ramelsleiten. Vielleicht gehörte auch die heutige Hagenmühle unten an der Zott hieher.

Es war den Barbaren leichte Mühe, in etlichen Stunden zu zerstören, was Jahrhunderte langem Fleisse, Entbehren und Mühsal aller Art sein Entstehen verdankte; denn die Häuser waren wie jetzt noch häufig in der Gegend von Holz erbaut und ruhten auf einer erhöhten Grundlage von Granitsteinen, welche noch jetzt

die Brandmale vom verzehrenden Feuer tragen. In zwey langen Reihen, ziemlich dicht an einander, ziehen noch sichtbar die Brandhügel sich hin, welche die Häuser zurückliessen; unzweifelhaft ist ein Theil derselben schon zu Feld und Wiese gemacht und vom Pfluge eingeebnet worden. Ich vermute, daß diesen beyden Reihen wieder andere, mehr gegen Süden hin gelegen, entsprachen, um das Kirchlein, wovon sogleich unten, nicht offen stehen zu lassen. Jedes Haus hat neben sich den Backofen, aus Lehm geschlagen, und eine kleine Cisterne, das Vieh zu tränken.

Am östlichen Ende der sichtbaren Reihe sind die Hügel besonders gut erhalten. Dort muß auch der Hafner gehaust haben; man findet an seiner Stätte viele Scherben ungebrannten Geschirres, Töpfe mit kreisrundem Boden, am Rande sich zu einem Vierecke erweiternd, an der Aussenseite schienenartig gefurcht; selbst Vorräthe zubereiteten Töpferthones kommen zu Tage. Am westlichen Ende, in einer Schlucht am Bache, wohnte der Müller; man stieß auf Bruchstücke behauener Mühlsteine. Aber nirgend eine Spur von Ziegeln. — Auffallend ist die Menge ausgegrabener Schafscheeren, welche auf starke Schafzucht deuten, und kleiner Hufeisen, hier Jasl- oder Eseleisen genannt. Man schreibt diese gewöhnlich den Schweden zu, darf aber mit mehr Recht annehmen, daß sie einem kleinen Schlage von Pferden angehörten, welche sich für das Hügelland gar wohl eigneten und daher einst gezogen wurden. — Nach den gefundenen Resten hatten die Räder keine eisernen Reife,

sondern nur Schienen. Nicht selten stößt man auch auf Pfeilspitzen und Sporen mit grossen Rädern. Vor der ersten Häuserreihe, welche fast in gerader Linie von Osten nach Westen läuft, steht auf offenem Platze erhaben der steinerne Grundbau des Kirchleins, welches dem heiligen Johann dem Täufer geweiht gewesen seyn soll und groß genug war für eine Gemeinde von 400 bis 500 Seelen. Das Presbyterium ist gegen Osten gerichtet, die Thüre gegen Norden. Letztere war ganz von Eisen und befand sich später in dem Pflegamtsgebäude zu Bleystein, wo sie in dem grossen Brande verzehrt wurde. Nach ihrer Zeichnung möchte ich auf byzantinischen Bau des Kirchleins schliessen. Das Kirchenpflaster bestand aus kleinen Bruchsteinen, in schlechten Mörtel gelegt: denn Kalk ist hier theuer; gleichwohl ist es so hart wie Stein geworden. — Die Mauersteine sind und werden von den Leuten hinweggeführt: noch zu Anfang des Jahrhunderts war ein ansehnlicher Theil davon erhalten; doch ist auch jetzt noch ihre Führung gut kenntlich, und junge Fichten, welche auf den Mauerresten angeflogen sind, bilden eine natürliche Wand zum Schutze des ehemaligen Heiligtumes.

Begreiflicher Weise meldet das Volk von hier vergrabenen Schätzen. Ein Ehepaar ging von der Gevatterschaft heim um Mitternacht, und sah hier eine Kufe, darauf eine Monstranze zwischen zwey brennenden Lichtern. Wieder grub Einer nach Schätzen: da brachte der Geist einen Sarg, und der Schatzgräber lief davon. Noch nicht lange ist es, daß eine vielberühmte Wahr-

sagerin der Gegend, die Stangenbäuerin, das Vorhandenseyn der Truhe bestättigte, das Erheben der Schätze aber von der Anwesenheit des Grundeigentümers abhängig machte. Dieser läßt sich aber nicht bewegen, beym Ausgraben gegenwärtig zu seyn.

Der Kirchthüre gegenüber zeigen sich in der Häuserreihe die Spuren eines grössern viereckigen Gebäudes, wohl das Priesterhaus. Den Gottesdienst sollen Mönche aus Waldsassen, von ihrem Hospiz auf dem Fahrenberge aus, abgehalten haben. In diesem Vierecke ist ein verschütteter Brunnen, in welchem die Glocken des Kirchleins liegen sollen; um sie vor den Hussiten zu retten, wurden sie hineingeworfen. Nun hört man sie zeitweise unterirdisch läuten, gar wehmütig, daß sie nicht mehr die fromme Gemeinde von der Höhe des Thurmes zum Dienste des Herrn rufen können.

Noch eine Sage geht hier: in der Nähe floß ein Gnadenquell, eine Salzquelle; der Berg, wo er entsprang, heißt noch der Sulzberg, und die kupfernen Röhren sollen aus der dortigen Salzquelle bis nach Pfrentsch gelegt gewesen seyn. Da hütete einmal ein armes altes Weib am Berge ihre einzige Gais, und diese trank vom salzigen Brunnen, und das Salz tödtete das Thier. Voll Zornes lief die Alte in's Dorf und holte einen Napf Hirse, und warf ihn in den Salzquell mit der Verwünschung: „So viele Jahre, als Körnlein Hirse sind, sollst du versiegt und trocken seyn." Und seitdem läuft der Fluß nicht mehr.

§. 71.

Das verlorene Dorf.

Unser Lieber Herr ging einst mit dem Petrus auf die Wanderschaft. Da kamen sie von Waidhaus her in die Brünnst, welche in drey Abtheilungen als vordere, mittlere und hintere Brünnst dalag. Dem Herrn aber gefiel es nicht, daß es hier immer brannte, und er befahl dem Petrus, Alles in seinen Brodsack zu stecken und ihm dahin zu folgen, wo er das Dorf Brünnst aufstellen wolle. Der Weg führte über den Dümpfel, wo damals noch kein Haus stand. Nun hatte der oft gebrauchte Sack Löcher, und so fiel dem Petrus auf dem Weg durch den Dümpfel ein Haus um das andere durch, und als sie zur Stelle kamen, wo jetzt Mangelsdorf liegt, sollte Petrus seinen Sack abthun; da machte er grosse Augen, als alle Häuser verloren waren bis auf ein Häuschen, welches im Zipfel steckte; die andern lagen zerstreut auf dem Wege über den Dümpfel. Davon hat Mangelsdorf, welches nur aus Einem Gebäude besteht, den Namen erhalten.

§. 72.

Unterirdische Gänge.

Darf man dem Volke glauben, so ist die ganze Oberpfalz von Gängen, welche oft stundenweit durch Berg und Thal, durch Fels und Sand, selbst unter Wasser in der Erde sich fortziehen, unterminirt. Wer hat sie gebaut? Darüber schweigt die Urkunde. Das

Volk schreibt sie den Zwergen zu, dann den Rittern, welche von ihren Burgen aus solche Gänge durchbrechen liessen, theils zur Verbindung mit andern Schlössern, theils um heimliche Ausgangspunkte für die Zeit der Gefahr zu haben. Spätere Zeit trug nun auf die Klöster über, was früher von den Rittern galt, und setzte diese in Verbindung, um ungesehen sich zu treffen, die Schätze, welche sie aufgehäuft haben sollen, zu verbergen.

Diese Gänge gleichen unterirdischen Heerstrassen und münden sich an uralten Mittelpunkten frühern Lebens; in Schachten führen sie gerade hinauf an das Licht des Tages aus dem Dunkel der Erde, so hoch durch den härtesten Felsen, daß man staunt, wie die Vorzeit solche Kunst, solche Ausdauer, so ungeheure Kosten aufbieten konnte. Liegt der Zweck dieser Gänge bey Burgen, Klöstern, Städten, auch vor Augen, so frägt sich wieder, ob sie nicht schon dagewesen zu einer Zeit, wo jene noch nicht waren, ob sie nicht vielmehr als schon vorhanden benutzt wurden. Am räthselhaftesten erscheinen die Zwergengänge: ihr Daseyn ist verbürgt, wozu aber dienten sie, da sie eben nur für Zwerge groß genug sind? wozu die Kammern, von denen sie unterbrochen werden? Hier war Kunst thätig: die Erklärung, als habe das Wasser sich die Abzugswege gebildet, als wären es Spalten, welche bey der ursprünglichen Bildung der Erdoberfläche zurückgeblieben sind, ist oberflächlich, da sie sich nicht auf genaue Ortskenntniß gründet und ausser Acht läßt, was das Volk hievon weiß.

Uebrigens liegt die Vergleichung mit den unterirdischen Häusern und Gängen der keltischen Pikten in Schottland und auf den schottischen Inseln nahe, von welchen Wilson berichtet. Die Sage schreibt sie einem Urvolke zu, welches von den jetzigen Bewohnern des Landes besiegt, in diese Behausungen unter der Erde sich zurückzog, und weil klein von Gestalt, auch darin leicht Raum fand. Dieses Urvolk ist jetzt zu kleinen bösen Wesen herabgesunken, welchen übermenschliche Kräfte zur Seite stehen.

Es ist ferner interessant, wie Zwergengänge neben Gängen aus Burgen sich finden. So ist in Amberg der Marktplatz vom Rathhause aus voll solcher Gänge und Kammern; links und rechts von ihnen befinden sich kleine Keuchen, an denen noch die Eisenringe hängen; eine grössere Kammer zeigt noch den Folterherd und an der Decke den Ring für den Aufzugsgalgen. Unter der Vils hindurch geht ein Gang zum Frauenkloster, von da zum Franziskanerkloster und weiter zu den Maltesern, dem ehemaligen Jesuitengebäude; hier geht ein Gang wieder herunter in den Steinhof, der nun niedergerissen ist, eine ehemalige pfalzgräfliche Burg, und von hier zu den ehemaligen Paulanern an der Stadtmauer. Rechts von den Maltesern führt ein unterirdischer Gang drey Stunden weit nach dem uralten Kastel, seit dem Schwedenkriege ein Hauptsitz der Jesuiten. Vom Rathhause zieht sich ferner ein Gang zum Ziegelthore, unter welchem sonst ein Verließ war, eine ehemalige Schatzkammer, mit welchem durch einen ähnlichen

Gang das Schloß auf dem Berge in Verbindung stand. Von da aus ziehen sich unter der Vils weg wieder zwey Gänge auf den St. Annaberg bey Sulzbach und in die Burg Rosenberg, zwey Stunden lang. Rechts auf dem Mariahilfsberge im Walde aber läuft ein Zwergengang vom sogenannten Zwergenberge aus, einem Steingeklüfte, nach Raigering, wo eine alte Burg stand, und von da nach Aschach: dieses ward in gleicher Weise mit Hirschau verbunden. So sagt das Volk.

In gleicher Weise ist der Boden, auf welchem Cham steht, von solchen Gängen unterhöhlt; erst unlängst kamen zwey durch Einsturz zu Tage; sie waren gewölbt und so hoch, daß ein Mann darin gehen könnte; auf der Burg, welche auf dem nahen Katzberg liegt, gehen sie aus.

Von den Burgen ist es etwas Bekanntes, daß von ihrem Innern unterirdische Gänge nach Aussen führten oder Verbindungen herstellten. Gewöhnlich gehen diese Gänge im dichten Walde zu Tage und ein geheimer Pfad darin führt zur Mündung des zweyten Ganges, der von der benachbarten Burg hergeleitet ist. Vielleicht ward auch Wasser, Holz, Speise auf diesem Weg in das Innere der Burg geschafft, besonders zur Zeit der Belagerungen. So befindet sich an einem Thurm der herrlichen Burg Wernberg, jetzt zu einer Zuchthauskolonie benützt, eine Fallplatte, die mit einem Ringe gehoben wird und auf einer Treppe aufliegt, welche in's Thal herab führt.

Vom Fahrenberg geht ein unterirdischer Weg bis in den Leuchtenberg hinüber, vom Freudenberger

Schlosse an den Fuß des Berges, von Eichelsberg nach Oberviechtach, von Tännesberg nach Wildstein, eine Viertelstunde weit bis in den Wald hinein, ein zweyter wieder nach Leuchtenberg, von Haus Murach bis zum Schlotthof, von der Schwarzenburg bey Rötz bis an den Schwarzweiher hinab, der von seinem schwarzen Wasser so benannt ist, vom Kürnberg nach dem Schwarzenberg bey Strahlfeld, von Leuchtenberg bis zur Burgmühle.

Aus der alten, zerstörten Burg bey Theining, welche auf einem Hügel steht, zieht sich ein Gang unter der Laber durch bis an die Sakristey der Kirche des Ortes.

Aus dem Keller der Burg Rieden geht ein Gang eine halbe Stunde weit im Berge fort und mündet sich an einem Steinfelsen als enges Loch.

Aber nicht bloß von solchen Gängen unter der Erde geht die Rede im Volke. Dieses meldet auch von Heerstrassen, welche nun tief unter der Erde liegen. Einer von Waldkirch, einem kleinen Dorfe bey Waldthurn, ging Nachts heim; da hörte er Schritte hinter sich, und nicht lange, so wurde er auf die Schulter geklopft. Er wendete sich um, und sah einen fremden Mann in alter Tracht. „Wohin des Weges?" frug der Fremde. Auf die Antwort: „nach Waldkirch," fuhr der Fremde weiter fort: „Ich kenne Waldkirch noch als grosse Stadt, und bin die Heerstrasse, welche vom Schellenberge herführte, gar oft gegangen; jetzt ist sie tief unter der Erde gelegen. Du mußt wissen, ich kenne Wald-

kirch schon zu einer Zeit, wo Waldthurn noch aus drey Höfen bestand.“ Damit verschwand er.

§. 73.
Verlassene Strassen.

Dem aufmerksamen Wanderer, welcher nicht auf der Landstrasse bleibt, sondern die Fußwege sucht, entgehen jene Furchen nicht, welche durch dichte Wälder sich ziehen, in Felsen haushohe Hohlgassen bilden und gewöhnlich von Osten nach Westen sich wenden. Es sind die Spuren alter Wege, welche weit in graue Urzeit zurückreichen, vielleicht noch über die Einwanderung der Germanen zurück, und einem Volke angehören, von welchem wir nicht gehört, welches aber gleichwohl regen Verkehr muß unterhalten haben.

Bey Neuenhammer finden sich links und rechts von Böhmen her über bedeutende, lang gestreckte Anhöhen solche alte Wege, mit Geleisen bis zu doppelter Manns-grösse, da, wo jetzt hoher Wald steht, und das nicht einzeln, sondern zu dreyssig und vierzig nebeneinander. Wenn man sieht, wie das Landvolk heute noch gleichsam im Urzustande sich seine Wege bildet, indem der fol-gende Wagen, sich genau innerhalb dem Geleise des frühern hält, und diese Spur nur verläßt, um eine neue daneben anzulegen, so sie ihm zu ausgefahren und zu beschwerlich erscheint; wenn man dann dabey bedenkt, daß ein Zeitraum von fünfzig Jahren nicht wohl aus-reicht, ein tiefes Geleise in solcher Weise zu graben, so mag man ohne Uebertreibung zwey bis drey Jahr-

tausende zurückgehen, um die Anfänge der ersten Spur zu suchen. Es ist unerklärlich, warum ganze Berge, in nächster Nähe aneinander, mit diesen alten Wegspuren bedeckt wurden, warum sie dort in weiter Ausdehnung neben einander und in ungemessener Länge — ich habe sie von der böhmischen Gränze bis Weiden verfolgt und auf der andern Seite bis Leuchtenberg hin angetroffen — sich fortziehen. So wird das Sprichwort Würdigung finden, wenn es heißt, daß der Böhmerwald — der im frühen Mittelalter bis über die Raab sich erstreckt haben muß — schon neunmal Wald und neunmal Feld gewesen sey.

Nimmt man hiezu noch die weitverbreiteten Hochäcker in Mitte von Urwald, die Spuren ehemaliger Felder auf hohen, nun bewaldeten Bergen, wie um Reichenstein, deren Beeten gleich den heutigen oberpfälzischen Bifängen sind, und die Höhe der Feldköpfe oder Abwand an manchen Aeckern, so muß man auf eine Zeit der Kultur schliessen, welche weit hinter die unsrige zurückgeht, und auf eine Bevölkerung, welche dichter war als die heutige.

Vorerst will ich dieses nur angedeutet haben, um die Aufmerksamkeit derer, denen daran liegt, hierauf zu lenken.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

